Aus der Leihbibliothek

von Georg Draudt in Wien,

Wieden, Adlergasse Nr. 1025.

Das Abonnement bei dieser Leihbibliothek, welche täglich durch die neuesten so wie durch ältere Werke vermehrt wird, beträgt:

	ganzjährig	halbjährig	monatlich
1.) Für 1 Werk, oder ein einfaches Abonnement	fl. 8. —	fl. 4. 30 kr.	fl. — 48 kr.
2.) Für 2 Werke, oder ein doppeltes Abonnement	„ 12. —	„ 6. 30 „	„ 1. 12 „
3.) Für 3 Werke, oder ein dreifaches Abonnement	„ 16. —	„ 8. 30 „	„ 1. 36 „
4.) Für 4 Werke, oder ein vierfaches Abonnement	„ 20. —	„ 10. 30 „	„ 2. — „

Für Nicht-Abonnenten kostet der Band täglich 2 kr.

9033/4

Neue Novellen

von

Theodor Mügge.

Vierter Band.

Hannover, 1846.
Verlag von C. F. Kius.

K.K. HOFBIBLIOTHEK
G. DRAUDT
WIEN

RBR
Jantz
#22
bd. 4

Inhalt.

Krug vom Borne . . . . . Seite 1.
Der Spät . . . . . » 157.
Der Weg zum Glück . . . . . » 255.

Kreuz vom Borne.

1.

Es lag einst ein Schloß im Wendenlande, wenige Meilen von dem alten Königssitze Brandenburg an dem Havelstrome; jetzt ist es nicht mehr. Jetzt ist es ein Edelgut, dem weit und breit der fruchtbare Boden zugehört. Mit seinen hohen Fenstern, rothen Dächern und neumodischem Aufputz scheint es eben aus der Hand des Baumeisters hervorgegangen, und erst wenn man es näher betrachtet, erkennt man da und dort uraltes Mauerwerk unter den hellen Farben. — Noch steht auch das Thor mit seinen verwitterten Wappen, noch läuft ein Bollwerk von Stein in den tiefen Graben, noch hängt ein alter Söller über dem Strom, der die Grundvesten bespült, und noch rauscht es dort in den Kronen alter Eichen, die mitternächtlich sich klagen, was sie in ihrer Jugend einst gesehen.

An dem Tage aber, wo diese Erzählung beginnt, an einem Frühlingstage des Jahres 1189 war Schloß wie Volk ganz anders anzuschauen, als jetzt. In mächtigen Gewinden und Ketten lief der Wald über das neu eroberte Christenland; nur einzelne Strecken waren gerodet und die Voigte des gestrengen Ritters trieben die

unterjochten Wenden mit der Peitsche zur Arbeit. — Greise, Weiber und Kinder kehrten emsig schaufelnd den Boden um, dessen Brot sie nicht essen sollten. Im Hofe des Schlosses aber hielten Wagen von langgehörnten, kleinen Kühen gezogen, plumpe Gestelle mit zwei oder vier Blockrädern, in deren Kasten Hühner und Eier, Speck und Butter, Honig und Mehl lagen, was sie gezwungen dem Hausmeier ablieferten. — Die großen kräftigen Wilzen in Lederjacken mit struppigem Haar, kleinen Nasen, kurzen Stirnen und dem festen Blick des Hasses und der Knechtschaft beugten sich demuthsvoll vor dem Meier, der in der Hand das Kerbholz hielt, zurückstieß was er an den Lieferungen der Leibeignen zu tadeln fand, und mehr als einmal seine schwere Peitsche brauchte, die Widersprechenden zu züchtigen. Aber der Geschlagene wehrte nicht und klagte nicht; er warf einen scheuen Blick auf seinen Peiniger und auf die Wappner am Burgthurm. O! diese Deutschen, wie gern hätte er ihnen Gift gereicht, statt Brot, diesen grausamen Eindringlingen, welche den freien Mann zum Sclaven gemacht hatten. — Da standen sie auf ihre Lanzen gelehnt, die Eisenhaube über ihr lang wallendes Haar, das breite Schwert am Koller festgeschnallt, so spotteten sie über die Leiden des besiegten Volkes. Die Wenden haßten diese Unterdrücker tödtlich, aber sie schwiegen, denn wer eine Hand aufhob gegen einen Deutschen, dem wurde sie abgehauen und der Kopf dazu. Besser also leiden und leben, als in verwegenem Thun untergehen. Der Slave war tapfer, aber ein Knecht, und Knechtschaft macht feige

und klug. Der deutsche stolze Mann haßte den Wenden nicht wieder, er verachtete ihn. Er wußte wohl, wie das Volk in Burg und Wald noch immer zu den alten Götzen, zu Flins und Triglav betete und mehr mit höhnischem Lachen, als mit heiligem Eifer nahm er die Peitsche und trieb den unterjochten Schwarm in die Kirche, in das Taufbecken und zum Christenschwur, wenn ein wandernder Priester kam, der bekehren und Zehnten sammeln wollte. — Er wußte wie die Heiden ihn verfluchten, aber er lachte darüber, und hier im großen Hof der Zwingburg, in deren Thürmen mancher schon geendet, jagten sich die deutschen Knappen mit den wendischen Mägden und trieben Kurzweil mit den rüstigen Dirnen, die nichts dagegen hatten, den Unterdrückern ihres Volks zu gefallen. — Immer ist bei den Frauen Verderbniß und Verrath am meisten gewesen, wenn es darauf ankam, rohe Sieger sanft zu machen. Das war ein lustiges Treiben und Toben. Die Meute im Zwinger bellte wüthend dazu, drei Bären, die man im Walde gefangen und mit abgehauenen Tatzen im Hofe an Ketten gelegt, brüllten dazwischen, endlich aber that der Hausmeier einen Schwur, übel solle es dem nichtswürdigen wendischen Gesindel und Allen gehen, die nicht Ruhe hielten. Das wirkte so viel, daß sie heimlicher ihre Scherze trieben, aber nur wenige alten Wilzen empfanden die Schmach und wandten ihre Blicke zu Boden, als sie ihre Töchter in den Armen der Fremden sahen, die übrigen drängten sich näher, um als Freunde und Verwandte Theil zu haben an der Ehre.

Während dies lärmend und laut im Hofe vorging, saßen in einem großen Gemach drinnen zwei Frauen und ein priesterlicher Herr ihnen gegenüber. Es war die Mittagsseite des Kastells, das seine bethürmten Flügel in den Strom senkte und zwischen ihnen und der Hauptfront einen Gartenplatz ließ, der von der hohen Burgmauer geschlossen war. — Die Damen im Zimmer sahen darüber hinaus auf die breiten Havelseen, welche sanft gekräuselt vom Morgenwinde ihre Fluten vorüber trieben. Helles Sonnengefunkel fiel durch ein offenes Fenster auf den bunten Teppich aus Venetia, der in der Mitte des Gemaches lag, auch brach sich mannigfach lieblich das Licht in den kleinen bunten bleigefaßten Scheiben und warf den farbigen Schein auf die dunkle Eichentäfelung der Wände dieses hübschen Wohnortes. — Wenige Geräthe schmückten es: Einige große Sessel, ein Tisch mit geschnitzter Kante, ein Schrank in der Ecke, ein Crucifix an der Wand, und im Hintergrunde als Ehren- und Ruheplatz ein Polster; endlich am ungeheuren Kamin eines jener unvollkommenen Instrumente, schwankend zwischen Harfe und Zitter, das aus Italien nach Deutschland gekommen, mit sieben oder neun Saiten bespannt war, und auf den Knieen gespielt wurde. — Die ältere der Damen saß an dem Tisch und drehte mit kunstfertiger Hand den Faden einer Spindel, die jüngere stand am Fenster, sah in den goldumwebten Himmel, und bald auf den glänzenden tiefblauen Wasserspiegel, auf die leise schwankenden Bäume im Garten und hinüber auf die Waldgelände und Hügel, an denen Weinberge hinzogen,

auf deren Kronen stolze riesenhafte Föhren einzeln aufstiegen. — Dann betrachtete sie ein paar dunkle Punkte, die in weiter Ferne schwammen, und verfolgte die Schaaren kleiner Vögel, welche laut schreiend in die wogenden Schilfwälder stürzten, die Entenschwärme, die rothköpfigen blitzschnellen Taucher, die Reiher, wie sie ernsthaft auf vorspringenden Landzungen auf und nieder schritten, die Schwäne und Störche an den blumenvollen Wiesenflächen, und endlich seufzte sie leise, denn wie heiter Land und Himmel waren, es fehlte doch der schönste Schmuck darin, das frohe Menschenleben!

So weit ihr Auge blickte, es regte sich nichts. Kein Dorf lag an diesen sonnigen Wassern mit ihren zahllosen Buchten, die jetzt so belebt sind. Halb versteckt unter den Sandbergen zog bläulicher Rauch aus ein paar Hütten wendischer Leibeigenen; es barg sich Jeder so viel er konnte vor den übermüthigen Herren. Auch die breiten Seespiegel waren öde, denn selten zog damals ein plumpes Handelsschiff von Brandenburg herauf nach der unterworfenen Wendenstadt Spandowa, oder nach dem neu gestifteten Christenschlosse: To dem Berlin. Endlich aber kamen die beiden schwarzen Punkte, welche das Fräulein in der Ferne entdeckt hatte, näher heran und erregten ihre Aufmerksamkeit. Sie erkannte in dem ersten ein kleines Boot, das von einem Manne mit schnellen Schlägen über den See getrieben wurde, ein anderes größeres eilte ihm nach, und war nicht weit zurück.

»Was giebt es dort?« fragte die junge Dame

und zeigte mit dem Finger auf den Gegenstand ihrer Neugier.

Der Priester in dem langen braunen Kleide legte das feingeschriebene Gebetbuch, in welchem er las, auf den Tisch und trat zu ihr hin. — Er war alt und hatte ein ernstes, hartes Gesicht. Von seiner hohen, kahlen Stirn lief eine fürchterliche Narbe über Wange und Kinn, die ihn sehr entstellte, aber sein Auge war groß und feurig, sein kleiner Körper voller Kraft und sein Haar, das in langen weißen Locken auf sein Gewand fiel, gab ihm ein Ehrfurcht heischendes, schönes Ansehn.

Als er einen Augenblick auf die beiden rudernden Boote gesehen, sagte er mit volltönender, sanfter Stimme: »Das ist auch eine Jagd, welche Ihr noch nicht kennt, edle Jungfrau Siegelind. — Der da vorn ist ohne Zweifel ein deutscher Mann und Christ, und die ihn jagen sind zornige Heiden. — Wir haben das Kreuz seit dreißig Jahren nun in diesem Lande aufgepflanzt, und Du, mein Heiland! weißt es, wie wir für Deinen Ruhm kämpften und litten. Aber hartnäckig ist dies blinde Volk. Es wendet sich vom ewigen Lichte ab, wo es nur kann, betet zu den scheußlichen Götzenbildern, und würgt und wüthet gegen die Verkündiger des wahren Glaubens; ach! gegen Jeden, der den herrlichen Namen eines Christen trägt.«

Das schöne Mädchen sah den Mönch mitleidig an. — »Man hat mir erzählt,« sagte sie, »daß Ihr auch einst in der Heiden Hand waret, lieber Vater Johannes.«

Ein finsteres Lächeln lief über seine Züge. »War,«

sprach er halb vor sich hin, »ja, und fester in ihrer Hand als der kühne Rudrer dort, der, wenn seine Kraft nicht ermattet, ihren mörderischen Fäusten diesmal wohl entkommen wird.« Er kreuzte die Arme über seine Brust und lehnte sich an den Pfeiler. — »Dreißig Jahre sind es nun,« fuhr er fort, »seit ich mit manchem tapfern Streiter in dies Land zog, und wo sind sie nun alle die kühnen Männer, welche mit Kreuz und Schwert durch diese unermeßlichen Wüsten rannten, bis das Ostmeer ihnen Schranken setzte? Todt, ermordet oder in heißer Schlacht gefallen; auf Opfersteinen zerschnitten, und das Herz unter den Zaubergesängen der Heidenpriester aus ihrer Brust gerissen und drei Mal ihnen ins verscheidende Antlitz geschlagen.«

»Jesus Maria!« rief das Fräulein schaudernd, indem sie sich bekreuzte.

»O! klagt nicht,« fuhr Johannes mit erhöhter Stimme fort und seine Augen funkelten hell; »wahrlich ich sage Euch, sie gingen ein ins Paradies, und des Erlösers Kuß empfing sie an der Schwelle! — Ich,« sagte er dann demüthig, »sollte des Heils der Märtyrerschaft nicht theilhaft werden, dennoch habe ich manche Leidensstunde zu Gottes und seines Sohnes Ehren bestanden, und weiß ich denn, was noch geschehen mag?«

»Gott möge Euch schützen,« fiel das Fräulein ein, »auch sind die Verächter Gottes ja nun überall besiegt.«

»Es ist nicht mehr wie damals,« sagte der Priester, »als ich unter Markgraf Albrechts Banner auszog in dies Land, das noch keines Christen Fuß betreten. —

Wir verfolgten den Weg, diesen Strom hinauf bis ins Land der Obotriten, dann zogen wir den Spreefluß hinab und gelangten endlich zur heidnischen Königsburg in Köpnik; da war es, wo ich gefangen ward. — Sieben Tage hielt man uns in engen Kerkern, Körben von dichtem Weidengeflecht, gebunden und blutend, ohne Acht auf unsere Wunden, denn tapfer, wie treue Männer, hatten wir Priester alle gestritten, den Harnisch über das Wollenkleid geschnallt. Da kam der Opfertag. Wir wurden in den Kreis ihrer Edlen geschleppt und ihrer Götzendiener, die uns richteten. — Tugumir, der Krole, stand auf sein Schwert gestützt, und betrachtete uns lange mit seinen düsteren bösen Augen. — »Elende,« rief er endlich, »sagt an, warum kamt Ihr in dies Land seine friedlichen, glücklichen Bewohner zu morden? Was thaten wir Euch je zu Leide? Worüber habt Ihr Euch zu beklagen?«

Da trat Martin von Lebus hervor, der hohe Greis. »Fürst,« sagte er, »Gott sandte uns aus, Dich und Dein Volk vom ewigen Verderben zu erlösen. Falle nieder, bereue und bete an, und ich will Dir Vergebung verkündigen.«

Da lachte Tugumir, wie ein Teufel lachen mag, dem man sagt: Verlasse Deine Hölle und folge mir zur Seligkeit. Seine Augen glühten und quollen aus ihren Höhlen, seine Zähne knirschten, sein großer ungeschlachter Körper zitterte vor Wuth. — »Sieh hin, falscher Priester,« schrie er, »sieh auf diese Brandstätten, auf die Haufen der Erschlagenen, ist das der Segen Deines

Gottes, ist das die Liebe und das Heil, das Du uns bringst? — Will Dein Gott Blut, so soll er es haben,« fuhr er höhnisch fort. »Euer eigenes Blut wird ihm das liebste sein, denn sein Name ist Unheil, sein Gebot Elend und Knechtschaft, sein Wille Verderben!«

»Lästre nicht, blinder Heide, Deine Sünde komme auf Dein Haupt, sie wird Dich tief hinabziehen in den glühenden Schwefelpfuhl,« rief der fromme Bischof mit Entsetzen und Zorn. »Noch aber ist es Zeit, kehre um, rette Dich und Deine Seele!«

»Rette Dich selbst, armseliger Narr,« sagte Tugumir verächtlich. »Seit mehr als zweihundert Jahren kämpft Dein Volk nun gegen das meine, und noch steht Triglavs Tempel so hoch, wie der Deines Gottes. Wenn es aber beschlossen ist in Wodans ewigem Rathe, daß wir untergehen, so wollen wir wie Männer sterben, Dich und Dein übermüthiges Volk hassend. Nicht zur feigen Unterwerfung bereit sollt Ihr uns finden, und nie zu Deinem blutigen Gott betend, der Dich zum Mord und Brand aussandte.«

»O! mein Herr und Gott,« rief der fromme Martin, »richte ihn nicht!«

»Höre es, Priester,« sagte der König und stolz richtete er sein fürchterliches Herrscherantlitz auf: »so gewiß wie Du sterben sollst zur Sühne Deiner bösen Thaten, so gewiß wird der Tag einst kommen, wo Dein Gott in den Staub sinkt, wo seine Tempel stürzen, seine Altäre zertrümmert werden, wo man ihn und seine Macht Lüge nennt und mit Hohn und Spott bedeckt.«

Da stießen wir alle ein schauderndes Wehe! aus, Martin von Lebus aber verfluchte die Heiden, daß sie über uns herfielen und die Martern begannen. O! Herr des Himmels, welche Martern! und doch sangen die frommen Helden Lobgesänge zur Ehre des Allmächtigen. Und schon waren meine Hände durchbohrt, und des Kreuzes spottend, ich selbst ans Kreuz geschlagen, mein Kopf halb zerspalten von dem Hiebe einer Streitart, als ein christlicher Ritter, ein frommer Graf, Dein Vater, meine edle Siegelind, den Heidenhaufen überfiel, zu spät um das theure Leben des Bischofs und seiner Diakonen zu erhalten, doch nicht zu spät für mich.«

»Jesus Maria!« rief das Fräulein und deutete auf das Boot, »sie haben ihn.«

»Dann sei Gott seiner Seele gnädig,« sagte der Priester traurig. »O! Herr, Herr! wann wird der Tag Deines Lichtes kommen? Ach! wie schwer ist es doch das Böse auszurotten. — Wohl herrscht im Lande das Kreuz jetzt in Schloß und Stadt, aber überall wuchert das Unkraut noch. Im Dickicht der Wälder lauern Heidenhaufen, welche den christlichen Pilger morden, und in den geheimnißvollen Schlupfwinkeln an diesen Seen wohnen die Rotten wendischer Räuber, deren Frechheit selbst dies feste Schloß nicht wehren kann.«

Er hatte den Kopf bei seinen Worten gesenkt, als er ihn aber aufhob, rief er sogleich: »Der Mann ist noch nicht gefangen; er hat nur eine Wendung gemacht und rudert jetzt auf uns zu. Heiliger Martin! das ist ein tüchtiger Gesell, und jetzt habt keine Sorge mehr

um ihn, edle Siegelind. Hört Ihr, wie der Wächter vom Thurme ruft? und dort eilen schon die Knechte hinab nach dem Wasserthor. Sie springen in ein Boot und rudern zu seiner Hülfe, da wenden die Räuber um und für diesmal ist er frei.«

Bei den letzten Worten des Priesters näherte sich die ältliche Dame dem Fenster und sah einen Augenblick gleichgültig auf das Boot mit bewaffneten Schloßleuten und den kleinen Nachen, der ihnen rasch nahte. — Die Dame sah in ihrem grünen Wollenkleide, der schwarzen Kappe, welche den Kopf umhüllte, und deren Schnebbe, welche bis auf die Mitte der Stirn lief, fast wie die züchtige Bürgerfrau eines späteren Jahrhunderts aus. Über den weißen Kragen um ihren Hals fiel eine goldene Kette mit entsetzlich großen Gliedern, an welcher zuletzt — nicht etwa eine Uhr — sondern ein Stückchen buntes Parderfell hing, in dem ein Splitter vom wahren Kreuz verborgen, das einer ihrer Vorfahren von seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem heimgebracht hatte. — Die Gräfin von Dornburg hatte den Ernst und die Würde einer Edeldame, aber milde freundliche Züge, und diese spiegelten sich verschönt in dem lieblichen Gesicht ihrer Tochter wieder. Siegelinds blondes reiches Haar war aber von keiner Schnebbenkappe neidisch verborgen. Sie trug eine hohe gestickte Mütze, von goldenen Nadeln gehalten; auch war die Tracht des Fräuleins gewählter, ihr Kleid von feinem Gewebe und zierlich genestelt, der Kragen schön gefaltet und die Aufschläge an den Ärmeln mit Pelz besetzt.

»Ich wollte, mein Herr käme bald zurück,« sagte die Gräfin. »An dem Junker von Eichstädt hat er den rechten Gesellen gefunden. Es ist aber nicht fein, von früh an in dem wilden Wald umherzuspringen und uns einsam zu Haus zu lassen. Die bösen Männer können des Jagens nimmer satt werden.«

Sie ging bei diesen Worten hinaus, weil sie Gelärm von Pferden im Schloßhof zu hören glaubte. — Der Priester blieb bei dem Fräulein stehen, und Beide blickten auf das rudernde Boot, bis dies den Nachen erreicht hatte und der Mann darin von seinen Helfern aufgenommen wurde.

»Gelobt sei Gott!« rief Siegelind freudig.

»In Ewigkeit!« murmelte der Mönch. — Dann sagte er lächelnd: »Ihr seid des wilden Lebens in diesen Wäldern noch nicht gewöhnt.«

»Wie sollte ich,« versetzte sie. »Als Kind lebte ich auf unserem Schloß am Harzgebirge, und dann bei meiner Tante in Bamberg, von wo mein Herr Vater mich nun hierher zurückberufen. — Aber ach! lieber Johannes, wie öde ist dies Land, wie roh und unwissend sind seine Bewohner!«

Der Mönch sah sie mitleidig an. »Und immer einsamer und wilder wird es, je weiter jen Norden,« sprach er leise. »Ja, in den fränkischen und schwäbischen Städten ist es anders. Dort wohnt der Minnegesang und manche Liebes- und Lebenslust, Spiele und Freuden, welche edle Herrn und Frauen aus dem schönen Lande Italia mitgebracht. — Da herrscht Pracht der

Kleider, Feinheit der Sitten, und wie herrlich ist der Hofhalt der Fürsten und des großen Hohenstaufen Kaisers Friedrich, unseres gnädigsten Herrn. Es wechseln Bankets und Falkenjagden, Fackeltanz und Ringelstechen. — O! ich kenne das wohl,« sagte er, verloren in Erinnerungen seiner Jugend, »einst kannte ich es!«

»Ihr würdet es aber kaum wieder kennen, wie es jetzt ist,« versetzte Siegelind eifrig. — »Der Kaiser rüstet sich zu seinem großen Zuge nach dem heiligen Grabe; da strömen Volk und Edle aus allen Orten herbei, wo fromme Priester die Erlösung des heiligen Grabes predigen. Die Besten im ganzen Reich nehmen das Kreuz. Fürsten, Grafen, Ritter, Bürger und Bauern folgen dem Gottesrufe, stolze Edeldamen, Weiber und Kinder ziehen mit. Und welche Pracht thut sich da auf, welche Feste werden gefeiert, wie drängt sich das Edelste und Herrlichste, das Deutschland hat, in Nürnberg zusammen.«

»Arme Siegelind!« sagte der Mönch sanft lächelnd, »mitten aus diesen Festen mußtet Ihr scheiden.«

Das schöne Mädchen senkte ihre Augen nieder. »Ich bin gern gegangen,« sagte sie, »und sehne mich nicht zurück, wenn mir hier nichts Schlimmes bevorsteht.«

»Schlimmes, hier bei Euren Eltern?« fragte Johannes.

»Sagt mir das,« rief sie und eine jähe Röthe flog über das liebliche Gesicht. »Ist es wahr, daß der Freiherr von Eichstädt —«

»Euch in Liebe zugethan ist,« fiel der Mönch ein.

»Es ist der liebste Wunsch Eures Vaters, der sich dann erfüllt.«

»Und ich — ich bin — ich soll —« fragte sie mit einem schnellen ängstlichen Blick.

»Sein ehelich Gemal werden, ja, so sprach Euer Vater gestern zu mir und dem Junker.«

Beide schwiegen. Siegelind deckte mit ihrer Hand die Augen zu.

»Da kommt das Boot heran,« sagte Johannes, »und wahrlich es ist Georg, Eures Vaters Leibdiener, der so kühn das Ruder darin geführt hat, den wendischen Räubern zum Trotz.«

Das Fräulein blickte schnell hinab und sah auf den jungen Knappen, der so eben seine Federmütze freudig schwenkend den Geistlichen begrüßte. — Dann trat sie vom Fenster zurück, und indem sie zitternd die Hand des guten Paters faßte, sagte sie: »Um Jesus Willen sagt mir, hat mich mein Vater dem Junker verlobt?«

»Ich sagte es,« erwiederte Johannes, »und wohl werden Viele Euch beneiden, denn der Freiherr von Eichstädt ist eben so kühn und mannhaft, wie anmuthig von Gestalt und Sitten.«

»Und wo wohnt er?« rief Siegelind. »Ach! sprecht nicht, ich weiß es ja. — Immer einsamer und wilder wird es gen Norden, sagtet Ihr das nicht auch? — Da wohnt er gegen das Ostmeer hin. Ist es nicht so, Vater Johannes?«

Der Priester schüttelte leise sein weißes Haupt. »Gehört das auch zu Eurem südlichen Wesen und seinen

Sitten,« erwiederte er strafend, »daß Ihr der Eltern Willen und Gebot bekrittelt? Wahret Euer ungestümes Herz, mein armes Kind, daß es Euch nicht in Schaden und Sünde bringe.«

»Hört mich an, mein guter Vater,« sagte sie leise.

»Still,« rief er und wandte sein Gesicht. »Ich will Dich hören und reden, wenn es Zeit ist.«

2.

Die Thür öffnete sich und der Schloßherr trat herein, ein stattlicher Mann. Sein ergrautes Haar schlang sich noch immer reich und lockig um die Stirn voll Falten und beschattete ein Paar große beweglich-blaue Augen, die es wohl ausdrückten, daß der letzte männliche Sproß der Grafen von Dornburg ein Held im Rathe und im Felde war. Und wirklich hatte Graf Rüdiger als Diplomat fast mehr noch geleistet, denn als Krieger. Mehr als Ein Vertrag über Abtretung bedeutsamer Länder und Rechte war durch ihn bewirkt worden. Er hatte mit Pribislaw von Polen unterhandelt und mit König Jaczo, für seine gnädigen Herrn, die Markgrafen Albrecht und Otto, Vergleiche abgeschlossen mit den Fürsten von Pommern und Mecklenburg, die Unterhandlungen geleitet nach dem Siege gegen die Herzoge von Meißen, Friedrich den Gebissenen und Diezmann, und nach der Niederlage des märkischen Bären den Frieden mit Heinrich dem Löwen vermittelt. Auch die Bischöfe von Brandenburg und Havelberg, und selbst der Erzbischof von

Magdeburg kannten seine diplomatischen Künste aus mancherlei Sendungen, wie sein Schwert aus harten Fehden, welche er gegen sie geführt, bis die Markgrafen den Streit beendeten. So war der Graf ein Feldherr und Staatsmann seiner Zeit, der ein bewegtes, unruhiges Leben geführt, mehrmals an dem Kaiserlichen Hof gewesen und mit Friedrich dem Ersten nach Italien gezogen war. — Von seiner einstigen Höhe war er jedoch, wie viele Staatsmänner vor und nach ihm, jetzt herabgekommen. Viel Gut ging in unruhiger Zeit verloren, viel Ansehn wich jüngeren Kräften, Günstlingen, Schmeichlern und verändertem Regiment. Mit Bischof und Markgrafen grollend, hielt er sich seit Jahren schon fern vom Hofe auf seinen Schlössern, am tiefsten betrübt darüber, daß er keinen männlichen Erben seines alten Namens besaß. — Als verständiger Mann fügte er sich dem Unabänderlichen, und daß er Scherz und Lust noch immer liebe, bewies er jetzt, wo er dem Priester, seinem alten Waffengefährten, die Hand schüttelte und lachend fragte, wie diesem gestern der heiße Gewürzwein als Nachttrunk bekommen sei? Dann knipp er sein Töchterchen ins Ohr und küßte sie, warf die Jagdkappe auf den Tisch, und setzte sich in den Lehnstuhl, wo er von der heutigen Jagd erzählte.

»Das müßtet Ihr sehen, Johannes,« rief er, »wie Junker Franz den Bogen braucht. Da fehlt kein Pfeil sein Ziel, es ist eine Lust, solche Kraft und Geschicklichkeit zu bewundern.«

»Und wo bleibt denn der glückliche Jäger?« fragte der Geistliche.

»Vermuthlich wirft er den Jagdrock ab, um im Feierstaat zu erscheinen,« erwiederte der Graf. — »Das gefällt mir, Johannes. Wir haben viele wackere Herren hier im Lande, doch fein und zierlich ist selten einer. Junker Franz aber könnte in des Kaisers Pfalz mit dem zartesten Hoffräulein tanzen. — Laß Dir die Zeit nicht lang werden, Siegelind,« fuhr er dann lachend fort, »Du sollst es bald erproben, ob der Junker den Ringeltanz versteht. Auch wir werden Feste feiern, wie sie in Nürnberg und Bamberg gefeiert werden, und dann soll er vor Allen Dein Tänzer sein.«

Das Fräulein verneigte sich schweigend, Johannes aber sagte halblaut: »er denke, morgen oder heut schon werde des Junkers Oheim, der Kaiserliche Hauptmann aus Schloß Eberswalde eintreffen, so stehe es im Briefe, der von ihm eingetroffen.«

»Wir werden viele liebe Gäste sehen,« rief der Graf, »was aber den Kaiserlichen Hauptmann in Schloß Eberswalde betrifft — hier lachte er anhaltend — so ist dieser mächtige Titel eine Schwachheit des guten Junkers Hans, denn Kaiser und Reich kümmern sich keinen Deut um seine Hauptmannschaft.«

»Von des Kaisers wegen führt er aber doch den Titel,« sagte der Priester.

»Einen Titel, der Spreu ist,« erwiederte der Graf. »Ja, wenn er es wüßte, der greise Rothbart, so länder-

süchtig er ist, er würde doch über diese Hauptmannschaft lachen.«

»Das meine ich nicht.«

»Warum nicht?« fragte der Ritter.

»Eben weil er mit so habgieriger Hast jeden Schein von Recht benutzt, seine Macht auszudehnen oder zu begründen.«

»Ach, darauf läuft es hinaus,« sagte der Graf. »Freilich, jeder Kuttenträger haßt den starken Hohenstaufen, der dem heiligen Manne in Rom so schwere Stunden gemacht hat. So seid doch zufrieden nun, wo Ihr ihn dahin gebracht habt, Deutschlands Blüthe nach Palästina zu führen. Aber Freund, was Habgier und dergleichen betrifft, darin seid Ihr immer seine Meister geblieben. Eines Pfaffen Seckel hat weder Boden noch Deckel, das ist ein alter weiser Spruch, und Gott gnade dem armen deutschen Lande, wenn die Kapuze jemals zur Herrschaft darin kommt. Dann wehe Dir deutsche Freiheit! Denn was ist Fürsten- gegen Pfaffentyrannei? Nicht unseren Leib und Gut und Geld, auch Geist und Gewissen schnürt Ihr in Ketten. Aber Ihr habt Recht, Johannes. Die Hohenstaufen können die Pfaffen nicht riechen, doch leider den freien Mann, der sie zu Kaisern machte, eben so wenig.«

»Ich hasse den erhabenen Fürsten nicht,« sagte der Mönch, »wie sehr und oft er sich auch versündigt hat.«

»Es hat sich Alles versündigt,« rief der Graf, »sonst wären bessere Zeiten da. Wie mancherlei Druck und Noth ist über uns gekommen, von der unsere Vä-

ter nichts wußten. Sonst wählte das freie Volk seine Fürsten, jetzt machen es diese unter sich ab, und verkümmern uns unser Recht. Ist es doch dahin gekommen, daß unser höriges Gesinde in die Städte läuft, und wenn es dort aufgenommen wird, ist es losgegeben und nennt sich Bürger. — Das schmierige lästerliche Volk pfercht sich hinter Mauern und Wällen ein, thut stolz und frech, und die Kaiser schützen es und nennen es reichsfrei, dem Adel zum Spott und zur Widerpart. — Ja, Ihr habt Recht, Johannes, wüßte der alte Rothbart, daß er einen Hauptmann in Eberswalde hätte, und daß die Pfaffen unserm gnädigen Markgrafen so lange schmeichelten, bis er ihnen jetzt in der Nähe ein Kloster baut, prächtig und reich ausgestattet mit Land und Leuten, Chorin genannt, wie der Brief des Hauptmanns sagt, so machte er Eberswalde zur Reichsstadt und thäte den Markgrafen in die Acht, wenn er dagegen spräche.«

Der Priester lächelte und murmelte dann leise vor sich hin:

»tu mater Lehnin et filia tua Chorin,
ex te est orta nova cella et coeli porta.«

»Schöne Himmelspforten,« rief der Graf spöttisch. »O! ihr Mönche, was werdet ihr noch aus der Welt machen, wenn diese nicht endlich doch klüger ist, als ihr.«

Johannes erwiederte diesen Angriff nicht. Es lag in den Sitten der Zeit, die Mönche zu bespötteln, dennoch aber sich demuthsvoll vor der Kirchengewalt zu beugen, sobald das Gewissen beängstigt war. Er deutete daher nur zum Fenster hinaus und sagte: »Wer hat das

Land erobert, Ihr oder wir? Wer war mächtiger, das Schwert oder das Kreuz? Wer wird den Sieg vollenden, die Liebe oder die Gewalt?«

»Freilich, Johannes,« rief der Graf von Dornburg, und man konnte nicht sagen, sprach Scherz oder Ernst aus ihm — »Alles kommt von Gott und kehrt dahin zurück. Alles auf Erden ist nichtig, alles Dichten und Trachten eitel, aber was Ihr da redet, ist doch eigentlich nichts, als der alte Priesterhochmuth, mehr zu sein und höher im Himmel angeschrieben zu stehen, als die übrige Menschheit. Das ist der Streit zwischen Kaiser und Papst, der es laut genug ausruft, die Welt gehöre ihm sammt aller Menschheit darin. Das ist Eure Habgier, Ihr Herrn von der Kapuze, die Ihr selig sprechen und verdammen wollt, wie Gott selbst, und wenn Ihr Blut vergießt, als sei es schuldlos Wasser, oder Verrath und Empörung anstiftet, aller Ehre und Treue baar, doch stets sagt: Gebt Acht! die Liebe und Christus siegt.«

»Ihr lästert, Herr Graf,« entgegnete der Priester sanftmüthig.

»Nein, lieber Freund Johannes,« fuhr der Schloßherr lachend fort, »ich trenne nur Gott meinen Herrn von seinen kirchlichen Dienern und denke dabei, daß wohl einmal eine Zeit kommen kann, wo man Euch noch ganz andere Dinge sagen wird.«

»Habt Ihr auch bedacht,« fragte der Mönch nach einem sinnenden Schweigen, »daß eine Zeit kommen kann, wo der Knecht nicht mehr Knecht ist? Wo er nicht mehr arbeiten wird für den Herrn, sondern für

sich selbst, wo die gedrückten Völker erwachen und die Menschheit eine edle Versöhnung feiert? — Und wessen Werk wird das sein, edler Graf? das des Schwertes oder des Geistes? Die erhabene Folge des Christenthums, oder die des Adels und Wappenbuchs?«

»Was träumt Ihr da für sonderbare Träume,« versetzte der Graf lachend. »Es geht doch nichts über den gedankenvollen Kopf eines Priesters. — Wollt Ihr nicht auch etwa den Satz aufstellen, daß eine Zeit kommen kann, wo dies faule, nichtsnutzige Wendenvolk aus freien Männern bestehen wird? Wo's keine Leibeigenen mehr giebt, wo Jeder gleiches Recht hat? — Doch das sagtet Ihr eigentlich schon, Freund Johannes,« rief er spottend, »und das wird eine herrliche Zeit sein, wo jeder Bauer ein Junker und jeder Junker ein Bauer ist.«

Der Mönch sah still lächelnd vor sich hin. — »Könnt Ihr in die Zukunft lesen,« sagte er endlich, »wie weit Gott seinen Kindern Erkenntniß giebt?«

»Nun, was auch kommen mag,« schrie der Graf lustig neckend, »darauf mein Wort, daß die Priester nimmermehr der Menschheit die Lichter vortragen. Aber macht mich nicht krank mit Euren Träumen, Johannes: Pfui Teufel! ein elender schmutziger Wende frei und mir gleich, das ist arg.«

Jetzt erhallten Stimmen auf dem Gange und einen Augenblick später öffnete sich die Thür, durch welche zwei stattliche Herrn traten. Der eine ältliche Mann war in ritterlicher Reisetracht, in Lederkoller und ungeheuren Stiefeln, an denen handlange Sporen klirrten: der andere

hoch und schlank, trug ein feines, pelzverbrämtes Staatskleid, reich benestelt und mit goldenen Fäden bestickt. — Seine langen, blonden Locken fielen an Nacken und Schläfen hin, und trotz dem Ernst, der aus den großen Augen sprach, war er doch schön anzuschauen in der Fülle seiner Jugendkraft und im Ebenmaß seiner Glieder. Er hielt die Hand des älteren Herrn in der seinen und führte ihn so dem Grafen zu, der sogleich aufstand und seine Arme zum herzlichen Empfange ausbreitete. — »Freiherr Eichstädt,« rief er, »mein tapferer Hauptmann von Eberswalde, warum hörte ich nichts von Eurer Ankunft, um Euch an meiner Schwelle zu empfangen?«

Der ritterliche wohlbeleibte Herr entschuldigte sich mit seinem Wunsche, den Freund zu überraschen, weshalb er einen ganzen Tag früher noch aufgebrochen sei und einen beschwerlichen Marsch gemacht habe. — Nun begrüßte er die Damen des Hauses, warf das Koller ab und stellte sei Schwert in die Ecke, dann setzte er sich zu dem Grafen an den Tisch, Wein und Speisen wurden herbeigebracht und es begann eine lange Unterhaltung, welche theils laut, theils leise geführt und dann und wann unterbrochen wurde, um lächelnde Blicke und Winke nach dem Junker zu werfen, der meist bei den Damen und dem Priester an der andern Seite des Zimmers saß.

»Wir sind also einig,« sagte der Graf halblaut. »Euer Neffe hat mein ganzes Herz gewonnen. Ritterlich und tüchtig ist er wie selten ein Jüngling und, wie jung an Jahren, doch klug und würdig. — Ich bin ein

abgestorbener Baum. Keine Blüthe ist davon geblieben, als der eine schlanke Zweig, meine Siegelind. So wollen wir denn dies grüne Reis auf den neuen Stamm pfropfen und es soll ein edler stolzer Baum daraus erwachsen, der voll belaubt in den Himmel sprießt.«

»Glück auf!« erwiederte der Freiherr, indem er sein Glas leerte. »Franz ist auch der Beste aus meinem edlen Stamme, dessen Erbe auf ihn gekommen ist. Laßt uns denn nicht säumen; morgen mag Johannes die Schriften aufsetzen, dann wollen wir bald eine fröhliche Hochzeit feiern.«

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände und die jungen Leute hatten wohl etwas davon gehört; Siegelind war glühend roth, wie der Junker ihr etwas heimlich zuflüsterte, und dieser drehte stolz und freudig den Nacken zu seinem Oheim und warf einen lächelnden Blick auf die alten Herrn.

»Es geht aber noch immer schlimm her in diesen Wäldern,« sagte der Kaiserliche Hauptmann nach einer Weile, »und wahrscheinlich säße ich jetzt nicht hier so fröhlich, wäre mein Pferd nicht gut, oder mein Gefolge weniger zahlreich gewesen. Vielleicht aber hätten beide noch nichts genützt, wenn ich nicht einen guten andern Helfer gefunden hätte.«

»Wie das?« rief der Graf. »Habt Ihr Anfechtungen von Wegelagerern gehabt?«

»Ich ritt vor einigen Stunden am Seeufer hin,« erzählte der alte Herr, »da schiffte ein junger Bursch an den Schilfwäldern. Es war ein Fant, der seine Kappe

mit Reiherfedern besteckt hatte. Auf der Spitze seines Bootes saß ein Falk und er mit der Armbrust schoß Pfeile nach den Rohrsperlingen und Tauchern, die er gut traf. Der Falk stieg dann und wann in die Luft und brachte einen Vogel, und der Bursch griff zu den Rudern und gab dem Wasser ein paar schnelle Schläge, daß sein Fahrzeug tüchtig weiter schoß. — Wie er das Pferdegetrapp hörte, stand er auf und grüßte mich. — »Holla, Bursch,« rief ich ihm zu, »wie weit ist die Dornburg?« Er deutete gegen den Wald. »Dort hinaus müßt Ihr, edler Herr, hier liegen tiefe Sümpfe, aber hütet Euch wohl, die Wölfe heulen darin und ihr Rachen ist immer blutig.«

»Narr,« sagte ich, »was kümmern mich die Wölfe«. — »Seid Ihr so fremd hier im Lande, daß Ihr ihre weißen Zähne nicht kennt?« schrie er zurück. »Wollt Ihr sicher zum Grafen, so will ich Euch in meinem Boot hinführen, aber Euch allein, denn es könnte wohl sein, daß das ganze Rudel hinter uns käme.«

Ich wendete mich an meinen Begleiter und sagte: »Was meint der Fant?« »Herr,« versetzte der alte Herbrand, »er meint sicher wendische Räuber, die hier überall in den Wäldern nisten,« und während wir noch sprachen, sah ich den Burschen aufrecht stehen und mit der Hand schweigend in eine Bucht deuten, welche tief in's Land zog. Ich blickte hin, da lagen vier lange schmale Boote versteckt unter alten Weiden und wüstes Volk tummelte sich am Ufer oder kam aus dem Walde hervor. Mehre schleppten erlegtes Wild herbei, Andere

trugen lange Bogen und Streitäxte, aber Alle waren still, man hörte keinen Ton und kein Geräusch. Plötzlich verschwanden sie, ich wußte nicht, wohin sie gekommen. Da wandte ich eilig mein Pferd gegen eine Schlucht im Holz, wo ich Spuren von Menschen und Thieren sah und einen Pfad zu finden meinte.«

»Und Ihr fielt in ihren Hinterhalt,« rief der Graf. »Ich kenne ihre Art. Sie hatten Euch bemerkt und verbargen sich, Euch zu fangen und zu erschlagen.«

»So war es,« fuhr der Freiherr fort. »Ich hörte den Burschen hinter mir laut schreien und sah ihn winken, aber ich sprengte eilig davon. Bald jedoch blieb von der Schlucht im Holz nur ein fußbreiter Pfad, der sich durch wildes Dickicht wand und plötzlich schwirrte eine Bogensehne und ein Pfeil flog an mein Koller. Ein halbes Dutzend andere kamen schnell hinterher, verwundeten zwei meiner Knechte sammt meinem Roß und nun lief das Gesindel hervor in hellen Haufen aus den Büschen mit Stangen und Äxten auf uns los, und vor uns von dem dürren Sandhügel hinter den Fichten hervor kam eine ganze Schaar. — Es waren wilde schreckliche Gesellen, in Lederröcken und Kappen, bärtig, daß man nur die Augen sah und wie Gespenster anzuschauen in der Heide, so leicht und lautlos flogen sie zwischen den Bäumen hin.«

»Hier schreien die Raben nicht nach Futter,« sagte der Burgherr, »sie fallen stumm auf ihren Raub, damit kein Adler sie stören möge.«

»Wir hatten die Schwerter gezogen, allein was

konnten die helfen? Sechs Männer gegen sechszig und im Gebüsch die Bogenschützen dazu. Sie hätten uns erlegt und abgeschlachtet, wie Hirsche. Plötzlich aber hörten wir ein Horn hinter uns und lautes Geschrei: »Hier, Dornburg, hier, edle Herrn! drauf und dran.« Ich blickte um, da stand der Bursch aus dem Boot athmenlos bei uns und das wendische Räubervolk floh die Hügel hinauf. — »Fort, Herr Ritter, fort!« rief der Bursch, »setzt Eurem Thier die Sporen ein; rechts an den Hügeln hin ist eine Lichtung, dort hinüber kommt Ihr auf des Markgrafen Damm, der von Spandowa herführt. Rastet keinen Augenblick, sie werden schnell wieder hinter Euch sein, wenn sie die Täuschung entdecken,« und nun stieß er wieder in sein Jagdhorn und sprang zurück. — Ihr könnt denken, daß ich seinen Rath befolgte, und wie er sagte, so war es. Mit aller Macht sprengten wir durch die Heide hin, aber hinter uns lief durch den Wald die wilde, mordlustige und stumme Meute. — Beim heiligen Kreuz! sie waren uns dicht auf den Fersen, als wir endlich die Straße erreichten und nun die Rosse antreiben konnten. Da sahen sie, daß das Wild ihnen entging, und nun heulten sie auf wie die Verdammten in der Hölle heulen und ließen von uns ab.«

Der Junker, die Damen und der Priester hatten sich theilnehmend um den alten Herrn gesammelt. Der Graf aber sagte: »Wohl mögt Ihr der Gottesmutter ein Geschenk darbringen, denn Eure Gefahr war groß genug, mein alter Freund. — Selten entgeht diesen

Räubern der Verirrte, und sie kennen kein Erbarmen. In den großen Wäldern, welche ununterbrochen bis ins Sarmatenland hinein laufen, sind sie die Herren, und wollen wir Ruhe vor ihnen haben, müssen wir thun, als sehen wir sie nicht. — So besteht zwischen uns ein schweigendes Abkommen, das dann und wann nur von Feindseligkeiten unterbrochen wird. Machen sie es zu arg, so geschieht ein Jagen und Todtschlagen nach ihnen; die Städte verbinden sich dann wohl mit dem Adel dazu und eine Anzahl blutiger Köpfe prangt auf den Mauerzinnen und Thoren; das Gesindel ist aber unvertilgbar. Es verbirgt sich in seinen geheimen Schlupfwinkeln, brennt aus Rache unsere Weiler nieder, verwüstet die Felder, mordet unsere Leibeigenen, oder beredet sie, mit ihnen zu entfliehen und, wie sie es nennen, frei zu sein. — Wollen wir ruhig schlafen, ruhig jagen, ohne von unsichtbarer Hand durchbohrt zu werden, so müssen wir sie schonen, so lange es angeht, denn manche tapfere Männer sind bei ihnen, auch deutsche Männer, die aus den Städten verbannt wurden Frevels oder Ungehorsams wegen. Sie alle laufen in die Wälder und leben dort bis ihre Stunde kommt. — Wenn sie nun den ziehenden Kaufmann oder Bauer niederwerfen und seine Säckel leeren, so ist es schlimm genug und nur des Landes und Rechtes willen zu beklagen, obwohl es manchen giebt, der es den übermüthigen Krämern in den Städten gönnt; strecken sie ihre Räuberhände aber auch gegen den Ritter aus, so ist das eine Frechheit, die schwere Züchtigung verdient, und — hier that der Graf von Dornburg ein Gelübde,

indem er das Kreuz küßte, das an einer Kette auf seiner Brust hing — ich will sie büßen lassen, daß sie lange davon erzählen.«

»Wer aber kann der wackere Bursch sein, der mir so großen Dienst geleistet hat?« sagte der alte Ritter.

Der Graf wendete sich nach der Thür, welche so eben geöffnet wurde, und indem er auf einen eintretenden Jüngling in Knappentracht zeigte, sagte er: »Da habt Ihr ihn, ich bin gewiß, der ist es!«

3.

Und so war es wirklich. — »Mein wackerer Knabe,« rief der Freiherr von Eichstädt, »komm her zu mir, daß ich Dir danke. Wie heißt Du?«

»George,« sagte der Bursch.

»Von welchem Geschlecht?«

Eine dunkle Röthe überdeckte das Gesicht des Knappen. Er sah den Grafen von der Dornburg mit seinen großen Augen fragend an.

»Georg ist ein freier Mann,« sagte der Graf, »sein Geschlecht wird von ihm stammen.«

»Gehört er keiner edlen Familie an?« fragte der Freiherr.

»Nein, doch er ist in meinem Hause erzogen.«

»Nun, immerhin,« rief der Ritter, »auch unsere Häuser haben ihre Ahnherrn und Du, Georg, siehst ganz so aus, wie Einer, der sein Haus fest gründen wird.« —

Die hellen Blicke des jungen Knappen antworteten ihm. Der Freiherr hielt seine Hand fest und sagte freundlich: »Ich möchte Dir gern viel Liebes thun, mein Sohn, ja ich möchte Dich mit mir nehmen, wenn der Graf es gestattet und wenn Du willst. — Mehr als einen wackeren Ritter habe ich erzogen und als Bannerherr des heiligen römischen Reichs und Kaiserlicher Hauptmann die goldenen Sporen angeschnallt. — Dort steht mein Neffe Franz, der war der letzte, aber er wird der erste zu meiner Ehre sein.«

Der Junker Franz neigte sein schönes lockiges Haupt dem Knappen. »Ich danke Dir auch,« sprach er, »denn ohne Zweifel hat Deine kühne List meinen Onkel vor Verderben bewahrt. Wenn Du seinen Wunsch erfüllst, wirst Du in nicht minder guter Schule ritterlicher Lehren sein, als hier bei dem edlen Grafen von Dornburg, und einst werde ich als Freund und Waffenbruder gern meinen Bund mit Dir machen.«

»Was sagt Ihr dazu? fragte der Freiherr den Grafen.

»Georg ist ein freier Mann,« erwiederte dieser, »und weil ich ihn erzogen habe von jung auf, kann ich gutes Zeugniß von ihm geben.«

Der Edelknecht war verlegen und bestürzt. Er schlug seine Augen fast ängstlich auf und nieder, endlich aber sagte er bescheiden: »Ist es mir gestattet, hochgeborner Ritter, meine Meinung zu sagen und darnach zu wählen, so bleibe ich hier bei meinem edlen Herrn, dem ich so vielen Dank schulde und der sich meiner, als ich ein kleines Kindlein war, erbarmt hat. — Ich bin eine Waise

und gehöre ganz zu diesem Hause. Sein Gebieter ist auch der meine, was er befiehlt, ist mein Gebot und soll es immer sein.«

»So bleib' denn,« versetzte der Freiherr, »aber gedenke zu allen Zeiten, daß Du einen Freund im Schloß Eberswalde hast, und wenn irgend etwas Dich in Leid versetzt, so komm und klage es mir. Ist es möglich, so will ich es ändern.«

Er schüttelte dem jungen Knappen nochmals die Hand und dieser ging bescheiden hinaus, nachdem auch der Graf ihn belobt hatte. Jetzt erzählte der Priester, wie das kleine Boot von den wendischen Räubern verfolgt wurde, die vermuthlich den Knaben es büßen lassen wollten, daß er dem fremden Reisenden geholfen. Auch die Gräfin wußte viel Gutes von Georgs mildem Sinn und immer heiterer Dienstfertigkeit, der Graf erwähnte seinen Muth und seine Stärke, der Priester aber erwähnte nicht weniger, daß er in kurzer Zeit von ihm das Lesen gelernt und sogar Versuche gemacht habe, die Feder zu führen.«

»Das ist ein Bursch,« sagte der Freiherr vergnügt, »an dem Ihr Freude erleben werdet. Gewandt, schön und muthig ist er, wie ich selten einen sah; Alle wissen nur Gutes von ihm; so thut es mir doppelt leid, daß ich ihm nicht den Ritterschlag geben soll.«

»Den,« sagte der Graf, sich zu seinem Gaste neigend, »wird er niemals erhalten.«

»Und weshalb niemals?« fragte dieser.

»Weil dazu die untadliche Geburt gehört.«

»Hat er die nicht? stammt er von Leibeignen?« versetzte der Kaiserliche Hauptmann. »Es läßt sich vielleicht daran ändern.«

»Es läßt sich nichts ändern,« sagte der Graf. — »Unerläßliche Bedingung ist es, daß ein Ritter freie und deutsche Vorfahren habe, wenn auch der Adel nicht verlangt wird.«

»Und wer sind dieses Knaben Eltern?«

»Ich weiß es nicht. Aber seht sein dunkles Haar, seht seine Augen an und Ihr werdet seine Abkunft nicht verkennen. — Vor zwanzig Jahren führte mich der Krieg mit Herzog Mistislav weit ins östliche Wendenland und einst nach einem heißen blutigen Tage fand ich dort ein Kind, das, wenige Tage alt, neben erschlagenen Männern lag und kläglich schrie. — Ein Knecht hob die Lanze im Vorüberreiten und wollte es durchbohren, ich bedrohte ihn und befahl, mir das Kind zu bringen. Es lag in einem Weidengeflecht, wie die Wenden sie machen, und um seinen Hals trug es Goldfäden. — Ohne Zweifel war es das Kind irgend eines ihrer Vornehmen. — Und als ich es in den Armen hielt, war es still und legte die Händchen um meine Brust. — Du sollst nicht umkommen, wenn es möglich ist, rief ich, und so ward wirklich sein Leben gerettet.«

»Gottes Lohn über Euch!« sagte der alte Ritter, »aber, armer Georg! kennt er die klägliche Geschichte?«

»Er weiß, daß er auf einem Schlachtfelde gefunden wurde und jede Mühe vergeblich war, seine Eltern zu entdecken; aber daß er wendischer Abkunft, weiß er nicht.«

»Und das wißt Ihr eben so wenig, würdiger Freund,« rief der Freiherr eifrig; »denn immer bleibt es zweifelhaft, ob dennoch nicht deutsches Blut in ihm ist. — Sagt mir nichts von seinem Ansehn; es ist ein schöner stattlicher Bursch. Ein Wendenkind hätte nimmermehr so gedeihen können und wäre niemals so treu und fromm geartet herangewachsen.«

Der Graf von Dornburg erwiederte lächelnd: »So habe ich auch oft gesagt. Georg ist mir lieb, und redlich will ich für ihn sorgen, aber zum Ritter kann ich ihn nicht machen, so wenig, wie Ihr, lieber Herr. — Das könnte der Kaiser allein, dessen Schwert alles Blut adelt.«

Der Freiherr schüttelte betrübt den Kopf. »Armer Georg,« sagte er, »wie soll er zum Kaiser kommen, oder der Kaiser zu ihm? Da muß er freilich Knecht bleiben sein Leben lang. Der Kaiser giebt den Ritterschlag selten, nur den Kindern von Fürsten und hohen Herrn, die es als eine besondere Ehre erbitten.«

So sprachen die beiden noch lange hin und her, endlich aber griffen sie zum Becher und zum Brettspiel. Der Junker Franz ging mit dem Fräulein und ihrer Mutter im Garten auf und nieder, und oben in dem hohen Thurmgemach saß Georg und putzte mit einem alten Wappner seines Herrn Rüstung. — Bei jedem Rostfleck seufzte der Alte, erzählte von vergangenen Tagen und wie es jetzt doch gar nicht mehr sei, wie damals, wo der gestrenge Graf keinen Tag ohne Helm und Panzer sein konnte.

Nach einer Weile sagte er dann: »Nun ja, die Zeiten sind vorbei. Jetzt drückt ihm der Stahl die Brust und er keucht in dem Kettenhemd, das er sonst so leicht trug, wie jetzt seinen Hauswams. Aber die Tage werden wiederkehren, wenn der Junker von Eichstädt erst hier wohnt.«

»Noch wohnt er nicht hier, alter Schwätzer,« sagte Georg.

»Aber bald,« erwiederte der Wappner. »Es ist Alles richtig gemacht, dazu ist der Ritter von Eberswalde ja gekommen und der Pfaffe geschwind von seiner Reise zurückgekehrt. — Junker Franz wird unser Herr sein, ehe Du es denkst.«

»Er wird nie mein Herr sein,« rief der Knappe stolz.

»Warum nicht?« fragte sein Gefährte. »Er ist der schönste, wackerste junge Ritter, den ich je gesehen habe. Wie ein Löwe sieht er aus in seinen gelben Mähnen und seine Augen können Blitze schießen. Er soll so stark sein, wie kein anderer Mann im ganzen Lande. In allen Turnieren erringt er den Preis, und dabei ist er gütig und großmüthig, seine Hand ist immer offen. Ist das nicht ein Herr, der Dir auch gefallen kann?«

Der Edelknecht antwortete nicht. Mißmüthig warf er das Panzerstück fort, das er in den Händen hielt, und mit einem zornigen Blick auf den alten Diener ging er davon.

Der Alte lachte in seinen grauen Bart. »Das wurmt Deinen Ehrgeiz,« sagte er, »und Du siehst aus

Deinen Locken hervor, wie eine wilde Katze. Aber mein Bübchen, was hilft das Alles? Knecht bleibt Knecht, Ritter bleibt Ritter, und das kannst Du doch nimmermehr werden.«

»Warum kann ich es nicht werden?« sagte Georg heftig mit dem Fuße stampfend. — »Mancher ist mehr geworden als das, Graf, Fürst und Kaiser sogar! und was rühmst Du den Junker mir zum Trotz? Ich sage Dir, ich werde auch die goldene Kette tragen, eine größere, herrlichere, als er sie besitzt, und wehe dem, der sie mir nehmen will.«

Da schlug der Wappner ein lautes Gelächter auf, das aber schnell verstummte, als der Edelknecht den schweren Hammer ergriff und ihm den Kopf einzuschlagen drohte. — »Hätte ich nicht Schande und Unehre davon, mit einem Greis zu rechten,« schrie er wüthend, »Du solltest bald fühlen, wessen Arm stärker ist, der meine, oder der Deines zukünftigen Herrn.«

»Recht so,« sagte der alte Mann bestürzt und erbittert, »schlage meinen Kopf ein, und zerbrich die Arme, welche Dich getragen haben, als Du zwei Spannen lang, ein hülfloses Kind warst, das ich Tage und Jahre pflegte, wie ein Vater seinen Sohn pflegt. Du nimmst einen hohen Flug; so beginne Deine Ritterschaft mit einem Mord an dem alten Wappenmeister, und laufe dann in die Wälder, um dort Kaiser zu werden.«

Er konnte nicht weiter sprechen, denn Georg fiel ihm um den Hals und küßte ihn mit Thränen in den Augen. »Lieber alter Wolf,« rief er, »Du weißt es

wohl, ich hätte es nimmermehr gethan, aber ich liege im Fieber und das läßt mir keine Ruhe.«

Mit diesen Worten lief er aus der Waffenkammer und Wolf sah ihm betrübt nach. — »Das alte Sünderblut brennt in seinem Herzen,« sagte er dann, »das wendische böse Blut, das in ihm ist, und doch könnt' ich es ihm nimmermehr sagen. Wohl mag sein Vater ein stolzer, tapferer Mann gewesen sein, das sieht man dem Kinde an, und« — hier lächelte er in Liebe zu seinem Zögling — mag man sagen, was man will, selten würde ein schönerer, edlerer Ritter sein Roß getummelt und sein Schwert geschwungen haben, als dieser, denn wer von Allen thut es ihm gleich? — Ach! armer Georg, warum bist Du keines Junkers Sohn? Warum bist Du nicht der Junker Franz?« — Er ließ den Hammer sinken, der die Beulen aus dem Harnisch trieb und dessen Schläge seine Worte begleitet hatten — »dann würde Georg hier Herr sein, der Graf sein Vater und die liebliche Siegelind« — »Du bist ein Narr, alter Wolf!« schrie er, und der Hammer fiel mit vermehrter Heftigkeit auf das Eisen.

Während er so beschäftigt war, sprang Georg die Wendeltreppe hinab, aber plötzlich blieb er an dem letzten der schiefen Fenster stehen, das nach dem Garten die Aussicht hatte. Dicht vor ihm unter dem Holunder saßen der Junker Franz und Siegelind. Der junge Freiherr heftete seine tiefblauen glänzenden Augen auf die schöne Erbin, und hielt die kleinen Finger ihrer Hand, wie sie sträubend auch zuckten, fest in der seinen.

»Das müßt Ihr mir gestehen, theuere Siegelind,« sagte er flüsternd: »Es sind in Franken, wie ich weiß, viele feine Herren, ist es denn keinem gelungen sich Euch bemerklich zu machen?«

»Und was könnte es Euch nützen,« erwiederte sie lächelnd, »wenn ich Euch zu meinem Beichtvater machte?«

»Viel, sehr viel, schöne Dame. — Laßt uns ein wenig ernsthaft sprechen.«

»Sprecht,« sagte sie, »ich werde Eure aufmerksame Zuhörerin sein.«

»Ihr wißt, schöne Siegelind, was Eure Eltern und mein Oheim über uns beschlossen haben.«

»Ich vermuthe es,« erwiederte sie.

»Und was sagt Ihr dazu?«

»Mein Vater hat über seine Tochter zu bestimmen.«

»Nein, liebe Siegelind, das genügt mir nicht. Ihr seid so schön und gut; ich fühle mich glücklich in Eurer Nähe, aber wärt Ihr schöner als die Königin von Saba, ich muß wissen, ob Ihr Euch auch in dem Gedanken glücklich wißt, mein eigen zu werden. Ja, ich muß wissen, Siegelind, ob nicht ein feiner Herr aus Franken oder Schwaben von des Kaisers Hof, wo man Minnelieder macht, mir zuvor gekommen ist.«

»Junker Franz!« rief Siegelind erröthend — dann schwieg sie. Endlich aber begann sie leise: »Wenn Ihr es verlangt, so wißt denn: Es ist kein Ritter auf Erden, der sich rühmen könnte meine Huld erlangt, oder meine Farbe getragen zu haben.«

»O! tausend Dank, theuere Siegelind,« rief der

junge Mann, indem er ihre sträubenden Hände an seine Lippen führte. »Dann laßt es mich sein, nie soll es Euch reuen. Ich will Euch lieben und dienen, wie man edlen Frauen dient, mit Herz und Blut und Leben bis in den Tod.«

In dem Augenblick war es, als stiege ein Seufzer aus dem Boden herauf, ein leiser Schrei des Schmerzes, den der glückliche Junker nicht hörte. Aber Siegelind wendete sich erschrocken, und erbleichend sprang sie auf.

»Was fehlt Euch, liebe Siegelind?« rief der junge Mann und faßte von Neuem ihre Hand.

»Laßt mich, o! laßt mich,« sagte sie. »Ich weiß nicht was es ist, aber es zittert mir durch Kopf und Brust. Es ist ein sonderbares Weh, das wird vorüber gehen; ich will zu meiner Mutter.«

Der Priester Johannes trat aus dem Portal. Seine Schülerin schlüpfte rasch an ihm vorüber und der Mönch blickte fragend auf den Junker, der alle Seligkeit der Liebe in seinen leuchtenden Augen trug.

»Setzt Euch zu mir her, lieber Vater,« rief er ihm entgegen, »damit ich einen Menschen habe, dem ich mein Glück vertrauen kann. — Sie liebt mich, Johannes; doch ach! Ihr wißt nicht, was das heißt, von einem so edlen herrlichen Gottesbilde geliebt zu sein.«

Der alte Mönch senkte schweigend seine Augen, ein trübes Lächeln lief durch seine Züge. — »Ich kann empfinden, was Euch entzückt,« sagte er. »Hat Siegelind Euch eine gütige Antwort ertheilt?«

»Sie that, was ich mir dachte,« fuhr der Junker

fort. »Sie nahm es übel auf, als ich um ihres Herzens Zustand fragte, dann gestand sie leise, Niemand habe je ihre Farbe getragen, und endlich, erröthend und beängstigt, wand sie sich los und entfloh. — So, lieber Vater Johannes, muß es sein. So stellte ich mir vor, müsse sie es machen, wenn ich ihr von Liebe spräche. Verschämt, verwirrt von einer mächtigen unbekannten Gewalt, beseligt und geplagt zu gleicher Zeit! — Mein Glück kennt keine Grenzen. Mir ist wohl, unermeßlich wohl, und doch fühle ich auch das Weh dieses Glücks.«

»Wer hat Euch in den nordischen Wäldern solche schwärmerische Worte gelehrt?« fragte Johannes lächelnd.

»Wer es mich lehrte?« rief der Junker. »Als ob, wer ein Herz hat, nicht von ihm zur rechten Stunde auch zum Dichter geadelt würde. Wie oft habe ich in der grünen Heide gelegen und nachgedacht, wie die Dame sein müsse, vor der ich Knie und Sinn beugen würde. Mancherlei schöne Gestalten zogen an mir vorüber in solchen Träumereien, und immer wies ich sie stolz zurück. An Herzog Bogislaws Hofe gab es auch Schönheiten, mein guter Johannes, doch keine konnte mich rühren. — Es schwebte vor meinen Blicken das dunkle Bild eines lieblichen, edlen Wesens, in welchem Milde und Stolz sich paarten. Demüthig und doch erhaben stand es oft vor mir, so groß, leuchtend und überirdisch, daß ich verzweifelte es je zu finden.«

»Und nun plötzlich ist Euer Träumen Wahrheit geworden.«

»Eine Wahrheit, deren unermeßliches Glück ich doch nicht ahnete. Ich bin in einen Zauberquell getaucht, wie sie im Lande Arabien fließen, wo ein Augenblick der Benetzung hinreicht, ein langes, seliges Leben zu führen.«

»Aber man erwacht davon, ehe man es denkt,« sagte der Priester.

»Ich werde nicht erwachen, mein lieber Johannes. Ich werde Siegelind mit derselben heißen Liebe lieben, bis dies Herz seinen letzten Schlag gethan.«

»So müssen wir eilen, fuhr der Mönch lächelnd fort, »Euren Flammen die rechte Nahrung zu geben. Laßt mich mit dem Grafen und Eurem Oheim die letzte Verabredung treffen, und morgen —«

»Nicht morgen,« fiel der Junker ein. »Siegelind muß Zeit haben, das neue Gefühl ganz in sich aufzunehmen, und ich will wenigstens einen Tag noch, als Buße für mein Glück, in bangen und süßen Gedanken mich bewegen. — Sind wir verlobt, so ist das Glück eine Gewißheit, aber es ist auch schön, mein Vater, jeden Keim zu pflegen und wandelbare Hoffnungen an einen Blick der Geliebten zu knüpfen.«

»Niemand,« sagte der Priester mit ernstem Tone, »soll auf Hoffnungen bauen, die trügerisch wie Well und Wind schon manches frohe Lebensschiff scheitern ließen.«

»Wollt Ihr mir Unheil prophezeihen?« rief der Junker lachend und sprang auf. »Das sollt Ihr nicht. — Ein reiches, schönes Leben liegt vor mir. Wollte

mich der Hohenstaufe auf seinen Thron setzen, um alle seine Größe, um seine goldne Krone und seinen Ruhm gäbe ich nicht auf, was mein ist.«

Er ergriff den Arm seines alten Freundes, und zog ihn im heitern Sprechen mit sich fort durch die schattigen Gänge.

4.

Am andern Morgen zog Junker Franz aufs Waidwerk hinaus in den wilden Tann. Er hatte es mit dem Knappen Georg ausgemacht, daß dieser ihn allein begleiten solle sammt einem Buben, der ihre Rosse in Verwahrsam nahm, als sie das weite Heideland durchsuchten. — Es war, als wollte der Junker seinem Glück an Rehen, Wildschweinen, Füchsen und Wölfen einen Ableiter geben. Er konnte es nicht satt werden ihnen nachzusetzen, und war unermüdlich schnell, fast schneller als die lechzenden Hunde, im Dienste Dianas. — So ging manche Stunde hin, und er sprach kaum ein Wort zu seinem Begleiter, der ihm getreulich zur Seite blieb und, weil er den großen Wald genau kannte, ein trefflicher Schutz gegen Verirrungen war. — Der Junker mit seinem weithallenden Jagdruf zog immer vorauf, er schwang den Spieß und schoß Pfeil auf Pfeil von der Armbrust, bis nichts mehr zu verschießen war. — Bei aller seiner gerühmten Jägerkunst und Stärke hatte er aber doch wenig erbeutet. Endlich, als die Sonne hoch stand und er lange vergeblich einen Hirsch verfolgte, warf er sich

im Schatten einer ungeheuren Eiche nieder. An dem untern Rande eines Hügels stand diese und rund umher breitete sich eine jener lieblichen Waldeinsamkeiten aus, wie sie häufig in diesen Wäldern noch jetzt zu treffen sind. — Umsäumt von sanften mit Buchen und Eichen dicht bewachsenen Höhen lag ein großer See, aus dessen Spiegel Himmel und Erde wiederstrahlte. Geröhr faßte ihn ein, duftiges blumengesticktes Wiesengelände lief daran hin, und am Rande der Gebüsche weidete eine gefleckte Heerde edles Damwild ganz sicher und sorglos, als gäbe es keine Gefahr für sie.

Der Junker Franz trank durstig aus dem Wiesenquell, der am Hügel leise über den Kiessand floß, dann streckte er sich lang aus, daß sein langes gelbes Haar über den Rasen flog, so rief er dem nahenden Gefährten zu: »Laßt uns hier verweilen, lieber Gesell, und holt was Ihr habt aus der Jagdtasche. Mags genug sein für heut mit allem Jagen. Hirsche und Wölfe sind auch Geschöpfe Gottes, ja käme eines mir jetzt dicht vor den Speer, ich würde es doch laufen und leben lassen.«

So mild gestimmt warf er sich über die Vorräthe, welche Georg hervorzog, und beide hielten ihr einsames Mahl wohlgemuth und einträchtig. Der junge Ritter war heiter und lachlustig, sein Gefährte höflich und unterwürfig, wie es dem Diener geziemt, aber er war vielleicht mehr als nöthig ernsthaft und zurückhaltend und wollte in den Scherz des Freiherrn gar nicht eingehen.

»Was fehlt Euch denn, Georg?« sagte dieser endlich, »Ihr eßt nicht, ihr lacht nicht, und ich wollte doch

Ihr thätet beides. Wer hat es Euch angethan? Etwa eine Dirne? Bekennt es, ich will Euer Vertrauter werden.«

Der Edelknecht schlug sein großes, dunkles Auge feurig auf und murmelte einige hastige Worte, Franz aber lachte über seine Verlegenheit. — »Laßt es gut sein, lieber Gesell,« rief er, »und wenn es nicht wahr ist, so vergebt mir. Seh ich jetzt einen Menschen nachdenkend, so kommt es mir vor, er müsse verliebt sein.«

»Ihr seid es also wohl, edler Junker?« fragte Georg.

»Bis an die letzte Haarspitze,« versetzte dieser, »und weshalb sollte ich es Euch verschweigen? Ihr seid ein paar Jahre jünger als ich, aber wenn Ihr auch noch niemals liebtet, Georg, so wißt Ihr doch, daß es ein Gesetz auf Erden giebt, nach welchem eines Mannes ganzes Leben plötzlich von einem anderen fremden Leben gefesselt und umwunden wird. — Das werdet Ihr auch einst kennen lernen,« fuhr er ernster fort, »und weil ich Euch wohl will, so sollt Ihr mir versprechen, kein unrecht Ding mit Eurem Herzen und andern Herzen zu treiben.«

»Wie meint Ihr das, Herr?« sagte der junge Knapp.

»Seht, Georg,« fuhr Franz fort, »ein Mann soll nie um eines Weibes schönen Leib vergessen, daß sein höchstes Gebot die Ehre ist; so lautet ein alter Rittersspruch. Mancher hat das schon bereut, und Mancher wird es noch bereuen. — Liebt Ihr, so sei es ein Weib, das edel und sittig in allen Dingen ist.« — »Du nun, Georg,« sagte er mit herzlichem Tone und gab ihm die Hand, »Du bist ein junger Gesell, der mit dem Schwert

in der Hand in die Welt tritt und von ihr sein Glück begehrt. Wer steigen will, muß seinen Blick in den Himmel richten, nicht den Boden durchsuchen und in den Winkeln stöbern. Was er dann finden kann, paßt nicht für sein Begehr. Weil ich nun glaube, Du wirst einen hohen Flug nehmen, so versprich mir Dein Herz zu bewahren vor allem unedlen Thun, auch vor Weiberliebe, die Dir nicht anständig. Suche die Höchste und Edelste zu erringen, oder stirb, wenn es Dir mißglückt, das muß Dein Wahlspruch sein. Willst Du das geloben?«

»Das will ich geloben und schwören!« rief Georg freudig.

»So ist es recht,« sagte der Junker, »und wenn Du mit vollem Manneswillen dabei bist, so wird es gelingen; wenigstens wird immer die Ehre mit Dir sein. — Ich aber bin Dein Helfer,« fuhr er fort. »Wo es auch sein mag, ich will getreulich für Dich kämpfen; wir wollen Freunde bleiben im Leben und im Tode.«

Er schüttelte ihm beide Hände und sagte dann lächelnd: »Ich brauche auch einen Freund, Georg, neben einander wollen wir aufrichtig stehen. — In der unruhigen Zeit, in welcher wir leben, gilt es mehr als je, treu zusammenzuhalten. Was ziehen die Narren nach dem heiligen Lande? giebt es doch auf der deutschen Erde genug zu thun, um seine Sünden abzubüßen! — Hast Du Helm und Schild erst, so führe ich Dich an den Hof der Markgrafen; dort braucht man tapfere Arme und belohnt sie. Man frägt nicht nach den Ahnen, wenn die Thaten sprechen, und herrenloses Land ist genug

vorhanden, um den Ehrgeizigsten satt zu machen. — Dafür laß mich sorgen, thue Du nur das Übrige, und wenn einst von Deinem Thurme Dein Wappenzeichen weht, dann tritt an die Stolzeste und blick ihren Sippen dreist in das Gesicht. Ich werde bei Dir sein und Deine Hand halten, Dein Glück wird mein Glück, Dein Schimpf mein Schimpf sein.«

»Ihr seid voller Güte gegen mich,« sagte Georg verwirrt, »und ich weiß nicht, womit ich es verdiene.«

»Weiß ich es doch selbst nicht,« sprach der Junker, »aber ich habe Dich wie einen Bruder lieb, und möchte Alles mit Dir theilen. So öffne ich Dir auch mein Herz ganz vertrauungsvoll,« fuhr er fort, »will Dich wissen lassen, wie es darin aussieht. — Man nennt mich sonst wohl stolz, ernsthaft und kalt, auch habe ich nie einen Menschen gehabt, der mein Vertrauen besessen hätte; Du hast es nun ohne daß Du es willst, also weise mich nicht zurück.« — Er setzte sich näher zu ihm und fuhr dann fort: »Was ich Dir wünschte, lieber Freund, habe ich schon gefunden, denn leichter und besser meint es mein Schicksal mit mir.« —

»Ihr sprecht von Siegelind?« sagte Georg.

»Und von wem könnte ich sonst wohl sprechen? Erzähle mir von ihr, Georg, sage mir Alles was Du weißt. Ich dürste danach von ihr das Unbedeutendste zu hören.«

»Ihr wißt,« fiel der Knappe ein, »daß die edle Jungfrau erst seit einigen Monaten hier verweilt.«

»Und Du hattest keine Augen und hast keine Zunge,

um, wenn Du sie eine Stunde sahst, tagelang von ihr zu erzählen? — O! wäre ich an Deiner Stelle gewesen.«

»Ihr werdet bald an meiner Stelle sein,« sprach Georg.

»Ich werde sie heimführen, ehe der Mond wieder voll wird,« rief der Freiherr, »dann beginnt ein neues Leben für mich. — Sie liebt mich, und diese Liebe wird mich weibisch machen.«

»Sie liebt Euch, wißt Ihr das?«

»Könnte ich sonst froh sein? — Gestern war die Laube im Burggarten Zeuge meines Glücks, und am Abend wiederholte Siegelind heimlich ihr Geständniß.«

»That sie das?«

»Sie floh, wenn ich ihr nahte, sie erröthete, wenn sich unsere Blicke trafen, sie verwirrte mehr als ein Mal ihre Rede, wenn sie mir antworten sollte. Ich leerte den Becher der Seligkeit bis auf den Grund. O! mein Freund, das kennst Du nicht. Es ist so süß und wonniglich, in eines Mädchens holdem Verstummen und Entweichen die Ursach lächelnd zu enträthseln.«

»Und sie antwortete Euren Liebesworten?«

»Ich sage Dir, nein,« rief der Junker. »Du hast keinen Sinn für die Künste der Mädchen, bis einmal Deine Stunde kommen wird. — Was können Worte dabei thun?«

»Auch die Worte werden kommen,« sagte Georg.

»Sie wären heut schon erfolgt, lieber Gesell,« fuhr Franz fort, »wenn ich es nicht mit meiner Flucht in

den Wald gehindert hätte. — Der Graf und mein Oheim wollten die Versprechung in der Morgenstunde, der Priester hat die Schrift aufgesetzt, ich aber will die Neckerei der Liebe verlängern. — Heut giebt es noch ein Sperren und Entweichen, ein Suchen und Erglühen, morgen schließe ich sie frank und frei in meine Arme vor allem Burgvolk beim Blasen der Trompeten. Da ist es mit der Heimlichkeit aus, und alle Liebesnoth hat ein Ende.«

»Sehnt Ihr Euch denn so nach der Noth?« rief Georg. »Sie kann kommen, ehe Ihr es denkt.«

»Nimmst Du keinen größeren Antheil an mir und Siegelind, als durch Spott?« sagte der Junker verdrießlich, »so will ich schweigen.« — Er stand vom Boden auf, nahm seinen Spieß und beide Jünglinge sahen sich einen Augenblick fragend an.

Endlich rief der Ritter lachend: »Du bist ein Widerspiel der Natur. Du hast einen schönen stolzen Leib und Augen voll südlicher Glut und Keckheit, aber es ist als wärst Du aus Eis gemacht. Wart, guter Freund, Siegelind soll Dich bekehren. Wenn Du uns besuchst einst und bei uns ausruhst, soll sie mit ihrem lieblichen Wesen Dein Herz in Unruhe versetzen, und Dir Lust machen es mir gleich zu thun.«

»Ich hoffe nicht,« sagte Georg, »daß das nöthig sein wird; auch bin ich nicht im Herzen Eis oder Stein. Wohl erkenne ich die Schönheit und den Liebreiz der edlen Jungfrau, welche Gottes Engel zu jeder Zeit hüten mögen. Ja, sie ist eine Sonne in diesem wilden Lande, die Leben und Segen bringt« — nun begann er zum

Lobe Siegelinds eine feurige Rede, die der Junker mit steigender Lust hörte.

Er schritt neben seinem Gefährten her und verlor kein Wort davon. Fragen wechselten mit Fragen, beide Jünglinge ergänzten sich in dem, was sie sagten, und so wurde der lange Weg gar kurz, daß Junker Franz fast zürnte, als sie den Buben mit den Pferden in der Nähe sahen.

»Mein Freund und Bruder,« rief er, »Du hast meinem Herzen wohl gethan. Wie herrlich ist es, seine Geliebte preisen zu hören auch aus anderem Munde! Nimm meinen Dank, bald soll Dir Siegelind selbst danken, denn, wenn etwas meine Liebesglut erhöhen könnte, so war es Deine Rede, die begeistert zu ihrem Ruhme von Deinen Lippen floß.«

Da erlosch das Feuer in Georgs Blicken, und wenn Franz von Eichstädt in diesem Augenblick seinen Jagdgesellen angeblickt hätte, würde er gemeint haben, dieser sei plötzlich heftig erkrankt. Der Edelknecht bückte sich aber tief nieder zu dem Geschirr der Rosse und hielt dem Ritter den Bügel, dann schwang er sich auf sein eigen Pferd und trieb es mit solcher wilden Hast, als wolle er eher noch als der verliebte Junker bei der schönen Braut im Schlosse sein.

5.

Spät Abends trat der Mond groß und still über die Waldberge und warf sein feines Licht auf Land und

Schloß. — Die stolzen Thürme stiegen schlank in den lichtvollen Himmel, die breiten Wasser blitzten in dem duftigen Schein; Schatten, welche schwarz und schwer das Hellbeleuchtete einfaßten, zogen Rahmen darum bis in weit verschwindende Fernen. Und jeder Baum und Strauch, an dem das silberne Funkeln niederfloß, fand seinen Gegensatz in der Nacht, welche unter seinem Geäst lag. Ein geheimnißvolles Schweigen strömte mit diesem milden todten Lichte nieder, es brachte den Schlaf und den Frieden. Die Thiere ruhten im Walde, der arme Knecht schlief sicher in der elenden Hütte, das weite Schloß und seine Wächter fürchteten nichts von den wendischen Räubern, und selbst des Thürmers Leuchte schien erloschen, denn in solcher lichten Nacht war von eines Feindes Bosheit nichts zu fürchten. — Da aber, wo der Laubengang des Gartens das Ufer berührte, lag ein Söller über den Wellen hinaus. An der Landseite, dicht umzogen vom Geflecht des wilden Hopfens, dessen Ranken ein Dach auf ihm bildeten, wuchs, wo die Wellen sein Pfahlwerk benetzten, hohes Schilf über das Geländer. — Der Mond sah durch die leise schwankenden Blätter und spielte mit Licht und Schatten über die Gestalt im dunklen Gewande, welche auf der niederen Bank saß, und das leise Fächeln der Lüfte führte das Geflüster schnell davon, das aus diesem Versteck von Zeit zu Zeit hörbar wurde.

Plötzlich riß ein stärkerer Windzug die leichten Ranken weiter auf und das volle Licht fiel auf Siegelind, vor der mit strafendem Gesicht der Mönch Johannes stand.

— »Was Ihr auch sagen mögt,« sprach er, »es war thöricht und verwegen gehandelt. — Dachtet Ihr nicht an Eure Pflichten, dachtet Ihr nicht an den Schmerz und Zorn Eures Vaters? — Wenn er es je erführe, was würde aus Euch und was aus dem Unbesonnenen werden, der der Theilnehmer dieses Frevels ist?«

»Halt, mein Vater,« erwiederte Georg, der jetzt aus dem finstern Schatten trat, »warum wollt Ihr uns so schwer bedrohen? Was thaten wir? Und ist es denn nicht genug,« setzte er leiser hinzu, »daß es das letzte Mal ist, wo ich sie sehen werde?«

»Du wagst es, Dein Vergehen zu entschuldigen?« versetzte Johannes. »Ist eine nächtliche Zusammenkunft mit der Tochter Deines Herrn nicht ein Verbrechen, das Deinen gewaltsamen Tod nach sich ziehen muß? Thörichter Knabe! soll Dein Leib im Kerker verfaulen und Siegelind ihr junges Leben in einer Zelle vertrauern?!«

»O!« rief Georg mit Heftigkeit, »sie wären grausam genug dazu, und was ist unsere Schuld? — Als Siegelind in dies Schloß kam, war ich ihr Diener und auf allen Wegen, durch meines Herrn Huld, ihr Begleiter. — Hier wohnet kein Wesen, dem sie ihre Freundschaft schenken konnte; ich gewann sie und man ließ es geschehen. — Auf diesem Söller saßen wir oft sprechend und scherzend, Niemand hinderte es. Endlich fanden wir uns hier ohne Verabredung auch an Abenden wieder, und wir sprachen weiter, wie wir es gethan.«

»Und dachtest Du nicht daran, daß Sitte und Gebot

dies verdammen? daß eine frevelhafte Leidenschaft in Dein Herz zog? daß eine tiefe Kluft zwischen dem Knecht und der Grafentochter liegt?«

»Dem Knecht!« rief Georg sich aufrichtend. »Ich bin ein freier Mann, mein Vater, bald werde ich Helm und Sporen tragen, um eines Kaisers Tochter kann ich dann werben.«

»Ist das die Triebfeder Deines Stolzes,« erwiederte der Mönch, »nun so wisse, Knabe, daß es eitel Lüge ist. Ein Knecht wirst Du bleiben bei den Knechten Dein Leben lang, denn an Deinem Blute haftet Makel. Wer kann Zeugniß für Dich geben, daß es nicht Wendenblut sei, was drinnen fließt? Kein Mann hier im Lande, und wäre er noch so edel, kann Dich zum Ritter machen, und Du, der Knecht, dem man mitleidsvoll es bisher verborgen hat, was seine Schande, Du wagst es, Deinen Herrn und Wohlthäter zu beschimpfen? Du wagst es, einen edlen Freiherrn zum Tode zu beleidigen, heimliche Zusammenkunft zu haben mit seiner Braut, für welche Du frevelhaft sündliche Neigung trägst?«

Lautlos hatte Georg den Mönch angehört; als er schwieg, schöpfte er tief Athem. »Ist das wahr, was Ihr sagt?« rief er leidenschaftlich.

»Beim heiligen Kreuze!« sprach Johannes.

»So sei mir Gott gnädig!« sagte er verzweifelnd. »Ja wisse, Mönch, Du hast mein Leben gut getroffen. Das war mein Stolz und mein Trost, der Abglanz aller meiner Hoffnungen. — Was kümmert mich der Graf und der Junker Franz, was schiert es mich, ob ich ihn belei-

digte. In seine Hand habe ich geschworen, einen hohen Flug zu nehmen zu der Edelsten und Schönsten im Lande, und ich that dies, ehe ich schwur, ohne daß ich es wußte. — Jetzt weiß ich es. Ja, mein Herz neigte sich zu dieser schönen Jungfrau, ich sage es laut und würde es aller Welt sagen, möge sie mit Abscheu sich von mir wenden, möge sie mich verdammen und martern. Ich liebe Dich, Siegelind, ich werde Dich ewig lieben, und wärst Du des Kaisers einziges Kind, Du kannst es mir nicht wehren! — Jetzt stoße mich hinaus, verlache den wendischen Knecht, rufe die Männer von edlem Blut herbei und laß mich zum Tode führen. Ein verachteter Knecht, Gottesmutter! ich ein verachteter Knecht!«

Er wollte sich entfernen, als Siegelind rasch aufstand und seinen Namen mit bebender Stimme rief. »Georg,« sagte sie, »ist das Deine Liebe, daß Du so niedrig von mir denken kannst? — Du liebst mich und was hindert mich, zu sagen, daß ich Dich liebe? — Wenige Minuten noch und ich werde Dich nicht mehr sehen. Morgen werden die Trompeten schmettern, wenn ein ungeliebter Mann seine Hand auf mein Herz legt und seine Lippen auf die meinen. Aber kann das mich hindern, Dich immer treu zu lieben? — Ich folge dem Gebot meiner Eltern, sie schalten über meinen Leib, meinem Eheherrn werde ich eine treue Hausfrau sein, aber meine Seele gehört Gott und Dir. So lebe wohl, Georg, lebe wohl und liebe mich. — Zieh, wohin Du willst, mein Segen soll Dich geleiten, und dies sei ein Andenken, das trage und denke mein, wenn Du es anblickst.« — Sie riß das

kleine Kreuz von Elfenbein, das am Bande um ihren Nacken hing, ab und reichte es Georg, der vor ihr stand und ihre Hand in der seinen hielt. — Plötzlich drückte er einen Kuß heftig und schnell auf ihre Lippen und sprang in den Garten, wo er unter den Bäumen verschwand. Nach einigen Minuten folgten ihm der Priester und Siegelind. Es rauschte in der dichten Wand des Hopfens, sie hörten es aber nicht. — Johannes redete eindringlich mit dem schönen Mädchen, die ihm kurze und bestimmte Antworten gab. »Thut Eure Pflicht, mein Vater,« sagte sie. »Erzählt, was geschehen, oder schweigt, es mag kommen, wie Ihr wollt. — Ich habe von Georg einen ewigen Abschied genommen, daß weiß ich. Morgen werde ich mit dem Junker Franz verlobt, ich kann es nicht ändern. Schickt mich in ein Kloster, ich werde auch damit zufrieden sein. Gute Nacht, Johannes, überlegt, was das beste sei.«

Der alte Mann stand vor dem Portale still und blickte schweigend zu der reinen Himmelsbläue empor. — »Du Herr der Welt auf Deinem unermeßlichen Throne weißt es am besten, was hier geschehen soll. — Leite Du sie aus dieser Trübsal. Ach! wie kummervoll sind ihre Herzen, und ihr Leben ist so jung, so schön und hoffnungsvoll. — Arme Kinder,« rief er seufzend, »o! wir armen Menschen, wann, Du Allmächtiger, wann wird der Tag kommen, wo alle Wesen frei und glücklich sind?!«

Am nächsten Morgen war der Burghof voller stattlicher Rosse und reisiger Leute. Mehre Edelherrn und

Damen aus der Umgegend waren gekommen; auch die Lehnsleute des Grafen fanden sich ein, und vor dem Hause des Maiers luden die Wenden große Vorräthe ab, welche sogleich in die Küchen geschafft wurden, wo gewaltige Feuer loderten. Dazu waren Brauhaus und Keller geöffnet. Heut war ein Festtag, die Leibeigenen selbst empfanden das. Die Peitsche des Schaffners bedrohte sie nicht, statt dessen erhielten sie gefüllte große Krüge, um auf das Wohl ihrer gestrengen Herrn, die plötzlich gütige Herrn geworden, sich zu betrinken.

Und drinnen in den Pfeilersälen des Schlosses lagen Teppiche ausgebreitet; Eichentische waren in langen Reihen aufgestellt, voll blanker Trinkgefäße und bauchiger Flaschen. — Herrn und Damen luftwandelten auf und nieder, auf einem Gerüst aber standen vier Männer in des Grafen Farben mit Posaunen und Trompeten, deren Zweck wohl bekannt war. Auch lehnten an den Thüren Wappner mit schöngestickten Binden geziert und im Hintergrunde waren Schranken errichtet, wo die Dienstleute und das Hausgesinde seinen Platz nahm.

Endlich erschien der Graf im reichen Sammetkleide mit Puffen und Besätzen, wie es bei hohen Festen von vornehmen Herrn an Fürstenhöfen getragen wurde. Nicht minder schön waren die Damen geschmückt. Siegelind ging an der Hand ihrer Mutter, ganz in schwerer weißer Seide, die mit goldnen Blättern und Ranken durchwirkt, und über ihr Haar lag ein kostbarer Spitzenschleier von Goldfäden in Arabesken durchzogen. — Da staunte wohl Jedermann über die schöne Braut und beneidete den

Glücklichen, der sie heimführen sollte. — Dieser folgte mit seinem Oheim, und gewiß war sein kriegerisch stolzer Anblick nicht minder prächtig und Neid erregend. Ein Panzer von polirtem Stahl umschloß den Leib des Ritters. Ganz sicher war es von ächt mailändischer Arbeit, denn so kunstvoll und fein verstand es Niemand sonst reiche goldene Zierathen in das harte Erz zu legen. — Dies reichte hinab bis zum geharnischten Fuß, das Haupt allein blickte frei und kühn aus der klingenden Hülle. Um seine Brust lag eine mächtige Goldkette, über den Rücken aber flossen die langen gelben Locken als ein königlicher Schmuck, den wenige Sterbliche mit ihm theilten. — Zuletzt kam der Mönch Johannes, Pergamentrollen in seiner Hand, und hinter ihm folgten die Mannen des Grafen in ihren besten Kleidern mit Fahnen, Wappen und bewimpelten Lanzen.

So standen sie nun auf dem großen Teppich aus Venetia, in welchem Heiligengeschichten in bunten Farben prangten, und als das laute freudige Hoch verklungen war, das ihnen von allen Anwesenden gebracht wurde, sprach der Graf und that seine Absicht kund, sein einzig Kind mit dem Freiherrn zu vermählen. In seiner wohlgesetzten Rede berührte er auch leise, daß kein männlicher Erbe ihm gegeben sei, dann aber pries er den Eidam, den er sich gewählt und gab endlich dem Priester einen Wink, daß dieser vortrete und die Ehepakten lese. Während Johannes die Rolle entfaltete, nahm der Graf seiner Tochter Hand, der Kaiserliche Hauptmann ergriff die seines Neffen, so führten sie ihre Kinder sich entgegen, und

eben setzten die Trompeter ihre Instrumente an den Mund und wollten die Jubelfanfare beginnen, als der junge Freiherr plötzlich vortrat und sich verneigend zu sprechen begann.

»Edler Herr und Graf,« sagte er, »wohl preise ich mich glücklich für alle die Huld, welche mir wiederfährt, und meine Hand ist bereit, ein heiliges Gelöbniß abzulegen, doch ehe ich dies thue, muß ich erklären, daß ein ander Gelöbniß mir besondere und strenge Pflichten auferlegt.«

»Welche Pflichten sind es, die Ihr meint?« fragte der Graf und Alle blickten erstaunt auf den Junker.

»Es ist mein Gelöbniß,« fuhr Franz fort, »ehe Siegelind von mir heimgeführt wird, an des Erlösers Grab Vergebung meiner Sünden zu suchen.«

Diese Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck. Der Graf von Dornburg trat erschreckt zurück. Ein Murmeln lief durch die Versammlung. Die Gräfin faßte bestürzt ihrer Tochter Hand mit tröstender Theilnahme, der alte Ritter aber rief mit Heftigkeit: »Bist Du toll geworden, Franz! Seit wann ist dieser Vorsatz in Dir erwacht? Es ist unmöglich, daß Du, der gestern noch sehnsüchtig diese Stunde herbeiwünschte, nun auf Jahre sie hinausschieben willst.«

»Mein Vorsatz ist fest und wohl erwogen,« erwiederte der Junker. »Zu Gottes Ehre leide ich; zu seinem Ruhme will ich entsagen. — Mein Gelöbniß will ich halten hier und dort, gewiß aber wird Niemand mich hindern wollen, zu des Kaisers Fahnen zu stoßen, das

Kreuz auf meine Brust zu heften und Christi Banner zu tragen.«

Das wagte auch Niemand. Die Begeisterung des Glaubens war längst bis in diese fernen Grenzmarken gedrungen. Ritter und Grafen hatten Züge ins gelobte Land gemacht; Markgraf Albrecht selbst war hingepilgert und viele Edle mit ihm. Ja, man begriff es, wie der Geist plötzlich über den Junker gekommen und wie er ihn trieb, zu Gottes Ehre seinem schönsten Glücke zu entsagen. Manches Auge glänzte in Thränen und manches Herz schlug im ähnlichen Verlangen. Gott will es haben! war der alte fanatische Ruf, mit dem man die theuersten Bande zu zerreißen gewohnt war, und auch hier ließ er sich hören. Mit Bewunderung blickte man auf den jungen Helden, der, wie eine Bildsäule von Erz in seiner glänzenden Rüstung stand und seine stolzen Augen auf die Menge heftete.

»Ist das Euer fester Wille und Entschluß, mein Sohn?« sagte der Graf, »so müssen freilich die Menschen mit ihren Wünschen den Befehlen Gottes weichen. Zieht hin und Gott geleite Euch. — Siegelind soll sich als Eure Braut betrachten und auf den Tag hoffen, der Euch zurückführt. Ihr schlagt ihrem und unsern Herzen eine tiefe Wunde, allein die Zukunft wird diese heilen und endlich Alles zum Guten leiten.«

Nun erfolgte der feierliche Verlöbnißakt ungestört, aber es war doch eher ein Fest der Trauer als der Freude. — Der Graf war an Verbergung seiner wahren Empfindungen gewöhnt genug, um sich nicht offen merken

zu lassen, wie sehr ihn diese plötzliche Täuschung schmerze. Er war so viele Jahre lang ein heftiger Gegner der Kreuzzüge gewesen, als verderblich für das Abendland und für Deutschland insbesondere; er spottete des Wahns, verachtete den Pfaffentrug, haßte den Kaiser, nun mußte er es erleben, daß ein Jüngling, dem er so viele Überlegung und Klugheit zugetraut, vom Geiste der Schwärmerei ergriffen wurde, und er war geneigt, dies für ein Werk des Teufels zu halten, wenn er bedachte, wie und wann es geschehen konnte. — Er sann nach, wodurch es entstanden sei, aber er bestärkte sich in seinen Muthmaßungen, als Franz auf seine herzlichen Fragen ihm einsilbig antwortete: daß er in der Nacht eine Erscheinung gehabt habe, die zu entsetzlich sei, als daß je eine Silbe davon über seine Lippen kommen werde, diese Erscheinung habe ihn zu seinen Entschlüssen geführt. — Die Art, wie die Augen des Junkers bei dieser Erzählung rollten, wie seine Lippen bebten und sein ganzer Körper krampfhaft zu zittern begann, schienen die Zeichen eines Entsetzens, das nur ein fürchterliches Gespenst, oder der böse Feind selbst bewirken konnte. — Vergebens war es auch, einen fröhlicheren Ton anzustimmen, als die Tafeln ihre Gäste empfingen. Der Junker saß steif und stumm neben der geschmückten Braut und diese schien ihre Rolle mit der ihres unglücklichen Verlobten vertauscht zu haben. Sie redete freundlich zu ihm, doch seine Antworten waren abgebrochen und kalt. Seine Düsterheit theilte sich der ganzen Versammlung mit und als die Gäste das Schloß verließen, mochten sie sich froh dünken, seinen Hallen

entronnen zu sein. Die Zurückbleibenden wurden aber fremder und verstimmter. Traurig bestieg der Kaiserliche Hauptmann schon am nächsten Morgen sein Pferd, um nach Eberswalde zurück zu reiten, doch der Graf von Dornburg machte noch einen letzten Versuch im Verein mit dem Priester Johannes, den Entschluß seines jungen Eidams zu verhindern.

Als der Junker gerüstet in den Saal trat, waren seine Mienen mild und sein Auge freundlich. Er beugte sich lächelnd vor seiner Verlobten, ergriff deren Hand und redete, wie ein junger Ritter redet, der einen langen zweifelhaften Abschied nimmt.

»Ihr werdet meiner gedenken, theuere Siegelind,« sagte er, »und ich werde Euch nie vergessen. Eure Farbe an meinem Banner wird mich zum Siege leiten, Euer Name soll in der Schlacht auf meinen Lippen sein; in aller Noth und Gefahr werde ich zu Euch rufen, bis an den Tag —«

»Wo sie Euch im Brautschmuck empfangen soll,« fiel der Graf hier ein. »Doch, Franz, kann es nicht noch viel leichter der Witwenschleier sein, den sie bald um Euch tragen muß, und soll ihr Auge roth und trübe werden in der langen Herzenstrauer? Warum wollt Ihr so viel Leid auf die bringen, welche Euch liebt? Bleib bei uns, mein Sohn, bleib bei uns, Franz. Ich habe ja nichts als dies Kind und Dich. Reiß Dich nicht von unsern Herzen. Jedes Wesen strebt nach Glück und Frieden, warum willst Du in das ferne Land, in seinen sengenden mörderischen Himmel, unter die giftigen Pfeile,

der Sarazenen fliehen, statt hier in zwei weiche Arme, an eine Brust voll Liebe zu sinken?!«

Der Ritter stand schwankend und gesenkten Hauptes, nur zuweilen warf er einen scheuen Blick auf Siegelind. O! es hätte wohl nur eines zärtlichen Flehens bedurft, und er hätte den Stahlhelm in den Winkel geworfen; aber die edle Jungfrau stand ihm gegenüber stumm und starr, und die Röthe des Lebens wich langsam aus ihrem Gesicht.

»Welches Glück des Hauses und der edelsten Freuden erwarten Euch, wenn Ihr bleibt, mein Sohn,« sagte der Mönch; »welchen Kummer laßt Ihr zurück, wenn Ihr geht! Wohl ist es ein heiliges Werk, für Gottes Ehre und seines Sohnes heiliges Grab gegen die wilden Heiden zu streiten; allein viele Tausend tapfere Kämpfer sind schon dazu vereint.«

»Ich habe ein Gelübd gethan,« murmelte Franz.

»Ich spreche Euch los davon, Freiherr von Eichstädt,« sagte der Priester. »Hier steht die edle Magd, der Ihr gestern ein hohes Himmelsgelübd geleistet, sie zu beglücken. — Und wollt Ihr Euer Wort lösen, wollt Ihr Euer ritterlich Schwert im Kampfe gegen die Verächter des Christengottes prüfen, so zieht hinauf in das heidnische Preußenland an der Ostsee, wie dies viele wackre Ritter thun. Streitet dort im Namen Christi, oder besinnt Euch wenigstens ein Jahr. Ein Jahr, edler Herr, dann seht zu, ob Euer Wille nicht besiegt wurde.«

»Welcher Teufel hat Dein Herz vergiftet, Franz?« rief der alte Herr von Eberswalde. »Sage an, sage es

an, Du Grillenfänger. Um aller Heiligen und Deiner selbst willen, zerstöre Dein Glück und Leben nicht. — Habe ich darum Dein Schloß in Kolbatz neu aufputzen lassen von der Zinne zum Keller, damit die Spinnen darin wohnen sollen? Nimm, was ich habe, Franz, es ist Alles Dein, aber gehe nicht von uns. Dort ist Dein Platz, dort, am Herzen Deiner Verlobten. Siegelind, mein Herzenskind, nimm Deine weiche Hand und halte ihn fest, er soll und darf nicht gehen.«

Aber Siegelind regte sich nicht und hielt ihn nicht. Sie breitete langsam die Arme aus, mechanisch nach dem Gebot, und sah ihn an mit Blicken, in denen kein Schmerz und keine Liebe zu lesen war. — Ein ungeheures Weh zitterte durch die Nerven und Muskeln des Junkers. In seinen heißen, unstäten Blicken lagen alle Qualen, welche seine Seele folterten.

»Ich kann nicht,« rief er endlich, »und käme der Erlöser selbst herab, ich kann nicht.« — Dann raffte er allen Mannessinn und Stolz zusammen und sagte mit entsagender Gewalt: »Wie ich selbst leide, leidet Niemand von Euch Allen. Es zerreißt mich mit glühenden Schmerzen, aber ich muß es tragen. Gnadenreiche Gottesmutter, stärke Du mich! — Ich gehe, meine geliebten Freunde, und lasse Euch zürnend zurück; ach! wüßtet Ihr, wie ich leide, Ihr würdet Euch meiner erbarmen. — Es muß sein!« rief er mit seiner markigen Stimme, »und müßte mein Leben auch hier zur Stelle ausströmen, es muß sein: Gott will es haben!«

»So geht denn,« sagte der Graf mild, »nicht unser

Zorn, unser aller Liebe soll Euch folgen. Muß es aber sein, so will ich Euch Briefe geben an meinen Freund, den Markgrafen Ludwig von Thüringen, und an andere gute Leute, die Euch in des Kaisers Nähe bringen, damit Ihr, mein Sohn und Erbe, unter seinen Augen Ruhm erwerben möget.«

In dieser Weise bereitete sich der Abschied, welcher nach wenigen Stunden erfolgte. Der junge Ritter zog mit seinem Oheim und gelobte, wenn er seine Reise geordnet und die Schaar der Pilger, welche er dem Kaiser zuzuführen dachte, gesammelt habe, noch einmal wiederzukehren. Aber in dem Schlosse an der Havel wartete man vergebens. Statt des Ritters kam ein Schreiben, nach welchem es ihm unmöglich gewesen war, seinen liebsten Wunsch zu erfüllen. Mit andern Kreuzfahrern von der Ostseeküste hatte er sich westwärts gewendet gen Oldenburg, wo Friesen- und Dänenschaaren sich ihnen anschlossen, welche zu Schiffe den Weg durch die weiten Meere nach Konstantinopel nahmen, dort den Kaiser zu erwarten.

Siegelind hörte diese Botschaft mit geheimer Lust, doch auch ihre geheimen Schmerzen erneuten sich, als Graf Rüdiger den Brief auf den Tisch warf und fast wehmüthig sagte: »So gehen sie denn Alle und verlassen mich alten Mann. — Wer soll nun mein Stab sein für die letzten Tage? — Johannes ist ins Land gezogen nach Frankfurt und Lebus, Franz, in dessen männlichem Sinn und Waffenkunst ich mich wieder jung fühlte, läuft mit den Schwärmen von Narren, welche der tollgewordne alte Kaiser sammelt, nach Asien, und Georg — was mag aus ihm

geworden sein?! Mein schöner muthiger Georg, er ist verschwunden, und das ist auch ein Nagel zu meinem Sarge. Ich gräme mich um ihn mehr, als ich sagen kann.«

»Todt ist er wohl nicht, edler Herr,« sagte der alte Waffenmeister Wolf, der einer Botschaft wegen eben im Gemach war. »Ich weiß es nicht, aber ich denke es mir, denn Georg ist ein Bursche, der vom Thurme fallen kann wie eine Katze, und er steht wieder auf.«

»Wo kann er geblieben sein, Wolf?« fragte die Gräfin. »Wäre er in der Wenden Hand gefallen, koste es was es wolle, er muß frei werden!«

»Bei den Wölfen im Walde ist er nicht,« sagte der Alte. »Aber am Abend der Nacht, in welcher er verschwand — das war die Nacht, welche der Verlobung der edlen Jungfrau vorging — fragte er mich vielerlei über die Zeit, wo ich mit Kaiser Konrad in Syrien war, über Land und Leute, so daß ich denke, er ist plötzlich auf und davon nach Regensburg gegangen, wo er das Kreuz auf die Pickelhaube gesteckt hat.«

»Und welcher Höllenteufel hat in jener Nacht mein Haus heimgesucht?« rief der Graf mit Heftigkeit. — »Wäre es möglich, wäre Georg auch von der Wuth zum Pilgern befallen worden, so muß etwas Entsetzliches hier vorgegangen sein, das ich nicht ergründen kann. — Armer Georg! armer Franz! nie werde ich euch wiedersehen!«

Siegelinds Augen füllten sich mit Thränen; sie konnte ihre Schmerzen nicht länger verbergen und weinte laut. — Die Mutter schloß sie tröstend an ihr Herz. — »Weine nicht,« sagte sie, »Gottes Engel wachen. Sie werden den

zurückführen, um den Du trostlos klagst. Glaube und hoffe, mein Kind, dann wird die Seele stark ihr Leid zu tragen.«

6.

Es war aber so, wie der alte Wolf es gesagt. — Tief in der Nacht hatte Georg sich aus seiner Kammer geschlichen, sein Schwert genommen, seinen Bogen und die Streitaxt sammt dem Zehrpfennig, den er in der Truhe verwahrte. Leise stieg er im tiefen Schatten am Thurme nieder in den Graben, durchwatete diesen, suchte dann am geheimen Platze sein Pferd auf, das er am Abend schon dahin geführt, und war, als der Morgen anbrach, mehre Meilen entfernt vom Schlosse.

Rüstig, jung und kühn fand er seinen Weg ohne Anfechtungen. Durch die Wälder über Brandenburg nach Magdeburg, und von dort nach Leipzig und ins Reich hinein lief des Königs Hochstraße, der einzige Handelsweg, welcher von Franken und Schwaben durch Sachsen bis Polen führte. Auf ihr war der Wald fortgehauen, meist Gräben an den Seiten aufgeworfen, und hier wurde Geleit gezahlt und Zoll erhoben. Kein Kaufmann durfte sich davon entfernen, dagegen traf Acht und Tod den Räuber, welcher das kaiserliche Geleit verletzte. — Die Räuber kehrten sich jedoch oft wenig genug daran, und der einzelne Kaufmann war in steter Gefahr niedergeworfen, ausgeplündert und ermordet zu werden. — Nichts aber schützt der Mensch mit größerer Tapferkeit und List als

sein Eigenthum, und darum kam es häufig vor, daß der Kaufmann den Räuber besiegte. Er trug Panzer und Schwert wie ein Krieger, auch thaten sich mehre zusammen und widerstanden ganzen Banden Wegelagerer. Zu den Kaufleuten gesellten sich andere Reisende, Edle und Mönche, Weiber und fahrende Dirnen, Bürger und reisige Knechte. — Gemeinsame Gefahr verband sie Alle, jetzt aber waren die Straßen voll Pilger aus allen Ständen, die nach Regensburg eilten, und zu des Kaisers Geleit und Acht war der Bannfluch des Papstes gekommen, welcher Jeden traf, der einen der Gottesstreiter beschädigte.

Georg schloß sich nun bald Kaufleuten an, denen er für freie Zehrung im Fall der Noth seine Hülfe zusicherte, bald reiste er mit Pilgerhaufen, die Psalmen singend und Fahnen mit dem Kreuz vortragend, unter Anführung von Mönchen, fanatischen Rathsherrn der Städte, oder irgend eines herabgekommenen Junkers sich auf den Weg zum heiligen Grabe gemacht hatten. — Es war nicht mehr wie zur Zeit des ersten Kreuzzuges, wo Schaaren von zwanzig und funfzigtausend Mann, wehr- und waffenlos Gesindel aller Art, sich von Ziegen und Gänsen den Pfad zeigen ließen, den sie gehen sollten; doch vereinte sich auch zu dieser dritten großen Pilgerfahrt so viel heilloses Volk, daß der Kaiser noch an der Gränze Ungarns funfzehnhundert liederlichen Dirnen gebot das Heer zu verlassen, und sie zurücktreiben ließ. — Je mehr der reisige Knapp dem großen Sammelplatz nahete, je kriegerischer ward der Anblick. Große Reiterschaaren von Grafen und Fürsten geführt, in Harnischen und mit wehenden Bannern zogen

dahin. Ritter und Edle von berühmtem Stamme erschienen mit glänzendem Gefolge, schöne Frauen begleiteten ihre Eheherrn, Kinder kamen in Begleitung ihrer Eltern; überall war das bunteste Gewimmel von Bischöfen, Prälaten, Äbten und Mönchen, von Kriegern aller Art, hoch und gering, und von Volk, das sich gewinnsüchtig und hungrig herbeidrängte.

Auf dem Wege zum großen Feldlager ward dem Georg auch mehr als einmal Gelegenheit, in den Dienst edler Herrn zu treten. Er hatte Zeichen und Feldbinde des Grafen von Dornburg abgelegt, als Beweis, daß er zu keines Ritters Gefolge gehöre; um den kräftigen, kühnblickenden Burschen kümmerten sich daher viele, die ihr Fähnlein vermehren wollten. Denn große Ehre war es für den Ritter, an der Spitze einer stattlichen Schaar zu reiten, welche er besoldete, und dies war ganz seine Sache. — Der Kaiser hatte streng befohlen, daß Jeder, der als freier Mann den Zug mitmachte, zwei Jahre lang sich auch erhalte. Wer das nicht konnte, mußte in eines Reichen Dienst oder in die Schaaren des Fußvolks sich einstellen, das aus dem Zehnten besoldet wurde, welchen die Zurückbleibenden zu zahlen hatten; wer aber ein ritterlicher Herr und vermögens genug war, einen stahlfesten Haufen zu sammeln und zu ernähren, der warb die kräftigsten und tüchtigsten Männer, und es wurde als keine Schande auch für den Ritter ohne Habe gerechnet, wenn er für die Dauer der Kreuzfahrt sich in eines anderen Ritters oder Grafen Dienst gab und diesem Gehorsam leistete. So wurde denn auch Georg öfter angeredet und

zugesprochen, sich dieser und jener Schaar einzureihen; er entschuldigte sich jedoch mit Versprechungen, welche er einem edlen Herrn geleistet, den er in Regensburg zu finden denke, und so zog er endlich mit Andern in die alte berühmte Stadt, um welche überall auf weiter Ebene ein unermeßliches Gewühl von Menschen und Thieren, von Zelten und grünen Hütten verbreitet war.

Wie viel Neues und Staunenswerthes war hier zu sehen! — Mächtige Heerschaaren lagerten sich rings umher, und hatten ihre wandelbaren Städte nach den Volksstämmen aufgeschlagen, zu denen sie gehörten. — Hier waren die Schwaben, dort die Franken, weiterhin die Baiern und Sachsen, die Böhmen und die Mannen der rheinischen Grafen, der Herrn von Nassau, von Meran, des Pfalzgrafen von Thüringen, des Markgrafen von Baden, von Meißen und anderer edeln Herrn. An diese schlossen sich dann die Zelte und Wappner der hohen Geistlichen, welche den Kaiser ins gelobte Land begleiteten, und deren waren nicht wenige. Man sah die Farben und Banner der Bischöfe von Basel, Bamberg, Lüttich, Münster, Meißen, Freisingen, Osnabrück, Nassau, Regensburg, Verden, endlich auch die große Fahne des begeisterten Bischofs von Würzburg, aus dessen Händen der Kaiser selbst das Kreuz genommen hatte.

Georg blickte mit Staunen auf dies Gewühl und auf die Stadt der Krämer und Verkäufer, deren Zelte und Hütten in weitester Ferne kein Ende nehmen wollten. Er wagte es nicht sich in dies Gewühl zu stürzen, und an wen sollte er sich wenden, bei wem Aufnahme begeh-

ren?! — Am Fuße des Hügels, auf welchem er von seinem Rosse gestiegen war, lagerte sich wüstes liederliches Volk, in Erdlöchern und Tangerhütten hausend; leichtsinnige Dirnen schwärmten in Haufen umher, denn der fahrenden Schwestern, wie sie genannt wurden, gab es damals viele, was schlimmes Zeugniß giebt für die Moralität des Mittelalters, nach welchem doch in unseren Tagen so manche fromme Seele seufzt. Rohe Scherze und Liebkosungen trieben sie mit den Reisigen, welche sie aufsuchten, schmausend und zechend lagen sie mit ihnen am Boden umher, und weithin zwischen den Feuern der Kochstellen und an den Heerden der Höker und Händler sah man sie sitzen, jubeln und schlechte Lieder singen. — Die eigentlichen Lagerplätze aber waren diesem Gesindel, wie allem geringen Volk verschlossen. Der Kaiser hatte eine strenge Lagerordnung erlassen, zahlreiche Wachen hielten diese aufrecht, und das gefürchtete Ansehn des Herrschers war so groß, daß es so leicht Niemand wagte seinen Befehlen Trotz zu bieten.

Der junge Knappe zögerte ungewiß, was er beginnen und bei welchen Zeltreihen er um Aufnahme bitten sollte, als plötzlich ein glänzender Ritterzug an ihm vorüberſprengte. Ein junger Held im himmelblauen Wappenrock, von einer gold- und purpurgewirkten Feldbinde umflattert, eilte der Stadt zu, und wirbelte Wolken von Staub auf.

Georg war ganz ergriffen von der Herrlichkeit dieses Ritters. Eben kam ein alter bärtiger Mann im schwarzen Mantel und weißer Krause langsam heran, der sich

tief vor jenem geneigt hatte. »Darf ich Euch fragen, werther Herr,« sagte er hastig, »wer der edle Ritter ist, der dort hineilt?«

Der Alte mit seiner großen spitzigen Nase blickte den Frager dafür scharf an, und rief dann spöttisch: »Aha! der gefällt Euch, junger Fant, weil er einen strahlenden Rock trägt. — Wer bist Du denn aber? Ein Neuling, ein frischer Häring von der Welt Ende. — Willst Du auch mitziehen ins Heidenland? Nun, mein Söhnchen, dann wirst Du den da noch genugsam kennen lernen, besonders wenn Deine Hand nicht etwa faul am Schwerte ist.«

»Bei allen Euren Reden, alter Herr, habt Ihr mir noch immer nicht den Namen gesagt,« erwiederte Georg lachend.

»Wahr,« rief der schwarze Herr, »aber Du könntest wohl rathen, wer er ist.«

»Ich bin kein Wahrsager und kein Gaukler,« sagte Georg, »aber ich möchte wetten, daß keiner im Heere edler ist, als dieser.«

»Ausgenommen des Kaisers Majestät,« sagte der alte Herr.

»Dann ist es kein anderer, als Herzog Friedrich von Schwaben,« rief Georg.

»Richtig gerathen, mein junger Gesell.«

»Ich rieth es nicht,« versetzte dieser lachend, »Ihr sagtet es mir.«

»Hast Du so viel Mutterwitz unter deiner Kappe,« sprach der im Mantel, »so lohnt es sich wohl der Mühe ein Wort mehr mit Dir zu reden. Wer bist du?«

»Ein reisiger Mann, ein Kreuzfahrer.«

»In wessen Dienst?«

»In keines Herrn Dienst, doch ich suche einen.«

»Und wie ist dein Name?«

»Georg.«

»Ist das Alles?«

»Alles Herr.«

»So ist es wenig genug,« sagte der Fremde. »Ich hielt Deine Herkunft für besser.«

»Besser ist sie als Ihr meint,« erwiederte Georg mit Stolz. »Aber hab ich auch keinen Namen, wer sagt Euch, daß ich nicht einen erwerben kann, der den besten sich an die Seite stellt?«

Der alte Mann lachte nicht ohne Spott, aber er sah den kecken Redner wohlwollend an. — »Weist Du denn schon einen Herrn,« fragte er, »dessen Fahne Du Deinen jungen Ruhm anvertrauen möchtest?«

»Ich werde mich morgen vor den Herzog Friedrich stellen; wenn der es thut, soll's kein Anderer sein.«

»Ich wüste doch noch Einen, wo es besser wäre,« meinte der Alte. »Aber wo bleibst du über Nacht?«

»Auf der Heide, wenn's nicht anders ist.«

»Pfui,« sprach der im Mantel, »ein junger Reitersmann bei schmutzigem Gesindel, bei Juden, losen Dirnen, Strolchen und Schalksnarren. Guter Freund, da könnte es leicht sein, daß Du das heilige Grab nicht sähest, sondern hier zur Stelle das Deine fändest. Mit abgeschnittener Kehle hat man schon Manchen am Morgen aufgehoben, der Abends sich fröhlich gebettet hatte.«

»Nun,« sagte der Knapp, »so leicht soll ein Messer seinen Weg nicht zu mir finden.«

»Aber besser bewahrt, wie beklagt,« rief der alte Herr, »darum sollst Du lieber mich begleiten. Ich will Dir einen Ort zeigen, wo man Dir Herberge geben wird.«

Das ließ sich der Ankömmling nicht zwei Mal sagen. Er schwang sich auf sein müdes Pferd und lenkte dies neben den Klepper seines Beschützers, der eine Zeit lang schweigend vor sich hin sah und auf ein paar neugierige Fragen keine Antwort gab.

Die Menschenströme und das Getümmel auf beiden Seiten des Weges machten Vorsicht nöthig; denn aus den Lagerräumen des Kreuzheeres kamen zahllose Karren und bepackte Pferde, welche Körbe und Ballen trugen. Es sprengten Bewaffnete vorüber, auch ein Paar Ritter, die den Kaiserlichen Adler am Helme hatten, ein Zeichen, daß sie zu den Hauswachen des Herrschers gehörten. — Bald öffneten sich auch die Zeltgassen vor den Blicken Georgs. Wälle waren aufgeworfen und an den Balkenthoren standen Wachen auf ihre Speere gestützt, welche die beiden Reiter scharf betrachteten, sie jedoch ruhig ziehen ließen. — Bei der langen Reihe ritterlicher Fähnlein, an denen sie vorüberkamen, bebte Georg's Herz vor Lust. Manch schönes Banner wallte lang im Winde, manch junger stattlicher Krieger war hier zu schauen. — Vor den großen Zelten saßen edle Herrn beim Becher oder beim Würfelspiel in lustigen Gesprächen; in unabsehbaren Linien standen die Rosse, oder sie wurden von Reisigen und Buben zur Tränke geritten. Viele Krieger waren auch bei ihren

Waffen beschäftigt, man putzte, klopfte, hämmerte, schrie und sang wild durcheinander, und Georg staunte das neue, buntbewegte Leben an. Er hatte es noch nie so gesehen, nie so geahnet in den wilden, einsamen Wäldern der Mark.

»Morgen,« sagte der alte Herr, welcher seine Gedanken ahnen mochte, »wirst Du erst recht begreifen können, wo du bist. — Der Kaiser hält morgen die große Heerschau, nach welcher der erste Schlachthaufen sogleich aufbrechen wird, die Donau hinab gen Wien. Da bist Du denn zur rechten Zeit und dicht vor Thoresschluß gekommen; denn zwei Tage später hättest Du die Felder leer gefunden.«

»Ich hörte davon unterweges erzählen, und wir beeilten unsere Reise, so viel es ging.«

»Ja so,« sagte der schwarze Herr, »wo kommst Du denn eigentlich her? Von Süden oder Norden? Doch man hört Dir's wohl an, Du mußt aus den Grenzmarken sein.«

»Da habt Ihr's getroffen,« meinte der Knappe. »Gerade aus der Nordmark.«

»Und wo hast Du die Waffen bekommen, Gesell?«

»Bei dem Grafen Dornburg.«

Der alte Herr drehte sich lebhaft zu ihm. »Bei dem Grafen von Dornburg,« rief er, »bei unserer Frau! das ist ein bekannter Name, in langen Ehren und manchen guten Diensten oft genannt. — Schöne Jahre sind vergangen, seit ich den Grafen nicht gesehen habe; aber lebt er und lebt der alte Wolf Hennemann noch, der Rüstmeister, den er immer mit sich führte?«

»Er lebt, lieber Herr. Wolf Hennemann hat mich erzogen «

»Dann mußt Du Bogen und Schwert gut führen,« sprach der Andere, »denn Wolf war zu aller Zeit ein tüchtiger Meister darin. — Seht doch,« rief er dann, »wie sich das trifft. Du hast Glück, junger Mensch, daß Dein Weg meinen Weg kreuzt, denn schon Wolfs wegen will ich etwas für dich thun.«

Georg hätte nun gern gewußt, wer der Mann war, der ihm seine Gunst versprach, aber er wagte nicht zu fragen. Es war eben so wohl gegen die Sitte, wie es gegen die Achtung stritt, welche er vor dem Unbekannten empfand. Er hatte wohl bemerkt, daß mancher, der am Wege kam und ging, diesen höflich und oft demüthig begrüßte, selbst die Ritter vor ihren Zelten thaten das, es mußte also ein vornehmer Rath oder Kanzler sein, den ein glücklicher Zufall zu seinem Schirmherrn gemacht hatte. — So gelangte er schweigend denn auf einen großen freien Platz mitten in der Zeltstadt. Hier standen abermals Wachen, und mit wachsender Verwunderung sah er die Kaiserlichen Feldzeichen an ihren Hüten; ja es blieb ihm kein Zweifel, daß in der Mitte dort unter den Bäumen das ungeheure Zelt von Purpurfarbe mit großen Goldknöpfen dem Kaiser selbst gehören müsse, denn Alles deutete darauf hin, hier wohne der mächtige alte Hohenstaufe.

Der Lärm des Lagers war auf dieser Stelle verhallt. Eine bezeichnende Stille herrschte; man hörte das Klatschen der großen Kreuzesfahne und das der andern auf dem

Vorderknopfe des Zelts, die den Doppeladler im rothen Felde zeigte. — Krieger in goldschimmernder Rüstung standen, wie Statuen, zu beiden Seiten der Zeltwand; vornehme Herren traten, die Hüte in der Hand, aus dem Eingange und winkten schweigend nach ihren Rossen, welche eben so still von Edelknechten in Wappenröcken herbeigeführt wurden; dann ertönten Trompeten und von der andern Seite des Platzes kamen drei Ritter in glänzenden Mänteln. Die Wache des Kaiserzeltes empfing sie mit Neigung ihrer Waffen. Sie stiegen von ihren Rossen und verschwanden in dem beweglichen Hause.

»Das waren die Herzoge Theobald von Böhmen, Bertold von Meran und Pfalzgraf Ludwig von Thüringen,« sagte der alte Herr, »und dort kommt Herzog Leopold von Österreich mit dem Markgrafen Hermann von Baden. Es wird ein letzter Rath gehalten werden. Die wirst Du Alle morgen genugsam schauen und manchen Tag noch, nebst hundert und tausend Fürsten, Grafen und Herren, fuhr er lachend fort, als er merkte, daß sein Begleiter anhielt und die Nahenden betrachtete. »Ja, Du wirst auch den sehen, der, der Sonne gleich, allen diesen Männern Leben giebt und sie zwingt nach seinem mächtigen Willen zu thun. — Doch jetzt komm, hier ist Dein Platz nicht. Niemand darf hier stehen und gaffen, es sei denn, daß es ihm geboten würde.«

So ritt er um das große Zelt hin, das, lang wie es war, in mehre Abtheilungen zerfiel, und hielt an der Hinterwand still, wo am Ausgange wieder eine Wache stand. — Dort stieg er ab, Diener traten heraus, denen

er die Pferde überwies. Ein Mann, welcher eine goldene Kette trug, trat zu dem schwarzen Herrn und sagte sich verneigend: »Verzeiht Herr Markward, es hat der Kanzler schon mehrmals nach Euch gefragt; er scheint ein dringendes Verlangen zu haben.« —

»Ich komme sogleich,« erwiederte der schwarze Herr. Hierauf winkte er seinem Schützling, faßte dessen Hand und führte ihn in das Kaiserliche Zelt.

7.

Durch einen Gang leitete er ihn in ein kleines von Leinenwänden gebildetes Gemach, in welches von oben Licht hereinfiel. — Der Boden war mit Teppichen belegt, Polster und Feldstühle standen an den Seiten, ein Tisch mit Geräthen im Hintergrunde. — »Verweile hier,« sagte er, »ich habe Geschäfte zu erfüllen, halte Dich aber ganz still. Wenn ich zurückkomme, wollen wir über Deine Zukunft sprechen.«

Georg blieb mit einem ängstlichen Gefühl allein. Leisen Schrittes ging er durch das sonderbare Zimmer, betrachtete die Geräthe darin und zuletzt den Tisch, auf welchem Pergamente, Rollen mit Siegeln und Briefe lagen. Endlich setzte er sich auf ein Polster nieder, stützte den Kopf in seine Hände und begann über das Erlebte nachzudenken. Es kam ihm abenteurlich und gefährlich vor. Dann und wann hörte er dumpfes Gemurmel ferner Stimmen, zuweilen auch die hellen Klänge der Trompeten, den Ruf der Wachen, aber er sah nichts davon, und um ihn floß eine graue Dämmerung, die an den Wänden seines

Aufenthalts seltsame Bilder und Traumgestalten webte. Mitten darunter erblickte er plötzlich Siegelinds leuchtende Gestalt und mit einem tiefen Seufzer rieb er sich die müden Augen. Dann zog er aus dem Koller das schwarze Kreuz, preßte es in seinen Fingern, drückte Küsse darauf und flüsterte leise Worte und Schwüre, bis er endlich sich ausstreckend auf den weichen Kissen in einen Schlaf fiel, aus dem ihn anfangs auch nicht das laute Sprechen dicht hinter der Leinwand erwecken konnte, welche ihn von einem andern Gemache schied.

Der Vorhang nach jener Seite war einen Augenblick geöffnet worden, und ein Kopf sah herein von weißen dichten Locken umwallt, die wunderbar an einem ernsten Greisenantlitz niederfielen. »Markward ist nicht hier,« sagte eine tiefe volle Stimme. »Wir können ohne Zwang reden.«

»Wovon ich reden will, kann des Zwanges und der Trauer niemals entbehren,« entgegnete eine andere Stimme. »Es ist zu spät, sagt Ihr, mein Kaiserlicher Herr, und wie es hier aussieht, scheint es freilich so, aber es ist nicht zu spät, behaupte ich, denn Ihr dürft nur wollen, und Alles ist mit einem Streich geändert.«

»Du bist mein alter Freund und Waffenbruder,« erwiederte der Kaiser — denn daß der es war, blieb Georg bald kein Zweifel — »Du hast für mich und das Reich in heißen Schlachten geblutet, bist mein Rath gewesen, wo es zu rathen galt; denn wo warst Du nicht, Christian von Mainz, wo mir Gefahr drohte? — Würde ich nun jetzt nicht auch Deine Stimme hören und Dir folgen,

wenn ich irgend könnte? — Ich kann nicht, ich darf nicht. Asien ist mein Ziel, das heilige Grab und Palästina sind die Kronen, nach denen ich ringe.«

»Und wenn Du es errungen hast, Friedrich?«

»So wird mein Name glänzen neben des großen Alexanders Namen.«

»Und wenn Du stirbst?«

»So werde ich den Märtyrern zugezählt sein, die für Gottes Ehre starben.«

»Und Deutschland?!«

»Deutschland,« sagte der Kaiser mit tiefer Stimme, »ach, armes Deutschland! du Krone aller Länder auf Erden, du edles Weltherz, wohl scheide ich mit Schmerzen von dir, aber auch mit frohen Hoffnungen. Weshalb haben wir denn gekämpft, Christian? Weshalb haben wir Blut gleich Wasser vergossen, weshalb Städte verbrannt und Menschenstämme ausgerottet? Du, Herr, mein Erlöser, weißt es, daß es geschah mein Volk vor fremder Tyrannei zu bewahren, daß es kein Ehrgeiz war, den man mir vorwarf, daß ich das römische Pfaffenjoch nur vernichten wollte, damit es uns nicht zu Knechten mache und der Gedanke meines ganzen Lebens gedeihe, ein einiges, freies, erbliches deutsches Reich herzustellen.«

»Und dieser Gedanke,« erwiederte der Erzbischof von Mainz, »wird jetzt am Abend Deines Lebens von Dir verrathen. — Wie oft haben wir gesessen und geheim erwogen, wie das Wahlreich untergehen könne und wie dann das Reich der Deutschen gesichert, gleich Frankreich, England und andern Ländern, der ganzen Welt voranstehen

würde an Kraft und Herrlichkeit. Nun sind Deine gefährlichen Feinde in Rom todt, nun ist Dein gefürchteter Name siegreich, Dein Wille so mächtig, Dein Ansehn so groß, daß ein einziger Reichstag alle Deine Wünsche erfüllen kann; da zerstörst Du selbst Dein Werk und ziehst in die Wüste Asiens, um dort unterzugehen.«

»Mit nichten,« sagte der Kaiser. »Ich sterbe nicht. Ich werde leben und einst wiederkehren, um Deutschlands Freiheit und Einigkeit zu sehen. Ja, wenn mich das Schicksal abrufen sollte, so wird mein Schatten nach Deutschland zurückfliegen und treu ausharren bei meinem Volke, bis mein Wille sich erfüllt hat.«

»Freole nicht, mein hoher Herr,« rief der Erzbischof, »Gottes Wille ist mächtiger, als der Wille der Menschen. Lange, lange Jahrhunderte könntest Du sitzen und harren, ehe Deine Erlösungsstunde schlägt.«

»Dann aber,« sprach der Kaiser mit klarer Stimme, »welch ein Glück, mein Christian, das zu schauen! — Doch was fürchtest Du denn? Ich hoffe, mein Zug wird schnell und glücklich sein. Nicht allein, daß ich Bündnisse geschlossen habe mit dem Könige Bela von Ungarn, mit den serbischen Fürsten und dem griechischen Kaiser Isaak Angelus; auch der Sultan von Ikonium schickte mir Gesandte und selbst der stolze Saladin giebt Versprechungen, welche vielleicht zu Verträgen führen, die das Schwert unnöthig machen. — Betrachte ich dann das Heer, welches ich hinführe,« fuhr er mit Zuversicht fort, »so müssen frohe Empfindungen des Sieges mich ergreifen. Ich habe morgen diese Schaaren zu mustern. — Zwanzig

Tausend Ritter, die Blüthe Deutschlands, haben sich hier versammelt. Siebenzig Tausend Reisige zu Roß und hundert Tausend Fußknechte folgen der heiligen Kreuzesfahne. Soll mir da der Sinn nicht hochstehen? Darf ich nicht der Zukunft vertrauen?«

»Andere vor Dir, mein Kaiserlicher Herr, haben dasselbe gesagt,« erwiederte Christian von Mainz. — »Gedenke an König Conrad, Deinen tapfern Oheim. Nie ist ein größeres, kühneres Christenheer in jene Wüsten geführt worden, und wie hat es geendet?! — Hundert Tausend Ritter und Reisige, die Blüthe des ganzen deutschen Volkes, folgten ihm und was ist davon zurückgekehrt?«

»Willst Du mich das kennen lehren?« rief der Kaiser und seine Stimme hob sich ungeduldig. »War ich nicht selbst dort, habe ich nicht in den Salzwüsten und an Damascus Mauern gestritten und geblutet?! — Ich habe aber auch die Fehler begriffen, welche man machte,« fuhr er ruhiger fort, »und wodurch es nicht gelingen konnte. — Es war das größte Heer, die Blume und Blüthe der Christenheit, wie Du sagst, aber das stärkste, tapferste war es nicht; denn ihm fehlte der leitende Gedanke, der fromme, eiserne Glaubensmuth und die reine christliche Sittlichkeit, mein alter Freund. — Unter jene heldenmüthigen Streiter mischten sich Gesindel aller Art; Üppigkeit und Ausschweifungen vernichteten die Lagerzucht, den Gehorsam, das Mark dieses ungeheuren Körpers. — Mein Heer ist halb so groß, aber es soll wie eine Wolke von Eisen auf diese Heiden fallen und sie zermalmen. —

Und wenn ich wiederkehre, Christian, ich, der Sieger Saladeddins, ich, der Schirmherr der Christenheit: dann, Freund, dann ist es Zeit, den Stempel auf mein Leben zu drücken. — Das römische Kaiserreich ist hergestellt und ich an der Spitze deutscher Nation; mein Haus erblich darin, seine Zukunft gesichert und die Krone in meines Erben Hand. Gewahr Euch Gott! Heinrich wird sie festhalten. Er hat meinen Sinn, wie die Gabe der Verstellung von seiner Mutter Beatrix.«

»Aber,« sagte der Erzbischof, »er versteht die Herzen nicht zu fesseln, wie sie.«

Der Kaiser schwieg, als sei er tief ergriffen. — »Was meiner offenen Stirn nie ganz gelang,« sagte er endlich, »das wird ihm besser glücken. — Bezahle er das verrätherische Italien mit gleicher Münze; demüthige er den Stolz durch List, schrecke und martre er die, welche er nicht gewinnen kann. Es gilt das Höchste, es gilt zu vollenden, was ich gethan; es gilt den ungestörten Besitz aller weltlichen Macht, ihre gänzliche Entreißung aus den Händen der römischen Päpste, und dieses heiligen Zweckes wegen muß und wird er nichts scheuen.«

»Er wird nichts scheuen,« erwiederte der Erzbischof, und er legte seine Hand auf den Arm des Kaisers, »deß sei gewiß; aber kann ein großes Werk in Grausamkeit und List gedeihen? — Bleibe, mein hoher Herr, bleibe Du bei Deinem Volke. Sieh mich zu Deinen Füßen flehen. Laß Deinen Sohn ziehen, schütze Dein Alter vor, erkranke, ehe Dein Fuß die Gränze betritt. Um aller Heiligen willen, um Dich, um Deinen Stamm, um

Deutschlands wegen gehe nicht von uns, denn Alles ist verloren!«

»Steh auf!« sprach der Kaiser in zorniger Rührung, »bin ich ein Kind, das heute das will, morgen jenes? Steh auf! Erzbischof von Mainz, weißt Du nicht, daß ich die Seele dieses Heeres bin? daß ohne mich Alles untergehen muß? daß die Welt seit Jahren auf mich und mein großes Werk sieht, und daß ich zu Schanden werde, wenn ich wanke?!«

»Ach!« sagte der Erzbischof weinend, »zu Schanden wird ein größeres Werk werden, denn wir haben umsonst gelebt, Friedrich. Umsonst gedacht, gesorgt und gehandelt; umsonst Blut und Sünden auf uns geladen, schwere Schuld, welche die himmlischen Mächte nun an uns rächen und an Dir, weil sie Deinen klaren Sinn verblenden.«

»Weil sie meinen Sinn verblenden?« rief Friedrich schmerzlich.

»Was könnte es anders sein,« fuhr der Erzbischof klagend fort. »Der böse Feind muß dabei thätig sein, dem Macht gegeben wurde. Was triebe Dich sonst, mein großer Kaiser, und zeigte Dir Dunstbilder als Wirklichkeit, nach denen Du vergebens hastest.«

Es blieb lange schweigsam in dem Gemach. Der Kaiser ging mit großen Schritten auf und nieder. Endlich stand er vor dem Erzbischof still. »Was mich treibt,« sagte er mit leiser geheimnißvoller Stimme, »ich will es Dir vertrauen, Christian. — Erinnerst Du Dich, als ich in Mainz bei Dir das Pfingstfest feierte? Jetzt sind fünf Jahre verflossen. Welch ein Fest war das! — Alles,

was Deutschland an Pracht an Schönheit, Jugendmuth und Reichthum besaß, war zusammengeströmt, die Tage der Lust und Freude mit seinem Kaiser zu begehen. — Welche Ringelstechen und Turniere, welche köstlichen Mahle und frohen Tänze gab es. Sänger der edelsten Art sangen meinen Ruhm und das Lob der schönen Frauen, deren leuchtender Kranz meinen Thron umgab; Ritter, deren Tapferkeit und Stärke das Entsetzen ihrer Feinde waren, neigten sich hier sittig und bekränzten mit Blumen die goldnen Trinkgefäße. Überall war Glück und Frieden, Jubel und eitel Lust; kein äußerer Feind war vorhanden; es gab keinen inneren Störer mehr. Alle waren zurückgekehrt an den heimischen Heerd, und der Handel regte sich, die Städte blühten groß und schön; die Bürger, reich und geehrt, füllten ihre Truhen mit Gold, Geschmeide und köstlichem Pardelkleid. — Da saß ich stolz und beglückt Abends beim Mahle, und nie dünkte mich ein Tag edler und reicher, nie war ich meiner Macht froher, und blickte ahnungsvoll heiterer in die Zukunft. An meiner Seite waren meine fünf blühenden Söhne, alle ritterlich und hochgeartet, schön an Körper, wie an Geist — Heinrich, mein Ältester, der deutsche König, klug und tapfer, bewundert von Kriegern und Weisen, hatte den Preis mit Schwert und Lanze errungen; Friedrich von Schwaben, der junge Held, dem alle Herzen schlugen, Conrad von Franken und Otto von Burgund, beide so lobelich und mannlich, und Philipp der Knabe im Schmucke seiner reichen blonden Locken lieblich anzuschauen, wie seine Mutter, sie wurden laut gepriesen. — War ich nicht ein hoch-

beglückter Vater? Konnte ich nicht entzückten Auges zum Himmel schauen, vertrauend auf mein Glück und diese edle Schaar?«

Christian von Mainz schwieg, und nach einer kleinen Stille fuhr der Kaiser fort: »Abends nach dem großen Feste ging ich spät noch in meinem Zelte auf und nieder, die Brust von Gedanken bewegt, welche wie Blitze darin umherfuhren! Mein ganzes Leben ging an mir vorüber; Vergangenes und Zukünftiges gestaltete sich mit ungeheurer Gewalt. Ich fühlte mich vom Geiste ergriffen, der seine Flügel um meine Seele wand und sie der Ewigkeit näher führte. — Was ich je gedacht und gewollt, war ausgeführt und stand strahlend groß und fertig vor meinen Augen. Ich fühlte es gab keinen Widerstand mehr, Alles war überwunden, alle Feinde besiegt; die Welt lag zu meinen Füßen. — Da trat ich an die Zeltthür und zog den Vorhang zurück. Eine Unermeßlichkeit lag vor meinen begeisterten Blicken. Der Himmel spannte sich über das grüne blüthenvolle Rheinthal. Da floß der Strom, edel und gewaltig, ganz silberhell im Mondesglanz zwischen den Rebengeländen; ich aber konnte über die Höhen fortschauen, daß mich dünkte, ich sehe das ganze deutsche Land bis an die Fluthen des Ostmeeres. Über die Thürme und Mauern des stolzen Mainz sah ich andere reiche Städte, und wohin ich mich wendete, erweiterte sich mein Auge; überall war Deutschland, überall Glück, Größe, Friede; überall Blüthen und fruchtbare Äcker; überall Einigkeit und Freiheit: Das Walten eines guten Gottes. — Da kam mir das Verständniß zu dem seligen Gebilde.

So wird es einst sein,« rief ich, »mein Schutzgeist hat mich in den Spiegel der Zukunft blicken lassen.« So wird einst mein Deutschland blühen, wie ein unermeßlicher Garten, so wird mein Volk groß und mächtig sein, frei, kühn und stolz mitten unter den Segnungen eines friedvollen Glücks. So wird seiner Herrlichkeit kein Ende sein, denn es ist tüchtig zu jedem Wissen, zu jedweder Kunst.« Nassen, aber funkelnden Auges sah ich auf die schimmernden Hütten des Lustlagers, das unter leise schwankenden Bäumen stand, die ihre Blüthen darauf niederträufelten. Und mir gegenüber stand das Zelt meiner Kinder. — Der Schlaf hatte alle die fröhlichen Menschen süß eingesungen, um sie morgen zu neuer Lust geschickt zu machen. Auch sie schliefen, und über ihren Häuptern stand ein strahlender Stern, heller als irgend einer am Himmelsgewölbe. — »Schlaft, theure Kinder, schlaft,« rief ich. »Ihr Glücklichen, euch ist es vorbehalten, mein inneres Schauen Wahrheit werden zu sehen. Stark und gewaltig seid ihr, und ich habe euren Weg geebnet. Du großes Heldengeschlecht der Hohenstaufen, der Weltengott hat Dich berufen, Bosheit und Unvernunft zu Schanden zu machen. Herstellen sollst Du das heilige Kaiserreich, zurückscheuchen welschen Übermuth, vernichten die Anmaßung der Pfaffen, und wiederbringen ein goldenes Zeitalter, das auf Deutschland niedersinken wird, wie die Himmelstaube nach langer Irrfahrt. Dazu hat Dich Gott bestimmt, Heil Dir, mein Stamm! Gott hat gewollt, daß Du herrschen sollst, und herrschen wirst Du lange und glücklich!«

»In diesem Augenblicke,« sagte der Kaiser tiefath-

mend, »fuhr durch das reine Himmelsgewölbe ein Sausen und Brausen —«

»Ich weiß es, ich verstehe,« fiel Christian ein. »Es war ein trauriges, zufälliges Ereigniß.«

»Nenne es, wie Du willst; mir war es kein Zufall. Es war die Antwort des Himmels auf meinen Prophetenspruch. — Ein Windstoß, wie ich ihn nie erlebt, riß plötzlich alle Zelte des Lustlagers nieder. Bäume stürzten darüber hin, Steine fuhren durch die Luft, Angstgeschrei und Geheul ertönte aller Orten; und da stand ich in meinem zerfetzten Kaisermantel und suchte unter Trümmern nach meinen Söhnen.«

»Sie waren Alle unverletzt,« sprach der Erzbischof.

»Unverletzt, wie die meisten der erschrockenen Schläfer,« fuhr Friedrich fort, »und die Sterne standen klar, wie vorher, der Mond schien voll, die Luft war mild und balsamisch. Es war ein einziges Zeichen von der Allmacht gegeben, daß ihr Ohr an jedes Menschen Brust lauscht; doch viele hatten es verstanden außer mir. — Erinnerst Du Dich nicht, welche dumpfe Schreckensworte die Menge murmelte? Wie es den meisten als eine Verkündigung des Unglücks galt, das plötzlich über mich und mein Haus hereinbrechen werde? — Von dieser Stunde dachte ich daran, den Himmel zu versöhnen, und tief in meinem Herzen rief eine Stimme: Ziehe hin nach Jerusalem, befreie das Grab des Heilands, das tilgt deine Sünde und alle Sünde deines Stammes. Dieser Vorsatz hat mich Jahre lang nicht verlassen, und wie ich auch dagegen ankämpfte, welche Gründe und Entschlüsse sich geltend machten,

immer wieder und mit neuer größerer Macht tauchte er empor. — Ja, gewiß ist es, diese Stimme kommt von Gott,« rief der Kaiser mit Innigkeit. »Sein heiliger Wille hat es geboten. Der Tag reift, wo ich ausziehen werde, und er, der große Vater aller Wesen und alles Menschenschicksals, er wird es gnädig wenden, wenn ich gethan nach seinem Willen.«

»Amen!« murmelte der Erzbischof. Dann sagte er tief erschüttert: »Ich habe Dir nichts mehr zu sagen, mein hoher Herr. Gottes Gnade sei mit Dir, möge sie auch mein kummervolles Gemüth aufrichten.«

»Komm an mein Herz, alter Freund, und sei gutes Muthes,« rief der Kaiser; »Du siehst ich bin es auch.«

In dem Augenblicke, wo Georg hörte, wie sich die beiden Fürsten umarmten, trat sein Beschützer herein, und mit Schrecken vernahm er des Kaisers Worte: »Verlaß mich jetzt, Christian, ich habe mit meinem Kämmerer Markward zu sprechen. Was ich Dir vertraute, das bleibt ein Geheimniß, von dem kein Dritter etwas wissen darf.«

Mit einem schnellen heftigen Wink ermahnte der Kämmerer den Knappen vom Sopha aufzustehen. Vorsichtig folgte dieser der Weisung, Herr Markward stieß ihn aber etwas unsanft hinaus und flüsterte: »Geh, an der Thür steht ein Mann, der Dich in Deine Herberge bringen wird, dort bleib, wage es aber bei Deinem Leben weder fortzugehen, noch von Deinem Aufenthalt hier ein Wort zu reden. Ich werde zu Dir kommen sobald es angeht.«

8.

Georg that wie ihm befohlen. Erregt von dem was er gehört, erschrocken und noch ganz erfüllt davon eilte er durch den Gang und fand draußen einen Diener, der sich seiner annahm und vor ihm herschreitend ihn quer über den freien Platz nach einer großen Holzbude leitete, wo ein Wirth Essen und Getränke feilbot. Es wimmelte von Gästen darin. Reisige und Rottenmeister von der kaiserlichen Feldwache verzehrten ihr Abendessen und klapperten mit den schäumigen Bierkrügen. Es dauerte eine gute Weile, ehe der Diener des Kämmerers sich Gehör bei dem kleinen geschäftigen Wirth schaffte. Endlich gelang dies, indem er den Mann bei der Schulter packte, festhielt und schüttelte, dazu auch laut schrie: »Balthasar, hör' ein Wort. Hier schickt Herr Markward den jungen Gesellen, den Du herbergen und nähren sollst. Wenn Dir seine Gunst werth ist, so thue Deine Pflicht.« — Damit kehrte er sich um und ging rasch davon.

Balthasar nickte, grinste den jungen Reitersmann an und sagte: »Nehmt dort auf der Bank Platz, begehrt Ihr Zehrung, so sagt's. Wenn's hier leer wird, wollen wir für ein Lager sorgen.«

Somit ließ er ihn allein und kümmerte sich nicht um ihn, denn Georg saß still im Winkel und starrte vor sich hin. Es ging bunt und toll in seinem Kopfe um, er konnte kein Wort von dem vergessen, was er gehört, aber er war verständig genug zu begreifen, daß er unverbrüchlich schweigen müsse, und sein Leben wohl noch nie

in größerer Gefahr war als jetzt, wenn er nicht Vorsicht übe.

Endlich kam eine Dirne, die ihn schon lange betrachtet hatte, und sprach mit ihm. Es war des Wirths Tochter, ein hübsches Mädchen von leichtfertigem Sinn, die wohl Mitleid mit seinem stillen, schüchternen Wesen haben mochte. Sie versorgte ihn mit Speisen und Trank, und da die meisten Gäste gegangen waren, setzte sie sich zu ihm, fragte die Kreuz und Quer, und lachte endlich gar lustig, als er ihr erzählte, er wünsche in des Kaisers Wachen Dienste zu nehmen.

»Potz Velten!« rief sie, »da steht Dein Sinn hoch hinaus. Wünschen magst Du es wohl, aber ich fürchte es kann nimmermehr geschehen. In des Kaisers Wachen kommen nur versuchte Reisige. Keiner wird aufgenommen, der nicht gut empfohlen ist von einem Ritter, und dem der Marschall, Herr Georg von Wiesenbach, nicht ein Zeugniß giebt. Jetzt aber hilft auch das nicht mehr. Die Fahnen sind vollzählig, und in den letzten Tagen haben viele gute Leute abziehen müssen, die sich das nicht träumen ließen.«

»Das sieht schlimm aus,« sagte Georg, »aber wir wollen es abwarten.«

»Geht zu den Baiern,« fuhr die Dirne leiser fort, »dann zieht Ihr mit uns.« — Der Wirth kam auch herbei. »Ach, laßt Euch nicht bange machen, Gesell,« rief er, »Ihr seid ja ein Empfohlener des Herrn Markward. Das ist ein mächtiger Herr, mächtiger als mancher Graf und Fürst. Ist er Euch verwandt?«

»Das ich nicht wüßte,« erwiederte der Knappe.

»Wißt Ihr's nicht,« rief der Wirth lachend, »nun vielleicht weiß er es besser. Wie seid Ihr denn aber an ihn gekommen, der sonst so leicht keines Menschen Freund ist? — Einer der Reisigen da sagte vorher, er habe Euch beide vor zwei Stunden schon zum Lagerthore einreiten sehen? Wo habt Ihr denn so lange gesteckt? Habt den Kaiser wohl schon gesehen? Oder wart Ihr bei dem Kämmerer und habt ein Verhör ausgehalten? — Es ist ein schlauer Vogel, der Herr Markward, schlauer als der Kanzler und seine Räthe, und man sagt, der Kaiser selbst pflege ihm Alles zu vertrauen und seinen Rath zu benutzen in den geheimsten Sachen.«

Das Herz schlug dem Knappen schneller. Er nahm jedoch eine finstere Miene an und fuhr dem Wirth auf den Pelz. — »Behaltet Euer Gewäsch für Euch,« sagte er, »und fragt nicht neugierig unbescheiden nach meinen Angelegenheiten, oder nach dem was der Kämmerer denkt und thut. Übel würde es Euch bekommen, wenn er es wüßte.«

»Nun,« sagte der Wirth trotzig, »das muß ich sagen, Ihr seid ein hochfahrender Gesell, der nicht verdient, daß man ihm Theilnahme erweist.«

»Deine Theilnahme ist ihm auch weder dienlich noch nöthig,« fiel eine Stimme hinter ihm ein, und zum großen Schrecken des kleinen Mannes erblickte er den Kämmerer. Herr Markward aber reichte seinem Schützling freundlich die Hand und sprach dann zum Wirth: »Du hast eine Kammer, dahin führe uns, und bringst Du

einen Krug Wein vom besten, so will ich vergessen, was ich gehört habe.«

Bald waren die beiden in dem kleinen Raum allein. Sie setzten sich an den Tisch, und als der Wein gebracht war, sagte Markward: »Nun trinke, Georg, und sei gutes Muthes. Ich will Dir wohl, das wird zu Deinem Glück sein. Du bist überhaupt ein Glückskind, davon habe ich die Proben.«

Georg dankte und versprach ihm ewige Schuld und Dankbarkeit. Der Wein war gut und der alte Herr schien seine Lust daran zu finden, den Gast zum Trinken zu nöthigen. Als der Krug leer war, ließ er einen neuen bringen und vieles wurde geschwatzt, vom alten Wolf, vom Leben aus früherer Zeit, von Georgs Leben, das dieser ohne Rückhalt erzählte, mit Ausnahme seiner Liebe zu Siegelind. Denn als er geschwätzig gemacht vom Wein auch davon beginnen wollte, fühlte er das Kreuz auf seiner Brust und schwieg.

Mitten im Gespräch und als Markward auch manches mit leiserer Stimme vom Leben am Hofe, vom Kaiser und von seiner großer Gunst bei dem hohen Herrn erzählt, sagte er plötzlich: »Ein wunderlicher Zufall war es, daß Du in meinem Gemach sein mußtest, als der Kaiser mit dem Erzbischof von Mainz daneben eintraten; aber diesen Zufall muß ich loben. Er rückte dicht an ihn und fuhr ganz leise fort: »Manches Geheimniß weiß ich von meinem Herrn, nur das nicht, was er dem Christian von Mainz vertraute. Ein Geheimkämmerer muß aber Alles wissen. So erzähle mir denn, was Du hörtest; denn,

läugne es nicht, Du hast es gehört und ich muß es erfahren; dafür sollst Du haben, was Du forderst.«

»Herr Markward,« versetzte Georg, ich könnte Euch sagen, daß ich geschlafen und keine Silbe vernommen, und könnte ich lügen, könnte ich auch schwören, es sei so. Aber ich kann Beides nicht und doch werde ich Niemanden auf dieser Welt entdecken, was ich gehört. — Vertraut Euch der Kaiser, wie Ihr sagt, seine geheimsten Gedanken, so laßt Euch auch das von ihm sagen. Von mir erfahrt Ihr nichts.«

»Du wagst es mir zu widerstehen?« rief der Kämmerer. »Ist das Deine ewige Dankbarkeit?«

»Der Kaiser sagte: kein Dritter dürfe wissen, was er geredet,« erwiederte der Knappe. »Ein Dritter hat es gehört, aber dessen Zunge ist ewig stumm. Darum, lieber Herr, zürnt mir nicht, ich kann nicht davon sprechen.«

»Und ist das Dein fester Entschluß, thörichter Knabe?«

»Ihr werdet mir keinen andern abnöthigen können, Herr.«

Da öffnete Herr Markward plötzlich seine geballte Hand und die Runzeln auf seiner Stirn verschwanden in einem wohlgefälligen Lächeln. — »Ich will Dich nicht weiter erproben,« sagte er, »denn ich sehe wohl, Du würdest nicht anderen Sinnes werden; aber was Du gethan hast, Georg, war wohlgethan. — Der Zufall,« fuhr er dann fort, »hat Dich mit manchem geheimen Wort des Kaisers bekannt gemacht. Ich weiß, was es bedeutet, hättest Du aber ein Bekenntniß abgelegt, so wäre ich jetzt vor den Herrn getreten, hätte seine Knie

umfaßt und ihm gestanden, wie ein schwatzhafter Bube ihn belauscht. Und dann Knabe, dann —« Herr Markward zog mit einem sonderbaren Ausdruck von Grauen sein Gesicht zusammen und sagte flüsternd: »Großmüthig und edel ist der Kaiser, aber bewahre Gott jeden Christen vor seinem Zorn, oder wer ihm im Wege steht. — Hast Du von Arnold von Brescia gehört, Georg?«

»Nein,« sagte der Knappe.

»Das war ein Bischof von großem Anhang in Italien,« sagte der Kämmerer, »und lange Zeit stand er unter des Kaisers Schutz, bis dieser sich mit seinem Feinde, dem Papst Hadrian, versöhnte. — Da wurde er ausgeliefert und in der Morgenfrühe lebendig verbrannt.«

»Das ist entsetzlich!« rief Georg.

»Es war einer der Friedensartikel,« sprach Herr Markward. »Große Herren opfern ihren Zwecken Alles; wer fragt also nach einem armen Dienstmann, wenn der etwa auf ewig stumm gemacht wird, weil seine Ohren hörten, was sie nicht hören sollten?! — Das merke Dir und nun lebe wohl. Morgen in der Frühe steh an des Kaisers Zelt, ich werde kommen und Dich dem Marschall von Wiesenbach empfehlen.«

Georg blieb in nicht geringer Bestürzung zurück. Er versuchte zu schlafen, aber es ging nicht. Was der alte Herr ihm gesagt, schwirrte in seinen Ohren umher. — Was ist an einem armen Dienstmann gelegen, wenn der auf ewig stumm gemacht wird! das hörte er wieder und immer wieder. — War der Kaiser so treulos, einen vornehmen Bischof zum Feuertode auszuliefern, so machte

er mit ihm gewiß noch viel weniger Umstände. — Er war nahe daran sich auf die Flucht zu machen, aber wo war sein Pferd und wohin sollte er entkommen? Mit innerer Furcht hörte er draußen den Tritt der Wachen und das Geklirr von Schwertern und Speeren; ja ein paar Male war es ihm, als vernehme er an der Thür ein gefährliches Gehen und Flüstern, Stimmen die seinen Namen nannten, und der alte Kämmerer steckte seinen Kopf mit einem argen Lächeln in den Verschlag und sähe auf ihn hin, ob er noch nicht eingeschlafen sei. — Da fuhr er jäh empor und sank wieder zurück auf die Matratze am Boden; endlich aber faßte wirklich eine kräftige Hand seinen Arm und rüttelte ihn dergestalt, daß er mit einem Satze auf den Beinen war. — »Was wollt Ihr von mir? Wer seid Ihr?« rief er mit Heftigkeit und faßte nach dem Dolch am Gürtel.

Balthasar, der Wirth, sprang bei der gefährlichen Bewegung zurück und sagte ärgerlich: »Ihr schlaft wie ein Todter, habt Ihr die Trompeten nicht gehört? Das Lager ist in Bewegung, drüben führen sie schon die Rosse hinaus und Alles bereitet sich zur großen Musterung.«

Das war eine Nachricht, welche Georg aus allen Träumen aufweckte. Bald trat er hinaus in den jungen schönen Maimorgen, über dessen Blüthen rothe Wolken hinzogen. — Ritter und Edle, Fürsten, Herren und Prälaten hatten sich aus dem Schlaf gerissen, um des Kaisers Befehlen zu gehorchen. Auf den Lagerplätzen zwischen den Zelten sammelten sich ihre Schaaren unter großen gestickten und gesegneten Kreuzfahnen. — Des Kaisers

Haus war ganz mit Bannern umsteckt, auf deren gold- und seidenschimmernde Farben die ersten Sonnenstrahlen fielen, und eben führten ungarische Krieger in reicher Rüstung eine Anzahl edler Pferde daher, die König Bela's Gesandten als Geschenk mitgebracht hatten. — Viele drängten sich hinzu, diese schönen Thiere zu sehen, welche unter ihren Purpurdecken sich bäumten und von den Stallmeistern des Kaisers mit Mühe übernommen und gebändigt wurden. — Die Ungarn aber blickten mit Stolz und Spott auf die Anstrengungen der Hofbedienten und manche Bemerkung, die unverstanden blieb, war kein Lobspruch auf die Reiterkünste der Deutschen. Endlich lachte einer der Abgesandten, ein großer Herr in pelzverbrämtem Mantel, der mit Anderen an des Kaisers Zelt stand, in seinen Bart und sagte in schlechtem Deutsch: »Ungarische Weiber und ungarische Pferde sind beide von besonderer Art, viele darunter kann Niemand zähmen als wir selbst, und hier hat Euch König Bela zuförderst von den Rossen eine Probe geschickt; die Frauen werdet Ihr kennen lernen, wenn Ihr zu uns kommt. — Wenn Einer ist, Ihr deutschen Herren, der den schwarzen Hengst dort zu reiten vermeint, gegen den wette ich zehn Goldgulden, daß er den Boden küßt.«

Viele betrachteten das edle Thier, welches der Ungar meinte, das groß, gewaltig und feuersprühenden Auges das wildeste von allen war. — Ein ältlicher Ritter in des Kaisers Farben und dessen Feldbinde drehte sich ärgerlich um und sagte zu seinem Nachbar: »Wer möchte den Hals brechen auf solchem flüchtigen, scheuen Teufel.

Das sind keine Rosse uns in voller Rüstung zu tragen, keine Streithengste, wie wir sie lieben; diese da ähneln den Rennern der Wüste. Der hochmüthige Ungar hat gut lachen, aber meinen Goldring vom Finger gebe ich darum, wenn sich ein Fant fände, der Muth zum Wagstück hätte und dem es gelänge.«

»Wenn es mir erlaubt würde, Herr Ritter,« sagte leise Georg, der dabei stand, »ich wagte es und vollbrächte es auch.«

Der Ritter sah ihn an und musterte mit einem Blick den schlanken, kräftigen Gesellen.

Bisher hatten alle die edlen Herren an des Kaisers Thür geschwiegen und verlegen zu der kecken Aufforderung gelächelt. Jetzt wendete sich der Ritter zu dem Ungar und sprach mit übermüthigem Ton: »Rosse dieser Art, werther Herr, sind nicht für uns gemacht, wir könnten leicht eins todtdrücken. Solche zu tummeln überlassen wir gern unsern Buben. Gelüstet's Euch, zehn Gulden zu wagen, so will ich sie halten und der erste beste Reitersknecht, dieser Bursche hier, soll der Alexander sein, der Euren Bucephalus bändigt.«

Dabei tippte er auf Georgs Schulter und dieser trat bescheiden hervor, das Gesicht des stolzen Magnaten aber färbte sich roth.

»Ich habe nichts dagegen,« rief er spottend, »und hoffe, Dein Gold, Freiherr von Wiesenbach, wird darum nicht weniger roth sein, wenn es mir dieser Bube einbringt.«

Der Marschall winkte den Dienern, welche den schwar-

zen Renner hielten, und mit Mühe zwangen sie ihn bis an den Kreis der edlen Herren. Der wilde Muth und das Feuer des Thieres machte alle besorgt vor dem Ausgange, die Ungarn aber lachten und lachten noch lauter, als der Knappe herzutrat und bat, daß man die Decke abnehmen möge. Im nächsten Augenblick aber saß Georg auf dem nackten Rücken des Pferdes, wohin er sich mit einem schnellen Satz geschwungen. Er hielt die Zügel fest in der Hand; sein edler, ritterlicher Anstand gab seinen Landsleuten neues Vertrauen und flößte ihnen vermehrte Theilnahme ein.

Kaum aber hatten die Diener sich aus dem Bereich des bäumenden und schlagenden Renners gezogen, so flog dieser mit seinem Reiter wild im Kreise umher und mehr als einmal schien es, als würde Georg mit unwiderstehlicher Gewalt zu Boden geschleudert werden. — Seine Kappe flog ihm vom Kopfe, sein Koller öffnete sich, das Kreuzchen am Bande wurde herausgerissen, aber er war ein vollendeter Meister in der Reitkunst. Oftmals hatte er auf Gäulen gesessen, die noch nie einen Menschen getragen, wie sie aus den Steppen des Polenlandes zu den Wenden in Pommern gebracht auch in die Marken gelangten. Wie von Eisen gemacht saß er auf dem Rücken des erbosten Thieres fest, hielt die ersten tollen Stürme seiner Wuth aus und stieß ihm dann die Sporen in die Weichen, daß es hoch mit ihm in die Lüfte sprang und von Neuem alle Mittel versuchte ihn abzuschütteln. Aber immer neue Sporenstöße folgten seinen Bemühungen, bis es endlich im wildesten Galopp über den großen Platz

davonrannte und drei Mal des Kaisers Zelt umkreiste, mühsam gebändigt von dem kühnen Reiter. Endlich war seine Kraft erschöpft, und bedeckt mit Schaum, bluttröpfelnd und athemlos ließ es sich zitternd lenken, als sei sein Muth für immer gebrochen.

Jubelruf und Lobsprüche empfingen den deutschen Knappen. Der Magnat griff in die Tasche und holte ein goldenes Beutelchen heraus. »Hier, Freiherr von Wiesenbach,« sagte er, »nimm das, und was darüber ist, sammt dem Gehäuse soll diesem wackern Jüngling gehören. Hätt' ich doch nie geglaubt, daß es im deutschen Lande einen Mann giebt, der solche Künste kann.«

Der Marschall reichte Georg den ganzen Beutel hin. »Nimm das, Gesell,« sagte er, »die Wette hast Du gewonnen; aber Großes und Sonderliches war es eben nicht.«

Das dünkte Vielen hart, denn sie wußten wohl, daß Wenige zu finden sein würden; Georg aber beugte sich demüthig und sagte: »Gewiß, lieber Herr, was ich gethan, war ein kleines Spielwerk für edle deutsche Männer.«

Und indem er vom Rosse stieg, öffneten Edelknaben die Zeltwand, aus der, gefolgt von Herzogen, Fürsten, Grafen, Bischöfen und Äbten, der Kaiser so schnell hervortrat, daß Niemand weichen und sich entfernen konnte. — Georg schlug die Augen zu dem Helden auf, dem er verborgen gestern schon so nahe gewesen, den er jetzt aber zum ersten Male sah, und er konnte und mochte sie nicht wieder senken. — Friedrich von Hohenstaufen, den die Italiener Rothbart nannten, ein Name, welcher durch die

Geschichte der Menschen dauert, war damals in seinem siebenzigsten Jahre, aber sie schienen über ihm hingezogen zu sein, ohne ihre Macht an ihm üben zu können. — Von Körper war er mittler Größe, und dieser hatte die schlanken und dabei starken Formen, welche den allerkräftigsten und schönsten Männern eigen sind. Diese Formen sah man noch jetzt erhalten wie Alles, was ihn in seiner Jugend vor den meisten Sterblichen auszeichnete. — Dichtes, einst röthlich blondes, jetzt ergrautes Haar fiel schön und weich auf eine hohe gedankenvolle Stirn; kühn und fest waren alle Züge dieses Heldenantlitzes ausgeprägt, und die schimmernden blauen Augen, deren wunderbares Leuchten den Italienern so fürchterlich dünkte, daß sie behaupteten, ein Dämon habe darin seinen Sitz; sie leuchteten noch mit demselben ungeschwächten Feuer. Seine breite erhabene Brust paßte zu dem stolz getragenen Körper und zu dem Kopfe, der einen Adel und Ehrfurcht gebietende Hoheit ausstrahlte, welche wunderbar ergreifend gewesen sein muß, weil sich Niemand ihrer erwehren konnte. — Der goldene Helm mit dem Adler des Reichs geschmückt strahlte von dem Haupte des Kaisers, sein Kettenpanzerhemd von der feinsten venetianischen Arbeit war halb bedeckt von einem Purpurmantel, welcher leicht auf seinen Schultern lag.

Mit fragendem Blick sah der Herrscher auf die verstummende Versammlung, und schnell mochte er erkennen, was vorgegangen war. Über sein strenges Gesicht flog ein Lächeln, der Marschall beugte sich zu ihm und sprach einige leise Worte. »Hat der Bursch unseres Volkes

ritterliche Künste so zu Ehren gebracht in den Augen unserer Freunde aus Ungarn,« sagte der Kaiser, indem er nach Georg einen gütigen Blick sandte, »so soll er auch fürderhin das Roß reiten.«

Da trat er weiter hervor und Alle wichen zur Seite. — Die Diener mit den Pferden eilten herbei. Der Kaiser bestieg mit jugendlicher Leichtigkeit seinen Streithengst, die Herzoge und Ritter folgten seinem Beispiel, sogar die geistlichen Herrn warfen sich auf geschmückte Rosse, und unter dem Geschmetter der Trompeten flog der kaiserliche Zug davon.

Georg hielt noch immer den besiegten Gaul am Zügel, bestürzt und entzückt über den Kaiser und was er gesprochen. — Er war fast ganz allein, aber die Wenigen, welche um ihn standen, priesen ihn und sein Glück.

»Das ist ein Pferd, wofür Du hundert Gulden wohl von Jedem bekommen kannst,« sagte ein alter Reisiger. »Es ist Dein, Gesell, laß es Dir von den Stallmeistern nicht abnehmen, die jetzt neidisch auf Dich sehen, obwohl sie niemals gethan hätten, was Du gethan hast.«

Und in der That kamen die Stalldiener herbei, und wollten das Roß an sich nehmen, aber die Worte des alten Reisigen am Zelt hatten Georg ermuthigt. Er behauptete sein Recht, es gab Streit, harte Worte fielen, und wer weiß, ob das Ansehn der kaiserlichen Hofbedienten nicht dennoch gesiegt hätte, wenn nicht plötzlich Herr Markward herbeigetreten wäre.

»Dies Roß,« sagte er, »gehört dem jungen Gesellen, ich vernahm es selbst, daß es ihm der Herr zusprach,

darum laßt ab von ihm. Du aber lege Deinen Sattel auf Dein Eigenthum und reite zum Marschall von Wiesenbach, den frage, was Dir zu thun übrig bleibt.«

Das ließ sich Georg nicht zwei Mal sagen. Er schirrte sein schönes Pferd, das zu Willen war, und sprengte bald dem Kaiser nach, den er erreichte, eben als die großen Züge des Kreuzheeres sich auf den Feldern vor Regensburg geordnet hatten.

Die Heerschau, wohl eine der größten, welche je gehalten wurden, dauerte lange. Friedrich ritt durch alle Schaaren, Fürsten, Ritter und Rottenmeister an seiner Seite, und an diesem Tage wurde mancher ausgestoßen der ihm nicht passend schien, oder der die Mittel nicht hatte, seinen Unterhalt zu decken. — Mit großer Strenge auch scheuchte er das waffenlose Volk zurück, und ließ bei Todesstrafe allen liederlichen Frauen und allem Gesindel befehlen, Regensburg zu verlassen und dem Heere keinen Fuß breit zu folgen. — Viel Blut floß dieser Strenge, viele harte Strafen wurden vollzogen, und selbst mehre Edle ausgestoßen und geköpft, weil sie die Gesetze nicht befolgten.

Mitten in dem Gewirr der Heerschau erblickte der Marschall den jungen Reisigen nicht weit von sich, und winkte ihn freundlich zu sich heran. »Nun,« sagte er, »wie reitet sich der ungarische Hengst? das war ein schöner Gewinn, doch Du hast ihn wohl verdient. — Zu wessen Fahnen gehörst Du aber, mein Sohn, daß Du so müßig bei uns bleibst?«

»Ich gehöre keiner Fahne an, edler Herr,« erwie-

derte Georg, »aber Herr Markward schickt mich Euch nach, um zu fragen, was ich zu thun habe?«

»So bist Du wohl sein Schützling, der irrende Jürgen,« rief der Marschall, »und stammst vielleicht, ohne daß Du es weißt, von dem Heiligen ab.«

»Ich heiße Georg, Herr.«

»Gut, mein Georg,« sagte der Freiherr froh gelaunt. »Reite nach Haus und sage dem Waffenmeister Gebhard, er solle Dich rüsten und den kaiserlichen Adler auf Deine Pickelhaube setzen. — Morgen aber komm in der Frühe zu mir, dann will ich dem Grafen von der Westerau Dich übergeben, daß Du in des Kaisers Wachen trittst. Es wird ein Platz für Dich offen sein.

So geschah es, und als am zweiten Tage das Kreuzheer gegen die Donau aufbrach, erblickte Herr Markward seinen Schützling mit Vergnügen auf seinem schwarzen Rosse in dem Zuge, der den Kaiser und dessen Hof geleitete.

9.

Es liegt uns nicht daran, den Marsch jener Hunderttausend tapferer Krieger zu verfolgen, die ein unglückseliger Wahn abermals in den Tod der Wüsten trieb. Lange könnten wir erzählen, wie die Schaaren Leopolds von Österreich sich mit dem Kreuzheer vereinigten, wie der edle Herzog seinen Oberherrn in Wien empfing, wie sogleich und ernstlich alle Anstalten zur Verpflegung der ungeheuren Schaaren hier, wie in Ungarn, getroffen waren, wie unerbittlich strenge jeder Verbrecher bestraft ward

und wie der große, angebetete Kaiser über Alles wachte und für Alles sorgte. Wir könnten auch erzählen, wie in Ungarn König Bela und sein Hof die gefährlichen Gäste bewirtheten, welche glänzende Feste gefeiert wurden, welche Maßregeln der Klugheit und der Abwehr der Herrscher des Magyarenvolks getroffen, wie aber Alles sich in größerer Liebe und Einigkeit auflöste, als Herzog Friedrich von Schwaben sich mit Bela's schöner Tochter verlobte und in Belgrad ein prächtiges Abschiedsturnier gehalten wurde. — Dann brach das Kreuzheer durch die Berge und Wälder Bulgariens, begleitet von vielen ungarischen Edeln, welche sich dem Kaiser anschlossen, und alle zogen kämpfend mit den barbarischen Räubern, mehr noch kämpfend mit der Treulosigkeit der Griechen, weiter gegen Süden zu den Meeresengen, welche Asien von Europa scheiden. Das war ein langer und gefährlicher Zug. Bald wurden Pilgerschaaren in Engpässen überfallen und vernichtet, bald sah man Ermordete in langen Reihen am Wege liegen. Jetzt gab es Lebensmittel in Überfluß, dann plagte wenige Tage später Hungersnoth das Heer. — Städte mußten erstürmt, Bulgaren und Griechen hart gezüchtigt werden und doch folgte ein Verrath dem andern, so daß es vieler Zerstörungen und viel Blutes bedurfte, um den elenden Kaiser Isaak zu überzeugen, es sei besser, wenn er je eher je lieber das Christenheer nach Asien schaffe.

Dieser Kaiser zitterte aber besonders davor, daß Friedrich nach seiner Krone greifen, Konstantinopel erobern und den jungen Herzog von Schwaben zum Herr-

scher des Morgenlandes machen würde. — Deshalb verlangte er, was einst Alexius, sein Vorgänger, von den ersten Kreuzfahrern verlangt und erhalten hatte, auch von dem Kaiser des römischen Reichs. Er verlangte, daß Friedrich und sein Heer ihm als Oberherrn huldigten, ihm die Eroberungen, welche in Asien gemacht wurden, abzutreten seien, und verweigerte Friedrich den Kaisertitel. Nur als den ersten Fürsten der Deutschen wollte er ihn anerkennen. — Große Selbstbeherrschung gehörte dazu, solche und andere Anmaßungen ruhig abzuschlagen. Mehr als einmal auch entbrannte des Kaisers Zorn; er wollte Schiffe rufen aus Venedig und Genua und Konstantinopel wirklich belagern und erobern, nur sein großer Zweck und der heilige Trieb in ihm hielt ihn davon ab.

Friedrich sandte Botschaft zum oströmischen Kaiser, den Bischof von Münster, den Grafen von Nassau, den von Diez und seinen Kämmerer Markward. Ein glänzendes Geleit tapferer Ritter und Reisige ward den Gesandten beigegeben, von deren Vermittelung man den Frieden hoffte. — Bei der Schaar, welche zu ihrem Schutze mitzog, befand sich auch Georg, welcher in der Zeit seines Waffendienstes sich manches Lob seiner Obern und manchen Beweis der Zuneigung von seinem Beschützer erworben hatte. — Herr Georg von Wiesenbach wollte ihm wohl, auch achteten ihn seine Waffengenossen als einen tapferen Krieger voller Kühnheit. Wo es galt, sein Leben zu wagen, da war er immer zur Hand, dennoch aber tadelten viele, daß kein rechter Mannesmuth in ihm sei, denn immer war er einsam und schweigend, nebst düsteren

Sinnes und zu keiner Jugendlust aufgelegt. — Unter der eisernen Strenge der Lagerzucht des Kaisers, wo die geringste Übertretung der Gebote mit Geißelhieben auf den nackten Körper und schimpflicher Ausstellung selbst hier in Feindeslande bestraft wurde, war eine solche Zurückgezogenheit gut angewendet; zahlreiche geistliche Übungen verordneten die Priester, allein Georg hörte auch nicht allzuoft die Messe, oder beichtete. Er fand keinen unter allen diesen Frommen, dem er sein Herz ausschütten mochte bis auf den Grund, und so meinte man denn, er verhehle vielleicht ein geheimes Verbrechen, das seine Seele quäle und ihn ruhlos mache.

Auch auf dem Zuge nach Konstantinopel verlor sich seine Schwermuth nicht und als sie nun in der reichen, großen Stadt waren, konnten weder das Staunenswerthe und Neue, was er erblickte, weder der Glanz und die ausgesuchte Pracht des Kaiserlichen Hofes und der Großen, noch die Lockungen, welche vielgestaltig auf die blonden Söhne des Nordens gerichtet wurden, seinen Ernst umwandeln. Georg hätte großes Glück und ein wonnevolles Leben hier finden können; denn eine griechische Dame von Rang und Vermögen nahm sich seiner an. Gar manche Deutsche fanden damals schöne Beschützerinnen, denn die hohen schlanken Gestalten waren von besonderem Reiz. — Aber Georg benutzte diese Gunst nicht, welche ihm das Schicksal bot. Er konnte sie nicht benutzen, denn je weiter er vom Vaterlande zog, um so fester wurden die Ketten, welche ihn mit der Heimath verbanden. Einsam saß er und dachte zurück, heimlich seufzend und wehkla-

gend, und stundenlang konnte er darüber nachsinnen, was dort geschehen sei und was er nicht wisse. Plötzlich aber verwandelten sich die Feste und Ehren, mit welchen man die Gesandten des Kaisers überhäufte, in Gefangenschaft und Kerker. — Von neuer Furcht geplagt behandelte Isaak die Gäste als Kundschafter, und kaum gelang es Georg mit wenigen Andern zu entkommen. Durch mancherlei Gefahren schlüpfend erreichte er endlich nach acht schreckenvollen Tagen eine Streifpartei des Kreuzheeres und mit dieser das Lager.

Dies hatte der Kaiser in Philippolis errichtet, es wohl befestigt und Handel und Wandel eingeführt, so daß Überfluß an allen Dingen war. Hier waren auch einzelne Schaaren von Rittern und Reisigen zu ihm gestoßen, welche den Weg zur See gemacht hatten und das Kreuzheer im Lande aufsuchten. — Als Georg mit den Reitern, die ihn gefunden, durch das Thor der Stadt ritt, erblickte er den Ritter von Wiesenbach, der nicht so bald ihn gewahr wurde, als er bleich vor Schrecken hinzukam und ihm abzusteigen winkte.

»Du kömmst allein,« sagte der Freiherr, »und die Andern sind todt?«

»Todt wohl nicht, edler Herr,« erwiederte Georg, »aber die Griechen halten sie gefangen auf Befehl des Kaisers Isaak Angelus. Mir gelang es, zu entkommen, nachdem Herr Markward mir eine Botschaft zugeflüstert, mit dem Befehl, mein Leben zu wagen, um sie dem Kaiser zu bringen.«

»Da kommst Du zur rechten Zeit,« sprach der Marschall, »folge mir.«

Und mit großen Schritten ging er voran, gerade auf des Kaisers Wohnung los, vor der viele Ritter und Rosse und Diener in mannigfacher Tracht standen. Auch Türken waren darunter, bepanzert auf der Brust, beturbant und mit krummen Schwertern und Bogen bewaffnet: ähnlich andern, die schmutziger als jene Kinder der Wüste in Schafpelzen und hohen Mützen aus den serbischen Wäldern gekommen waren. — Wie das Alles zu deuten sei, wurde Georg aber wohl inne, als er, angelangt in dem großen Raume des Kaiserlichen Palastes, vor dem erhöhten goldnen Stuhle, auf welchem Friedrich saß, nicht allein griechische Abgeordnete erblickte, sondern auch Melech, den Schwiegersohn des Sultans Kilidge Arslan von Ikonium, an der Spitze einer glänzenden Ambassade und endlich den serbischen Fürsten Kolopetros.

Da sprach einer der Griechen eben mit lauter Stimme: »Es wird dem heiligen Kaiser Isaak Angelus die sicherste Bürgschaft für die Reinheit Deiner Absichten geben, wenn Du Deinen Sohn, den Herzog Friedrich von Schwaben, mit sechs andern Häuptern des Heeres als Bürgschaft nach Konstantinopel sendest, und nur in diesem Falle will mein Herr, der Kaiser, Dir gestatten, Deinen Fuß nach Asien zu setzen.«

»Wirklich?« erwiederte Friedrich mit einem stolzen Lächeln, »will er es mir gestatten?«

»In der Hoffnung,« setzte der zweite hinzu, »daß

Du alsdann ihn als Deinen Oberherrn erkennen magst. Denn wohl wird es Deinem Feldherrnblick nicht entgangen sein, daß Du mit allen Pilgern ganz von Netzen umwickelt bist.«

Da hob der Kaiser sein Gesicht drohend auf und sah den Mann an, der dies gesprochen, daß er das Auge verlegen zu Boden schlug. — »Durch Wahl der Fürsten und durch des Papstes Bestätigung,« sagte er, »bin ich Kaiser, nenne mich aber, meiner Sünden eingedenk, nicht einen Heiligen. Für jetzt hat Gottes Gnade uns die Regierung und Herrschaft auch im griechischen Reiche so weit gegeben, als wir deren zu unserem großen Zwecke bedürfen. Die Netze aber, mit denen Ihr prahlt, will ich zerreißen, als seien es Spinnweben.«

Die Heftigkeit seiner letzten Worte und die drohende Bewegung seines Armes brachte hier Bestürzung, dort Freude hervor. — Nichts wäre den Kreuzfahrern willkommener gewesen, als ein Zug und Sturm auf Konstantinopel, eine Sättigung ihrer Rache gegen die treulosen, feigen Griechen. — »Geht,« sprach Friedrich mit Hoheit, »geht hin und sagt es dem Kaiser der Griechen, daß ich keine Geißeln stellen werde, wohl aber von ihm solche verlange, als Bürgschaft unserer oft gestörten Sicherheit. Alles Übel und alles Unheil, was ihn und sein Land treffen wird, komme auf sein Haupt.«

Die Gesandten verbeugten sich und traten zurück, noch ehe sie aber sich entfernen konnten, hielt sie der Marschall Wiesenbach auf, indem er zugleich den Knappen Georg vorführte. — »Halt, Ihr Herrn,« sagte er, »hier

ist ein Fall, bei dem Eure Gegenwart nöthig sein kann. — Dieser Gesell hier kommt so eben von Byzanz zurück, aus dem er kummervoll entrann. — Mein Herr und Kaiser höre ihn an, es ist Alles, was von Deiner Gesandtschaft übrig ist.«

»Was ist geschehen?« rief Friedrich entsetzt.

»Man hat Deine Gesandten gefangen und in Kerker geworfen.«

»Sprich Du,« sagte der Kaiser heftig, indem er auf Georg deutete. »Wer hat es gewagt, Hand an sie zu legen?«

»Auf Befehl des Isaak Angelus,« erwiederte dieser, »erschienen seine Hofwachen. Unsere Wohnung ward umringt und Alle in das Schloß der sieben Thürme geführt.«

»Meine Söhne! Meine Kinder!« rief Friedrich schmerzlich und drückte die Hand auf seine Stirn. Dann zog er diese fort, sein flammendes Auge suchte die bestürzten Gesandten. Ein Murmeln lief durch den Saal, zornige Worte ließen sich hören, Stimmen riefen, man müsse Rache nehmen an diesen hier, und manche Hand lag am Schwert. Es hätte eines Winkes bedurft und die zitternden Griechen wären in Stücke zerhauen. Aber der Kaiser hatte im nächsten Augenblick seinen Schmerz besiegt. »Da sei Gott vor,« rief er laut, »daß ein Unschuldiger um den Schuldigen leiden soll. Geht frei von hinnen und sagt Eurem Herrn, er solle mir die Männer wiederschicken, welche auf Treue und Glauben zu ihm kamen. Für jedes Haar, welches auf ihrem Haupte gekrümmt wird, will ich Rache nehmen, daß man wehklagen

soll, so lange die Welt steht.« Als die Griechen sahen, daß ihnen nichts geschah, kehrte schnell ihr Übermuth zurück. »Du siehst, hoher Herr,« sagte der Groß-Ducas, der an ihrer Spitze war, »wie Deine Weigerungen Unheil befördern. Nicht uns und unserm erhabnen Kaiser miß die Schuld bei, sondern Dir selbst. Mißtrauen ist gesäet zwischen uns, warum zögerst Du, ihn auszutilgen, indem Du Deine Huldigung verweigerst?«

»Höre mich an,« erwiederte der Kaiser, und er stand bei diesen Worten auf von seinem Stuhl und faßte sein Schwert mit beiden Händen. »Wenn Ihr mich zwingt, werde ich kommen. Ich werde in Konstantinopel einreiten, aber mein ganzes Heer mit mir. Das sage Deinem Herrn und nun schweige still und geh.«

Die Gesandten gingen, sie wußten, was aus des deutschen Kaisers Gesicht sprach. — Erst als sie hinaus waren, setzte sich dieser und sein Blick fiel auf Georg. Er ließ sich von ihm den Hergang erzählen, und endlich, daß Markward ihm eine Botschaft vertraut habe.

»Was ist es?« fragte er.

Der Knappe stockte. »Das, Herr Kaiser, soll ich Euch allein vertrauen.«

»Sage es laut,« rief Friedrich, »was in dieser Angelegenheit gesprochen ist, mag ein Jeder hören.«

»Herr Markward,« sprach Georg, »flüsterte mir zu: Sage dem Kaiser, Isaak Angelus Thron stehe auf wurmstichigen Beinen. Das Volk ist unzufrieden, die Großen meuterisch gesinnt, die Männer ohne Kraft und die Soldaten eine räuberische, feige Rotte. Konstantinopel gehört

dem Kaiser, wenn er es will; es kann keinem entschlossenen Angriff widerstehn und Isaak's Reich hat ein Ende.«

Diese Botschaft wurde mit leisem Schweigen vernommen. Der Kaiser sah einen Augenblick vor sich hin, er bemerkte den Antheil und die Lust wohl, welche sie aufregte. Konstantinopels Schätze, die ungeheure Beute malten sich in diesem Augenblick Vielen sehr lebhaft.«

»Treulos und feige sind alle Griechen,« rief Abel Melech, der Türke aus Ikonium. — »Warum, o Herr, willst Du es dulden, daß man Dich verspottet, Dich, den Mächtigen? — Sprich ein Wort, und Kilidge Arslan vereinigt sich mit Dir. Türken und Deutsche, das sind Männer, sie verdienen Freunde zu sein. Warum willst Du für diese elenden Griechen Dein Schwert ziehen?«

»Ich kämpfe nicht für sie,« sagte der Kaiser.

Da trat der Fürst von Serbien hervor. — »Ich weiß es gewiß,« sagte er, »die Griechen haben den Plan gemacht, Dich und Dein Heer mit dem Mehl, das sie Euch liefern, zu vergiften. — Höre auf die Botschaft dieses Jünglings, den Gottes Schutz wunderbar begleitet hat, daß er Dein Heer glücklich erreichte. Und wenn es Dein Wille ist, großer Kaiser, wenn Du dem Reiche dieser elenden, feigen Griechen ein Ende machen willst, so sollen vierzigtausend Bulgaren Deine Fahnen verstärken. Ich selbst führe sie Dir zu.«

Aber der Kaiser schüttelte sein weißes Haupt. »Bin ich hierher gekommen,« rief er schmerzlich aus, »um mein Schwert mit christlichem Blut zu röthen? Erst wenn kein Mittel hilft, will ich thun, was nicht zu ändern

steht, denn ich habe hohe und heilige Pflichten zu erfüllen. Asien ist mein Ziel und mein Gedanke, erst aber will ich meine Gesandten haben. Sendet Isaak Angelus mir sie nicht, dann, sage ich Euch, will ich sie holen, bis dahin habt Geduld.«

Er stieg von dem Fürstenstuhle nieder und Alles schwieg, es wagte keiner mehr seinem klaren Willen zu widerstreben. — Als der Kaiser den Saal verlassen hatte, waren aber viele voll Unwillen und zu heftigen Worten bereit. Man tadelte diese Ruhe, der Unmuth suchte seinen Ausweg und mancher stieß das Schwert auf den Boden, daß es klirrte. Plötzlich hörte Georg hinter sich eine Stimme, die fest und deutlich sprach: »Bei ihm ist die Weisheit, bei uns die Jugend, aber ich wollte, daß ich nicht gekommen wäre, denn sicher müssen wir nun hier noch lange Monate unthätig zubringen.«

Georg drehte sich um und prallte zurück. Hoch und schlank stand ein Ritter vor ihm, dessen gelbes Haar über die Schultern floß. Es war kein anderer, als der Freiherr von Eichstädt, und doch glaubte er einen Geist zu sehen. Im nächsten Augenblick meinte er im Irrthum zu sein, denn der adeliche Herr sah ihn ganz fremd und gleichgültig an und sprach dann mit seinen Nachbarn weiter von den Tagesereignissen. Er kannte ihn nicht, und wie sollte das möglich sein, wenn es wirklich der Junker Franz war. — Doch glich er ihm wie ein Zwillingsbruder, Ton und Ausdruck waren derselbe; auf seinem Schwertknopf war der gelbe Stein, den er gesehen, und an der

Stirne über die Wange lief die Narbe nieder, welche er schon früher bemerkt. Ein schmerzliches Bangen, Freude und Wehmuth liefen durch Georgs Herz. O! wie gern hätte er des Ritters Hand gefaßt, wie gern von alten Tagen gesprochen und ihn erinnert, daß er ihm Freundschaft zugeschworen. Er hätte um jeden Preis etwas von Siegelind und von der Heimath zu vernehmen gesucht und doch fürchtete er sich eine Frage zu thun, denn des Freiherrn Blick war kalt wie Eis. Er glitt an ihm nieder wie ein schneidender Stahl; ein Schauder faßte ihn, er wußte nicht weshalb.

Langsam zog er sich an die Thür zurück, dort blieb er stehen. Es währte nicht lange, bis der kam, den er suchte, doch ging er mit Nachbarn an ihm vorüber, ohne ihn zu beachten — Abend war es geworden und die Nacht sank auf die Gassen von Philippopolis. Die Stadt war von den meisten Einwohnern verlassen, statt ihrer lagen die Häuser voll Soldaten, denn das Wetter war kalt, ein Regenguß folgte dem andern, der Sturm heulte durch die Bäume. — Endlich trennte sich der Junker von seinen Begleitern. Raschen Schrittes ging er durch das Quartier bis auf den großen Platz des Bazars. Georg folgte ihm, ohne den Muth zu haben ihn anzureden. Plötzlich aber blieb der Ritter stehen und indem er sich umwendete, sprach er mit der starren Ruhe, die ihm eigen war: »Warum folgst Du mir, Gesell?«

»Ihr scheint mich nicht zu kennen, Herr,« erwiederte Georg; »doch ist es kaum möglich. Ihr müßt es sein,

Junker Franz, und sollten sechs Monate hingereicht haben mich so zu verändern, daß ich ganz aus Eurem Gedächtniß bin?«

»Höre,« versetzte der Herr von Eichstädt, »merke Dir das. Ich habe ein Gedächtniß bekommen, wie wenige Menschen. Geh Du dort hinaus und hüte Dich vor meiner Nähe. Ich habe nichts mit Dir zu schaffen, Bube, außer« — hier machte er eine plötzliche drohende Bewegung, dann fuhr er fort: »Ich bin der Freiherr Eichstädt, darin irrst Du nicht, Du aber bist mir fremd, fort also mit Dir! Wage es nicht noch ein Mal mich anzusprechen.«

So ging er davon und erstarrt von seiner verächtlichen, zornigen Rede blieb Georg zurück. — Was hatte er ihm gethan? Sein Herz schlug laut, aber er konnte nicht denken, was es sein mochte. — »Heilige Gottesmutter!« rief er, »daß ich den Schimpf dulden muß! Aber was ist daheim geschehen, daß dieser stolze Freiherr Haus und Weib verlassen hat, um zum heiligen Grab zu pilgern?«

Er konnte es nicht ergründen, und je mehr er sann, je mehr verwirrten sich seine Gedanken. Endlich fiel es ihm ein, Siegelind sei todt und habe in ihrer letzten Stunde die Verirrungen ihres Herzens bekannt. — Das mußte es sein, was den Junker fortgetrieben, das allein erklärte seinen Haß. — Kummervoll und voll tiefen Wehs lief Georg in seine Herberge, und seine Thränen flossen heiß auf das heilige Pfand einer Liebe, die er in ihrer Hoffnungslosigkeit um so reiner und tiefer empfand.

Je mehr er sann, um so gewisser wurde es ihm, daß Siegelind nicht mehr unter den Lebendigen weile, und als sie in seinen Träumen ihm weiß und bleich erschien, die Arme um ihn schlang, ihn anlächelte, küßte und verschwand, da war es ihm gewiß und er hoffte nichts mehr; aber seine Sehnsucht und Liebe fesselten sich an eine himmlische Zukunft.

Der Winter verging dem christlichen Heere unter mancherlei Beschwerde. Streifzüge und Kriegsthaten unterbrachen oft die Lagerruhe, und Georg hatte mehr als eine Gelegenheit sich unter den Tapfern hervorzuthun. Das that er auch, doch sein Ehrgeiz war ohne Sporn. Er stürzte sich in den Kampf, wie Einer, der nichts zu hoffen hat, dennoch kam er stets glücklich davon, und kaum ein Mal erhielt er eine leichte Schramme. Öfter aber errang er Lob. Der Ritter von Wiesenbach war ihm stets freundlicher, und der Kaiser bemerkte ihn in den Schaaren; sein Auge wußte die Tüchtigkeit überall zu erkennen. — Endlich war Isaak Angelus mürbe gemacht von den Niederlagen seiner streifenden Schaaren und der Noth des Landes. Er ließ die Gesandten los, stellte Bürgschaft, beschwor in der Sophienkirche den Frieden, verlobte seine Tochter mit dem Herzog Philipp, des Kaisers Sohn, und befahl das Kreuzheer nach Asien überzusetzen. — Sechs Tage dauerte der Zug über das Wasser und Friedrich war der letzte. Inbrünstig warf er sich drüben aufs Knie und dankte Gott, daß Alles wohl geleitet, dann zog er unter der großen Fahne des Kreuzes und des heiligen Michael ins Land des Sultans von Iko-

nium, dessen Gesandten mit verstellter List ihn freundlich willkommen hießen.

Anfangs ging es auch gut und besser als im Lande der Griechen. Die Thore Laodiceas thaten sich gastlich den Pilgern auf, der Sultan ließ reichlich für Lebensmittel sorgen, es herrschte Überfluß und Wohlleben. Bald aber änderte sich diese Scene. Treulose Wegweiser führten das Heer irre und tief in die Salzwüsten hinein, wo Menschen und Thiere verdürsteten. Wenn dann die Christen ihr Lager aufschlugen, erschöpft von fürchterlicher Hitze und gequält vom Mangel, jagten plötzlich Heerden wilder Turkomannen aus den Verstecken; Reiterschaaren fielen auf den Nachtrab; Wolken von Pfeilen verwundeten und tödteten die Christen, und diese hatten selten den Trost, durch ihre Tapferkeit sich Ruhe zu schaffen, denn diese Feinde hielten nirgends Stand. Sie flohen und verschwanden eben so schnell, wie sie gekommen. Ihre Pferde waren wie der Staub der Wüste leicht; die Streitrosse der deutschen Ritter vermochten nichts dagegen.

Vergebens schickte der Kaiser Boten an den Sultan, welche harte Klagen führten. Kilidge Arslan entschuldigte sich, daß es nicht in seiner Macht sei, diese wilden zuchtlosen Horden zu bestrafen, aber bald deckte sich seine Verrätherei auf. Denn einst als der Abend schon hereinbrach und das müde Heer langsam sich fortwälzend durch Steppen und Bergschlünde eine Lagerstätte suchte, erschienen plötzlich vor ihm zahllose Haufen von Türken, welche alle Hügel und Höhen besetzt hielten. — Es war der Sultan selbst, der an der Spitze seiner ganzen Macht die Ver-

nichtung der Kreuzfahrer an der Zeit hielt; und dies dünkte ihm nicht schwer. — Der größte Theil der Ritter hatte keine Pferde; sie waren umgekommen. Hunger und Durst hatten die Kräfte der meisten Streiter Christi herabgebracht; unter ihren Rüstungen keuchten sie daher. Was schien leichter, als diesen verwirrten, entmuthigten Schwarm todtzuschlagen?! — Von allen Seiten wurde er eingeschlossen, und Melech, des Sultans Schwiegersohn, schickte eine übermüthige Botschaft: wenn für jeden Christen ein Goldstück bezahlt werde, sollten sie Brod und Wasser bekommen; wo nicht, möchten sie sich zum Tode bereiten.

Dazu auch bereiteten sie sich; aber Friedrich stählte ihren Muth, und als der Morgen anbrach, hörte man den deutschen Schlachtgesang so voll und stark durch die Luft klingen, daß den Heiden davor ergraute. — Es kam ein Mann zum Sultan, so erzählt die Geschichte, der brachte ihm einen abgehauenen Arm. »Sieh hier, Herr,« sagte er, »so müde und matt die Pilger sind, so hat doch Einer von ihnen diesen Arm und die starken Eisenschienen, welche ihn schützten, mit einem Schwertschlag abgehauen. Laß uns nicht mit Kriegern streiten, welche das vermögen, vielmehr laß uns warten, bis sie ganz erschöpft sind.« — Aber Melech und viele vertrauten ihrer großen Zahl, die wenigstens dreihunderttausend betrug.

Am Mittage senkten sich die Schaaren der Türken von den Bergen nieder. So weit das Auge reichte, waren die Gefilde mit ihnen bedeckt, und wohl mochte das kühnste Herz erzittern, wenn es diese unzähligen Schwärme

und die matten, kranken Christen bedachte. Friedrich hatte alle Ritter um sich gesammelt, welche keine Rosse hatten, eine fürchterliche Phalanx der tapfersten und besten. Er deutete auf die schnellen Reiter und sprach: »Euch fehlen Pferde, die dort bringen Euch welche. Aus dieser Noth rettet uns nur Tapferkeit. Der Tapfere allein darf auf Rettung hoffen; wer die Gefahr flieht, wird darin umkommen.«

Da hob der Bischof von Würzburg das heilige Kreuz empor und rief mit begeisterter Stimme: »Seid muthig und getrost, liebe Brüder, Gott und sein Sohn streiten mit Euch; Jesus! Jesus! ergreife Deine Fahne. Denkt an das trostvolle Beispiel der heiligen Märtyrer, so wird Gottes Geist und Hülfe Euch nahe sein, er wird Euch erretten, hilf Du gnadenreiche Jungfrau und bitte für uns!«

Im Augenblick klangen die Trompeten, und mit dem Rufe: »Jesus! Jesus!« drang das ganze Heer den anstürmenden Türken entgegen, durchbrach ihre Ordnung, warf sich wuthentbrannt auf die Leibwachen des Sultans, mordete was ihm zu widerstehen wagte, und in wenigen Stunden war ein großer Sieg erfochten. Zehntausend Türken bedeckten den Boden, weit mehre noch flohen wund und wurden gefangen und einzeln erschlagen. Das Schwert der Christen war unwiderstehlich an diesem ruhmvollen Tage, doch der Ruhm machte nicht satt und löschte den Durst auch nicht.

Auch Georg hatte heldenmüthig gefochten. Das Roß, welches ihm einst der Kaiser schenkte, war von so dauerhafter Art, daß es nicht wie viele andere den Drangsalen

erlegen war. — Er sprengte über das Leichenfeld mit Wenigen den Feinden nach, bis zu einem Platze, wo ein deutscher Krieger am Boden liegend sich gegen mehrere Türken vertheidigte. Knieend hatte er einen so fürchterlichen Hieb gegen einen derselben geführt, daß, wie die Chronik meldet, dieser davon mitten zerspalten wurde. Dann sank er sterbend zurück, eben als Georg zu seiner Hülfe herbeikam, und die Türken flohen.

Voll Bewunderung über diese Kraft und Tapferkeit des christlichen Ritters sprang der junge Kriegsmann zu ihm hin und bemühte sich den schweren Helm von seinem Haupte zu lösen; doch als es gelungen war, wandte er sich schmerzlich ergriffen ab, denn vor ihm lag der Junker von Eichstädt. — Er hatte ihn wohl öfter gesehen, aber immer war des Ritters Auge streng und zornig, ja, wie auch Georg den Stolz bezwang, der sich in ihm regte, und wieder bittend ihn anblickte, der Junker bemerkte ihn nicht, ganz fremd und ruhig schritt er an ihm hin. — Und noch heut in der Morgenfrühe hatte Georg ihn erblickt, als er mitten im Kampfgewühle an des Kaisers Seite in den Streit sprang. Friedrich, der Hohenstaufe, führte den Kern seiner Ritterschaar selbst in den Feind, und der greise jugendliche Held schwang sein Schwert, als sei er ein gewöhnlicher Reitersmann. Die Leibwachen des Sultans umringten den Christenhaufen, man hörte nichts als den furchtbaren Klang des Stahls und der Streitaxt, aber des Kaisers Heldenmuth floß in alle seine Krieger über, und die Berichte dieser Schlacht sind angefüllt mit wunderbaren Thaten. — Hoch vor allen preisen sie je-

doch den Ritter Franz von Eichstädt, dessen unnahbarer Arm die Feinde in so dichten Haufen niederschlug, daß der Kaiser selbst sein Lob und seinen Ruhm laut verkündete. — Und hier lag nun diese Blume deutscher Ritterschaft, wie Friedrich ihn genannt hatte, bleich, blutig, Pfeile in seinem Harnisch, Wunden überall, aus denen der rothe Quell seines Lebens floß. — Georg riß seine Feldbinde ab und suchte ihm zu helfen. Die Wüste lag sengend heiß und weit, kein Baum, kein Trunk war da; Sturmstöße wirbelten den Sand in Wolken auf und begruben Sterbende und Todte. Dazu schwärmten die Reiter des Sultans in der Ferne, und die Christen, müde von der blutigen Arbeit, außer Stand ihren Sieg zu verfolgen, zogen sich in ihr Lager zurück, der Verzweiflung näher als je.

Die Abendsonne brach roth durch das Staub- und Wüstenmeer, da schlug der Junker sein Auge auf. Seine Stirn faltete sich in Zorn, ein wilder Blick traf den geschäftigen Knappen.

»Was thust Du hier?« sagte er mit matter aber fester Stimme.

»Ich habe Eure schwersten Wunden glücklich verstopft,« erwiederte Georg. »Euer Blut fließt nicht mehr.«

»Verlaß mich,« fuhr der Ritter fort, »Dein Anblick schmerzt mehr als alle Pfeile der Heiden. Du hast mir eine so tiefe Wunde geschlagen, daß nichts in der Welt sie verstopfen kann.«

»Um Gott! edler Herr,« rief der junge Dienstmann des Kaisers, »denkt doch jetzt nur an Euch. Rafft Eure

Stärke zusammen, daß ich Euch erheben kann. Dann besteigt mein Pferd und sucht das Lager zu erreichen.«

Er wollte ihn aufheben, und einen Augenblick schien es, als sollte es gelingen. Der Junker bemühte sich mit aller Anstrengung, aber er sank zurück, wie ein Todter. — Als Georg nun von Neuem ihn aufhob, ward sein strenges Auge milder. — »Laß mich los,« flüsterte er; »es ist vergebens, mein Tagewerk ist vollbracht.«

Georg lehnte ihn an die Körper derer, die er erschlagen; er gab ihm sein Schwert in die Hände, daß er das Kreuz desselben betend fassen konnte, dann suchte er nach einer Erquickung umher, und zufällig fand er im Kleide eines der todten Türken ein paar Datteln, deren Saft er auf die vertrockneten Lippen des Junkers drückte.

»Habe Dank,« sprach dieser, »und flieh.«

»Ich will bei Euch ausharren, Herr,« sagte Georg, »ich will Euch beschützen in der letzten Stunde.«

»Siehst Du dort die streifenden Turkomannen?« sprach der Ritter. »Verweile nicht länger, und kömmst Du zurück — versprich mir —«

»Was soll ich für Euch thun? sprecht,« rief Georg ängstlich, »was es auch sei, ich will es erfüllen.«

»Bringe Siegelind meinen Gruß.« —

»Sie lebt?« rief der Knappe.

»Sie lebt und erwartet sehnsüchtig Botschaft.«

»Von Euch? O! Herr des Himmels! was soll ich Eurer edlen Gattin sagen?«

»Nicht meiner Gattin,« rief der Junker heftig, und ein schmerzliches Zucken lief über sein Gesicht. — »Sie

liebte Dich, ich hatte es erlauscht, da verließ ich sie, aber meine Liebe blieb im Herzen zurück, das durchbohrt, wie es ist, sie doch noch festhält. — So bringe ihr meinen letzten Seufzer. O Siegelind!«

Er fiel zurück in den Arm des weinenden Knappen und war todt. Aber im nächsten Augenblick sprang dieser auf, denn fünf Turkomannen fielen auf ihn mit Speeren und Schwertern. Er schwang den Streitkolben und vertheidigte sein Leben. Sein Arm war stark, neuer Lebensmuth floß in seinen Adern; doch sein Roß entfloh, als er in den Sattel springen wollte; eine Schlinge riß ihn zu Boden, ein Hieb betäubte ihn, ein anderer spaltete seine Schulter. Da stieg einer der Turkomamen ab, zog sein Messer aus der Scheide, warf die Sturmhaube von des Überwundenen Kopf, faßte dessen langes Haar — und ließ den geschwungenen Stahl sinken, denn eben schlug Georg die Augen auf. Der mörderische Wilde besann sich eines andern. »Besser einen Sclaven mitnehmen, als einen Todten hierlassen,« rief er, und nach wenigen Minuten war der Gefangene auf ein Pferd gesetzt, seine Füße gebunden, seine Hände ins Kreuz zusammengeschnürt. — Über die fortjagenden Reiter wirbelte der Wüstenstaub zusammen.

10.

Zwei ganze Tage ging der Zug durch das versengte, öde Land. Nur zuweilen öffneten sich kleine liebliche Thäler, versteckt zwischen den nackten Felsenhügeln. Dort rasteten die Turkomannen. Dort flossen Quellen, dort

ſtanden Dattelpalmen, und die Männer lagen im kühlen Baumſchatten. Der Leiden ihres Gefangenen achteten ſie nicht. Seine Arme wurden nicht von den Banden befreit, ſeine Wunden blieben unverbunden, kaum erlaubte man ihm zu dem Quell ſich niederzubeugen und zu trinken. Georgs ſtarker Körper war dem Tode nahegebracht; unerträgliche Schmerzen peinigten ihn, er flehte laut um den Gnadenſtoß; aber die Räuber verlachten ihn. Bald warf und band man ihn von Neuem auf ein Roß, und immer tiefer zog die Schaar in das Gebirgsland des Taurus. Das Heer des Sultans hatte ſich aufgelöſt zum Theil, denn viele der tapferen Hirten, aus denen es beſtand, kehrten in ihre Thäler zurück. Sie hatten dem Kriegsruf ihres Oberherrn Genüge gethan, jetzt zogen ſie mit Beute und Sclaven, aber auch müde, wund und in geſchwächter Zahl nach Haus, und ſcheuen Blicks erzählten ſie ſich von der fürchterlichen Stärke der fremden Krieger. Sie haßten dieſe, aber ſie achteten ſie doch, und Georg ſelbſt war wenigſtens von Zeit zu Zeit der Gegenſtand ihrer Sorge, denn wenn man durch die Zeltlager der Stämme ritt, ſchützten ſie ihn vor Mißhandlungen der Weiber und Kinder, und ſprachen: »Dieſer hat wie ein tapferer Mann geſtritten, er iſt unſer Sclave, ihr ſollt ihn nicht peinigen.« Und als der zweite Tag ſich zum Abend neigte, lag ein ſchönes grünes Thal vor den Wüſtenkindern. — Senkrecht ſteil ſtieg eine Bergwand auf; einer Warte gleich ſprang ein Fels an der Spitze hervor, unter welchem eine lange Reihe ſpitzer Zelte ſtanden. — Da wuchſen auch Palmen und ſchattiges Gebüſch, ein Wald

von Lorbeer und Jasmin umwucherte den harten Stein, glänzende Wiesenstriche zogen zwischen den Bergen hin.

Als die Reiter nahe waren, warfen sie die Spitzen ihrer Mäntel über Kopf und Gesicht, senkten ihre Lanzen und ritten schweigend in ihr Dorf. Aus der ersten Hütte sprang ein Weib ihnen entgegen, und als sie den Zug sah und überzählte, stieß sie ein gellendes Klagegeheul aus. — Wie nun der Schrei eines wilden Thieres plötzlich den ganzen Wald lebendig macht, und aus jedem Dickicht eine schreckliche Stimme antwortet, so war es auch hier. — Das Geheul wälzte sich von Hütte zu Hütte, Kinder, Greise und Weiber sprangen daraus hervor. Sie weinten, rangen die Hände und verfluchten die, welche ihre besten Männer und Väter erschlagen hatten. — Mitten in dem Dorfe war ein großer runder Platz, dort stand die Hütte des Oberhauptes der Horde; aber Niemand trat daraus hervor, als ein Mädchen, das mit einem Schrei des Entsetzens die Hände vor ihre Stirn schlug, als der Zug an ihrer Schwelle hielt.

»Wo ist Abdul Kebir, mein Vater?« rief sie dann mit wilder Heftigkeit. »Wo habt Ihr Euren Schach gelassen?«

Der Anführer der Reiter neigte sich tief und sprach: »Gott ist groß und Mohamed ist sein Prophet! Dein Vater, o Gülhana, ist eingegangen in das Paradies, empfangen von den schönsten der Houris, und begleitet von vielen seiner Waffenbrüder. — Schrecklich sind die Männer, welche in unser Land gekommen sind, Niemand kann ihnen widerstehen. Dein Vater ist vor ihnen todt

in den Staub gesunken, das ganze Heer des Sultans zerstäubte wie die Asche des Heerdes. Einen der Franken bringen wir Dir zur Sühne. Mache mit ihm, was Dir gefällt. Laß ihn sterben oder leben, er ist Dein Sclave, und soll erdulden, was Du befiehlst.«

Die Tochter des Häuptlings warf einen rachedurstigen Blick auf den Gefangenen, der bleich und zum Tode matt sie furchtlos anschaute. — Das Volk umher schrie auf vor Wuth, die Weiber stürzten zwischen die Pferde der Reiter. Sie wollten den verhaßten Fremdling herabreißen, zerfleischen und steinigen. Und dieser regte sich nicht; kein Laut kam über seine Lippen, kein Flehen, keine Todesfurcht in sein Auge. Wie ein geduldiges Schlachtopfer erwartete er den Augenblick, der ihn vernichten würde.

Sei es nun, daß diese Kühnheit und gänzliche Erschöpfung, daß das schmerzliche Lächeln auf seinen Lippen, oder daß seine edle junge Gestalt das Mitleid in Gülhanas Herz erwachen ließ; gewiß ist, daß sie den Reitern zurief: »Ich nehme diesen Sclaven von Euch an, kein Leid soll ihm geschehen, bis ich es befehle.« — Da wurden die wüthenden Weiber zurückgescheucht, und zwei der Krieger hoben Georg vom Pferde, lösten seine Bande und setzten ihn auf den Boden nieder, wo ihn plötzlich die Sinne verließen. — Noch zuletzt glaubte er zwei schwarze brennende Augen zu erblicken und eine Hand aus weißen Schleiern gehoben, die sich drohend nach ihm ausstreckte.

Als er aus seiner Betäubung erwachte, befand er sich in einem Zelte auf einem Heulager ausgestreckt. Sein

Brustpanzer, seine Stahlhaube und alle seine Kleider lagen in einem fernen Winkel. Ein Mann war geschäftig sein Haar zu scheeren, ein anderer verband seine tiefe Armwunde und träufelte den Saft von Kräutern hinein, welche er zwischen seinen Fingern zerquetschte. — Man behandelte ihn mitleidig, hüllte ihn in Decken und bedeutete ihn zu ruhen und zu schlafen; doch das Fieber, das ihn ergriffen, ließ es nicht zu. — Zuweilen richtete er sich auf, und dann glaubte er das Wiehern und Stampfen von Pferden zu hören; zuweilen vernahm er die Stimme des Kaisers, die Stimme seiner Freunde, das Klirren der Waffen, das Kampfgewühl der Schlacht. Er sah den Junker Franz auf seinem schwarzen Rosse heransprengen und schrie laut um Hülfe; wenn er jedoch sich aufraffen wollte, stieß ihn eine schwarze Hand zurück, und wenn er die Augen in entsetzlicher Angst aufschlug, erblickte er ein schreckliches Gesicht, das ihn angrinste, wie ein Teufel.

Wie lange er so gelegen, wußte er nicht; endlich aber kamen mildere Gestalten. Tröstend legte sich eine weiche kleine Hand auf seine fieberheiße Stirn, seine Lippen flüsterten: Siegelind! ein Lächeln entstand auf seinen Lippen. Er erinnerte sich deutlich, was Franz ihm sterbend anvertraut, daß sie lebe, daß sie frei sei und ihn liebe, und nun sah er sie, wie sie still und bleich auf dem alten Söller am Strome saß, wie ihre langen blonden Locken im Mondschein spielten, der über den Wassern glänzte, wie ihre feuchten großen Augen in den unermeßlichen Sternenhimmel blickten und ihn dort suchten. Und plötzlich sah er sich selbst, jung, schön und stark, heimlich

durch die flüsternden Ranken schleichen. Er sah, wie er zu ihr sprang, zu ihren Füßen ihre Hand ergriff, und er hörte den Schrei der Wonne des unermeßlichen Glücks, der keinen Raum in seiner Brust fand. — So trösten die guten Engel den Sterblichen zuweilen, führen ihm als Schatten die zu, welche er ewig missen muß, und stillen seine Schmerzen durch süße Träume.

Mit irren Händen faßte der Kranke durch die Luft umher. Er faßte auf seine Stirn, ergriff ein Etwas, das die magische Gewalt auf ihn geübt, und an das er sich nun mit ängstlichem Entzücken klammerte. Noch immer sah er die edle schöne Geliebte, noch immer das Schloß am Havelstrande, die Thürme mit dem heiligen Kreuz der Christen, die wohlbekannten hohen kühnen Mauern, da plötzlich schlug er die Augen auf und er schloß sie schaudernd wieder. — Dieselben großen brennenden Sterne hefteten sich auf ihn, die er gesehen, als man ihn unter den Baum verschmachtend niederlegte; dieselbe Hand aus weißen Gewändern, welche ihm gedroht, er hielt sie in den seinen. Da kam ihm das Verständniß. Er erwachte, er erkannte und begriff sein Schicksal, er sah das Filzzelt, das Heulager, er hörte das Schnauben der Kameele, hörte fremde wilde Stimmen, und mit einem Seufzer, mit der schrecklichen Empfindung, der Sclave einer Türkenhorde zu sein, begann er sein Erwachen zum Leben.

Nun legte sich die weiche Hand von Neuem auf seine Stirn, und ein wohlthätiger Stern von Hoffnung floß durch ihn hin. — Er sah empor und erblickte eine halbverhüllte weibliche Gestalt. Sie saß an seinem Lager

so still und unbeweglich, daß er lange glaubte, er träume von Neuem. Doch nun beugte sie sich und flüsterte leise Worte, die er nicht verstand. — Der Wind warf die Decke an der Thür zurück, und auf eine Minute fiel heller Sonnenschein in das Zelt. Da erkannte er Gülhana, seine Herrin. Weiße Tücher lagen um ihre Stirn, aber langes, glänzend schwarzes Haar fiel wellig reich an beiden Seiten daraus hervor. Weiße Tücher umhüllten auch den Hals, und zwischen diesen leuchtenden Linien erblickte Georg einen jener scharfgeschnittenen kühnen, schmalen Köpfe, wie die Frauen dieses südlichen Himmels ihn besitzen, wenn sie schön genannt werden. Augen, welche der Liebende mit den funkelnden Sternen der Nacht vergleicht, große hochgewölbte Brauen darüber, die dem Regenbogen gleichen, eine Nase edel gebogen, ein Mund gleich der Mandelblüthe, klein, zart und sanft geschwellt. Rechnet man dazu, daß Gülhana ihre Nägel und Zähne gelb gefärbt hatte, daß ihre Haut leicht gebräunt und wie Sammet weich, daß sie kalt und frisch war wie ein Quell, der tief aus Felsenlagern springt, so wird man nicht zweifeln, daß sie unter den Schönen die Schönste, unter den Blumen der Wüste die herrlichste und gerühmteste war.

Forschend blickte sie den Fremdling an und ein leises Lächeln bewegte ihr Gesicht, als sie seine Bestürzung bemerkte. Sie mochte es als Beweis scheuer Ehrfurcht betrachten, daß sie, die Herrin, hier am Lager des kranken Sclaven verweile, und sie suchte ihn zu beruhigen. Leise hob sie die Hand von seiner Stirn, berührte die ihre und machte das Zeichen des Grußes des Salams, der Georg

nicht unbekannt war. Dann flüsterte sie einige leise Worte, deren Ton man es anhören konnte, daß er sie frage, wie er sich befände?

Statt der Antwort nahm der wunde Mann dankend ihre Hand und berührte sie mit seinen Lippen. — Das war eine Huldigung, welche alle Frauen verstehen, die Wilde in der Wüste und die Königin des meist gesitteten Volks.

Sie zog die Hand lächelnd zurück und beugte sich tiefer zu ihm nieder, ihre dunklen Augen blickten ihn forschend, aber freundlich an. Sie zeigte ihm vier ihrer Finger, und er verstand aus ihrer Pantomime, daß er vier Tage bewußtlos in Fieberhitze zugebracht, dann goß sie aus einem Kruge kühlenden, süßen Saft in eine Schale und reichte ihm diese, daß er trinke.

Der stumme Dank des Gefangenen schien Gülhana zu gefallen. Sie sprach ihm Muth und Trost ein, das begriff er, denn ihre Stimme ward lauter und bestimmter; er glaubte ihre Worte verstehen zu können. — »Fürchte Dich nicht, Fremdling,« sagte sie, »Gülhana wird Dich beschützen. Ich hasse Dich nicht, Du hast mir den Vater nicht getödtet; das thaten Deine Brüder wohl, aber in der Schlacht fließt das Blut dessen, der besiegt wird. — Ruhe hier aus und werde gesund. Niemand soll Dich kränken, und Niemand wird es thun, denn Du hast nun Obdach in unseren Hütten gefunden. Gülhana wird Dich pflegen lassen, und wenn Du Dein Haupt erheben kannst, wie die junge Palme, wenn Du hinausgehen wirst in den Sonnenglanz, im Schatten der Feigen zu sitzen und in der Kühlung des Quells, dann wird Allah Dich heilen.

Gott ist groß und gütig, und Du bist jung und schön. Lebe wohl, ich werde wiederkommen.«

Sie ging, doch von diesem Tage an kam sie und saß an seinem Lager. Es war zur Stunde, wo die Männer geschäftig bei der Arbeit im Felde, und die Weiber im Hause walteten. Gülhana kam unbemerkt und entfernte sich, das bemerkte der Gefangene wohl, aber sie blieb bis sie die Stimme der wiederkehrenden Hirten hörte. Sonst war sein Pfleger ein alter schwarzbrauner Mann, dessen häßliches Gesicht Georg in seinen Träumen geschreckt hatte. — Er war schweigsam und verdrossen. Ein falscher Blick des Hasses lag in seinem Auge, er haßte den, den er pflegen mußte, und er that es unter Verwünschungen, die Georg nicht verstand. Mit Gülhana konnte er reden; sie lehrte ihm das. Sie nannte ihm die Namen vieler Gegenstände, und fragte ihn wie sie in der Frankensprache hießen; sie setzte die Worte zu Sätzen zusammen, und wo die Worte fehlten, traten Zeichen ein. Bald verstand er den Sinn ihres Geflüsters, bald sie seine abgebrochenen Laute, aber oft schwiegen beide, ihre Augen begegneten sich, ihre Hände ruhten zusammen. Der schöne, junge athmende Körper des Mädchens lehnte sich zuweilen in süßem Vergessen über ihren Sclaven. Einst aber trat mitten in solchem Beginnen der alte Nadir herein, und heftig erschreckt zog sich Gülhana augenblicklich zurück.

»Ich beobachtete diesen Frankensclaven,« sagte sie, »und glaube er hat die Absicht, so lange als möglich hier faul zu liegen und sich ernähren zu lassen.

»Ich werde ihn mit der Peitsche auftreiben,« erwiederte der Nadir.

»Das sollst Du nicht,« versetzte Gülhana. »Er ist noch matt von seinen Wunden.«

»Nimm Deinen Schuh und schlage ihn ins Gesicht, Du wirst sehen, er ist gut auf den Beinen.«

»Elender Knecht,« rief Gülhana, und sie nahm in der That ihren Schuh und schlug nach Nadir, »wage es nicht Deine Hand an ihn zu legen. Morgen führe ihn hinaus, laß ihn unter den Bäumen sitzen, und wenn er stark genug ist, soll er die Kamele am Brunnen tränken.«

Der alte Diener verbarg seine Wuth. Alles, was er that, um sie zu stillen, war, daß er dem Franken einen zufälligen Fußtritt gab, und ihn unsanft aufrüttelte, als er am nächsten Tage seiner Herrin Befehle erfüllte. — Er brachte ihm einen Schurz, eine Wolldecke und ein braunes Tuch um den Kopf zu binden, dann öffnete er das Zelt und führte ihn zu den Baumhecken an der Bergwand, wo im tief ausgehauenen Brunnen ein Quell Menschen und Heerden Wasser bot.

Dort saß der Verlassene, und um ihn grünte die Oase in wundersamer Herrlichkeit. — Ein leiser Wind zog über Blüthen und Blumen, und trieb den Duft in die fern nebelnde Wüste, in den grauen durchglühten Horizont, welcher auf ihr niederhing mit der Unermeßlichkeit des Oceans. Vor ihm thürmten sich die Gebirgszüge des Taurus auf. Fernsichten öffneten sich zwischen waldigen und dunklen Schluchten und steile nackte Hügel zogen zu

den Hauptketten empor, welche kühn ihre Häupter in die Wolken streckten. — Hier war ein Scheidepunkt zwischen Sandwüste und wilder Felsformation, darum hatte die Natur dies kleine Thal so verschwenderisch aufgeputzt. Sie wollte offenbaren, daß ihre Lebenskraft unerschöpflich sei auch mitten in dem ewig unfruchtbaren Reiche der bösen Mächte.

Und Gülhana hatte Recht. Im Schatten des Lorbeers, unter den Düften der Tamarinden und Jasmin legte sich Allahs Hand heilend auf Georgs Herz. Das Leben quoll in seinen Adern, ihre Pulse schlugen rascher, die Hoffnung zog leise in seine Brust. Er konnte weinen und beten, doch als er die Männer auf den Feldern niederknien sah, ihr Haupt nach Osten gerichtet, wandte er sich abendwärts und streckte flehend seine Hände aus, denn dort lag ja Deutschland, dorthin ging seine Sehnsucht. — Drei Tage saß er am Borne, wo das Gestein eine kühle Grotte bildete, und wie viele Zeit blieb ihm an Alles zu denken, was er verloren?! Je mehr seine Kräfte wiederkehrten, um so heißer und heftiger wurde sein Verlangen, und um so inniger hing sich sein Herz an seine Wünsche. — Er dachte immer wieder an den Junker Franz, und unzählige Male hörte er dessen Worte; da faßte er nach dem kleinen Kreuz auf seiner Brust, aber ach! er hätte es nicht mehr. — Wohin war es gerathen? Wer hatte es ihm genommen? Er wußte es nicht. — Er hatte es vor der räuberischen Gier der Turkomannen glücklich bewahrt, und glaubte es noch in seinen Fieberträumen ge-

faßt zu haben. Seit jener Zeit hatte er nicht mehr daran gedacht. Warum nicht?

Da fiel ihm Gülhana ein, und seine Fantasie beschäftigte sich mit ihr. Das kleine, dunkeläugige Mädchen stand vor ihm, er fühlte den Druck ihrer langen schmalen Finger, und er schloß die Augen und träumte weiter vom Leben in den Zelten und in der Wüste, von den schnellen Reitern, die durch das Sandmeer jagen, von der träumerischen Ruhe der Polster in heißer Mittagsgluth, von Kamelen mit Baldachinen, wo die Frauen sitzen, vom Fächeln der Palmen und dem balsamischen Wehen der Abendluft.

Endlich wurde er durch das wilde Geschrei der Hirten aufgeweckt, welche die Thiere zum Brunnen brachten. Er stand auf, stieg die Stufen zum Wasserbehälter nieder, und half die Eimer heraufheben in die Tröge, aus denen die Heerde getränkt wurde. — Die Turkomannen unterhielten sich über ihn in verschiedener Weise. Manche lobten seinen Körperbau, seine weiße Haut, oder die Muskeln seiner Arme, die meisten aber blickten finster auf den Christensclaven, den sie haßten und verspotteten; ja Einer unter ihnen, ein großer, wildblickender Mann, der im meisten Ansehn zu stehen schien, spie ihn an und drohte ihm heftig, weil er nicht schnell genug das Wasser brachte.

Nadir führte ihn in das Zelt zurück, dort blieb er vor ihm stehen und sagte grinsend: »Osman Kebir ist Gülhanas Verwandter, er ist mächtig und wird Dich von

der Herrin bald zur Feldarbeit fordern. Dann, Christ, werden Deine guten Tage vorüber sein; Du wirst arbeiten müssen, wie der Zuchtstier arbeitet, und die Peitsche wird auf Deinem Rücken klatschen. — Osman liebt die Christen nicht, sie sind wie der Schakal raubsüchtig; es sind Hunde, die kein Erbarmen verdienen.«

»Was thaten sie Dir?« erwiederte Georg.

Der Neger schlug erbost die Hände zusammen. »Mir?« rief er. »Allen Kindern des Propheten thun sie Qualen an. — Es sind Reiter gekommen, welche uns Nachricht brachten, daß der große Sultan von Ikonium sein Haupt vor ihnen beugte, weil die Ungläubigen seine Stadt eingenommen haben. — Er hat Frieden machen müssen; wir aber machen keinen Frieden, wir geben keinen Sclaven heraus; wir kennen viele Orte im Gebirge, wohin kein Christ kommen wird. — Du wirst Deine Brüder nicht wiedersehen, Du wirst hier sterben, Christ.« — Er lachte laut auf und ließ den Bangenden allein.

11.

Eine Woche ging vorüber und eine andere folgte ihr, ohne daß sich in Georgs Zustand etwas geändert hätte. Seine Wunden waren geheilt, und noch immer überließ man es ihm, sich am Brunnen zu beschäftigen und über sein Schicksal nachzusinnen. — Zuweilen sah er Gülhana, doch immer nur auf kurze Zeit und in Begleitung ihrer Dienerinnen. Der Sclave schien ihrer Aufmerksamkeit nicht werth zu sein. — Endlich kam sie und

fragte gleichgültige Dinge, aber ihre Augen sprachen zu ihm eine Sprache, die der Orient mit seinen heißen Leidenschaften erfunden hat. — Ein Blick sagte ihm, sei vorsichtig, ein anderer, ich vergehe in Sehnsucht. Dann ließ sie die Jasminblüthe fallen, als Zeichen ihrer Liebe, und als sie ging und sah, daß er sie aufgehoben, streckte sie die Hand zur Sonne empor und deutete auf den tiefen Westen.

»Ich werde Dich sehen, wenn die Nacht kommt,« flüsterte Georg. Da lief ein brennend Feuer durch sein Herz und löschte alles andere Denken aus. Wie langsam vergingen ihm die Stunden, wie oft sah er zur glühenden Sonnenkugel auf, bis sie sich endlich senkte, und wie träge zogen die Thiere herbei, die er tränken sollte.

Osman stand am Quell, schmähte auf seine Langsamkeit und schalt ihn zornig. — »Warum trägt dieser Sclave keinen Eisenring um den Hals?« fragte er.

»Gülhana hat es nicht gewollt,« erwiederte Nadir.

»Ich aber will es!« schrie der Turkomanne. »Ich befehle Dir ihm morgen den Ring anzulegen.« — Nadir nickte beifällig, und Georg schwieg. Er war in dieses Mannes Gewalt.

Endlich kam die Dunkelheit. In den Zelten ward es still; die Hunde, losgelassen von ihren Ketten, umschwärmten das Lager, Schakal und Hyänen abzuhalten. — Leise öffnete der Franke die Zeltwand und schlich hinaus. Tod stand darauf, wenn man ihn erblickte, doch weit schrecklicherer Tod, wenn das Verbrechen an den Tag kam, zu dem er auszog. Auch die Tochter des Häuptlings würde ihm nicht entgangen sein.

Aber die Nacht war finster. Der Wind rauschte an der Bergwand hin, die müden Menschen schliefen alle, und Niemand bemerkte den flüchtigen Mann, der sich durchs Gebüsch wand und in die Grotte schlüpfte. Eine Hand ergriff die seine, weiche Arme umpfingen ihn, und zwei Lippen tranken gierig seine Küsse.

»Wonne meines Lebens,« flüsterte Gülhana, »wie viele Tage sind mir traurig vergangen, ehe ich den Muth fand Dich zu sehen. Ich bebte davor, daß mein Herz sich zu Dir, dem Christen, neigte, ich weinte über meine Schwäche, und flehte zum Propheten mir zu helfen.«

Und er hat Dir geholfen, Gülhana, Du bist hier.«

»Er hat mir geholfen,« erwiederte sie. »Im Schlafe erschien er mir in seinem goldnen, strahlenden Kleide. Sein strenges Gesicht war gütig anzuschauen; er neigte sich zu mir und segnete mich. »Sei getrost und muthig,« sagte er, »ich will ihn Dir zu eigen geben, den du liebst. Du sollst mit ihm lange in Frieden wohnen, sein Haupt soll in deinem Schooße ruhen, unter deinen Schleiern soll er schlafen, sein Arm soll sein dein Arm, sein Herz dein Herz, und einst will ich Euch zu mir rufen in mein Paradies voll ewiger Wonne.«

Georg hatte bei ihren Worten ein langes, wunderbares Leben durchlebt. Er in ihren Armen, er an Gülhanas Herzen, das er schlagen hörte, sah sich im Geist an der Spitze dieser Hirten, ihr Gebieter, ihr Fürst; er lag im Zelte hingestreckt, das Haupt in seines Weibes Schooß, und der Simum schoß giftig glühend darüber hin. — Palmen und Kamele, braune Kinder und nacktes

Gesinde sah er um sich stehen und lagern. Losgetrennt vom Menschenleben fühlte er die wilde Freiheit der Wüste in seiner Brust.

»Darum,« fuhr Gülhana fort, »gehe zu ihm, den du liebst, — so sprach der Prophet — und sage ihm, daß ich dich sende. Sage ihm: du bist mein Sclave, laß uns tauschen, ich will deine Sclavin sein. Nimm was ich habe. Nimm meines Vaters Haus, nimm seine Kamele, seine Rosse, seine Diener, nimm mich selbst, doch laß ab von deinem falschen Gott, bete zu Allah und seinem Propheten.«

Hätte Gülhana das plötzliche Schrecken sehen können, das Georg beben machte, sie würde inne gehalten haben. Aus allen seinen Himmeln war er emporgerüttelt. Er der Christ, der Kreuzfahrer, ausgezogen um des Heilands heiliges Grab den Heiden zu entreißen, er sollte den Erlöser verfluchen, zu dem Propheten beten, den er so oft lästern half? — Himmel und Hölle stritten in seiner Brust, da sprach Gülhana weiter: »Du liebst mich; du hast bei den Kindern des Propheten gelebt, sie und Allah haben Dir Leben und Gesundheit wiedergeschenkt. O! wie oft habe ich zu ihm gerufen, Dich zu schützen, und siehe, er ist Dir gnädig gewesen, er will Dein Glück. Morgen ist ein großer Tag. Osman Kebir, mein Vetter, hat den Stamm berufen. Er begehrt mich zum Weibe, seine Hand streckt sich nach meinem Erbe aus. Ich aber werde vortreten und sprechen. Ich werde sagen: Hier steht der Mann, den ich liebe. Er war ein Christ, nun aber betet er zu dem Propheten, wie Ihr. Darum ist

er kein Sclave mehr; er soll es nicht sein, denn ich schenke ihm die Freiheit; und weil sein Arm stark und tapfer ist, sein Auge kühn und mild, wie das Auge meines Vaters war, so wähle ich ihn zum Herrn mir und Euch.«

»O! Gülhana,« rief Georg schmerzlich.

»Zage nicht, Stern meiner Augen,« fuhr sie zärtlich fort. »Osman ist wild und stark, aber er hat wenige Freunde. Er versteht die Kunst, giftige Getränke zu bereiten, doch ich werde Dich behüten. Ich werde meinen Traum erzählen und im Namen des Propheten sprechen; Alle werden niedersinken und Allahs Willen preisen. — Und Du,« sagte sie nach einer Stille, indem sie die Arme um ihn schlang, »Du wirst auf immer mein sein. — Als Du im Fieber lagst, saß ich bei Dir. Deine Hände flogen wild umher und faßten ein Kreuz auf Deiner Brust. Ich nahm es von Dir, da wurdest Du ruhig. Es war ein böser Zauber, der Dich bedrückte. — Gott ist groß und allmächtig, rief ich, und weit schlugst Du die Augen auf und sprachst mir nach: »Gott ist groß und allmächtig!« So hast Du Dich ihm geweiht und dem Propheten, der Dir nahe war.«

»Wo ist das Kreuz? Wo hast Du es gelassen?« rief Georg.

»Hier ist es,« sagte Gülhana, und aus dem Körbchen, das am Boden stand, nahm sie es und berührte mit Abscheu kaum die Matte, in der es lag. »Nimm es, wirf es weit fort, verbrenne oder vergrabe es; dann wird der letzte Zweifel in Dir erlöschen, dann wirst Du frei von allen Schmerzen sein.«

In diesem Augenblick erhoben die Hunde vor dem Lager ein wildes Gebell und Geheul. Rosse wieherten und Menschenstimmen schrien in der Ferne. Die langen, grellen Töne eines Horns ließen sich hören.

»Fort,« rief Gülhana, »fort, entfliehe! Es kommen Fremde, uns droht Gefahr. Aber morgen, Geliebter, morgen!« — Sie eilte an die Quelle hin, Georg sprang ins Gebüsch, das Lager der Turkomannen war in einem Augenblick erwacht. Die Hirten mit ihren Waffen, ihren Weibern und Kindern sprangen aus den Zelten und nur der Nacht und der Verwirrung hatte es der Sclave zu danken, wenn er unbemerkt entkam.

Bald brannten Fackeln auf dem Platze, das Volk sammelte sich dort um einige Reiter, welche mitten unter ihm hielten, laut und lebhaft sprechend. Es waren Kriegsmänner, vollständig zum Kampfe gerüstet. Was sie sagten, verstand er nicht, aber an dem wilden Geschrei der Turkomannen hörte er wohl, daß es keine gute Botschaft sei. — Endlich sprach Osman Kebir mit drohenden Geberden und höhnischem Lachen. Er streckte seinen Arm aus und schüttelte ihn, als halte er ein Schwert, dann bot er den Reitern die Hand zum Gruß, nöthigte sie in sein Haus und der Schwarm verlief sich; nach und nach ward es wieder still, wie es gewesen.

Georg warf sich auf sein Lager, als er Schritte hörte. Nach einer Weile trat Nadir herein, horchte auf seine Athemzüge und sagte dann verächtlich: »Der Hund, er schläft, aber er wird mit Entsetzen erwachen. Er weiß nicht, daß seine Brüder, die falschen Christen, heranziehen

und daß des Sultans Abgesandte uns warnten. Morgen, wenn die Sonne kommt, ziehen wir in die Berge und dieser Sclave soll eine hübsche Kette tragen, ich habe die beste und dickste ausgesucht.«

Und wieder ging eine Stunde hin, als Georg leise von Neuem aufstand. Er hatte seine Entschlüsse gefaßt. An dem Pfeiler, der das Zelt trug, hingen die Fetzen seiner ehemaligen Kleider als Siegestrophäen, dort hing sein Dolch und sein Helm. — Leise ergriff er beides und trat in die Finsterniß. Leise schlich er durchs Gebüsch am Brunnen hin über Gräben und Hecken, und wie er die Luft der Freiheit athmete, rannte er in die Wüste hinein, bis er ermattet auf dem Hügel stand und einen leichten Blick über das Lager werfen konnte. Die Sterne schienen hell, er konnte die Spitzen der Zelte erkennen. »Lebe wohl, Gülhana,« rief er, »lebe ewig wohl!« Mit diesen Worten eilte er in das weite todte Sandmeer, entschlossen zum Tode, doch ungewiß, wo und wie er sterben solle.

Als der Morgen kam hatte er einen weiten Weg gemacht. Er sah nichts um sich als verbranntes Gestein, eine entsetzliche Öde. — Aus dem beweglichen Staube stiegen Kalklager auf, in welchen schwarz und zerbrochen sich tiefe Spalten öffneten. — Scharfen Auges musterte er den Horizont, und mit Schrecken erblickte er an dessen äußerstem Rande kleine bewegliche Punkte. Er erkannte Reiter, welche hin und her sprengten. Schnell warf er sich nieder und kroch in eine der tiefsten Höhlungen. — Die Sonne schien glühend nieder, kein Luft-

hauch kühlte ihr Feuer, kein Laut des Lebens ließ sich hören und des Flüchtlings Lippen verbrannten, seine Lungen dörrten aus, er athmete die glühende Luft des erhitzten Felsenspalts und rang mit Qualen, welche nach und nach ein wahnsinniges Verzweifeln hervorbrachten. — Endlich sprang er auf und ergriff seine Waffe. »Ich will fort,« rief er, »mag mich treffen, was mich treffen kann. Besser unter Pfeilen und Schwertern sterben, als hier verschmachten.« So kletterte er empor und stieß einen Schrei aus, als er auf seinen Füßen stand.

Kaum eine Meile von ihm ringelte ein ungeheurer Heereszug durch das Land, wie eine Schlange ringelt, ein schmaler beweglicher Streif, dessen Ende noch in weitester Ferne sichtbar war. Aber er konnte Fahnen erkennen, Banner, Führer und die Sonnenpfeile prallten von blitzendem Stahl zurück. Es war das Kreuzheer, Georg konnte nicht daran zweifeln, und mit einem Freudenruf, mit Thränen und gehobenen Armen sprang er von den Kalkklippen nieder und näherte sich den Freunden und Brüdern, die ihm entgegeneilten.

»Welche seltsame Gestalt ist das?« sagte der Kaiser und deutete auf ihn. »Ich sehe einen Menschen, behelmt wie ein Christ und in weißer Decke, nackt und wild, wie ein Turkomanne.«

Da erhob sich großes Geschrei von denen, die ihn erreicht hatten. Es war des Kaisers Leibwache, viele erkannten den, welchen sie als todt längst beklagt, und einer der Wappner ließ ihn aufsitzen und brachte ihn so zum Kaiser und der Ritterschaar an seinen Seiten.

Der Fremdling nahm den Helm ab, da erkannte ihn Herr Markward zuerst. »Georg!« rief er, »Du lebst!« und er sprang ihm helfend bei. »Mein hoher kaiserlicher Herr,« sprach der Erschöpfte tiefathmend und sich haltend. »Durch Gottes und des Erlösers Huld bin ich frei geworden, aber nahe am Verscheiden.«

»Wer ist es?« fragte der Kaiser. Aber im nächsten Augenblick fuhr er fort: »Du bist der wackere Jüngling, der nach der Schlacht in der Wüste vermißt wurde. Gebt ihm, was vorhanden ist, um seinen Durst zu stillen.«

Man brachte einige Früchte und den Rest von Wasser aus einem Schlauch, das, so schlecht es war, ihn doch erquickte, und nun begann er die Erzählung seiner Schicksale, welche der Kaiser aufmerksam hörte. »Ein Thal mit Wiesen, Bäumen und Quellen,« rief dieser, als Georg geendet hatte. »Wie weit ist es? Wo ist es gelegen?«

Der Knappe gab darüber Bescheid, und daß es an den Abhängen des Taurus, vielleicht sechs Stunden entfernt liege.

»Getraust Du Dir es aufzufinden?« fragte der Kaiser.

Georg musterte die fernen Gipfel des Gebirgs. Er erkannte den darunter, welcher gerade hinter dem Thale aufstieg, und sagte: »Ich kann es.«

»Was Du in sechs Stunden liefst,« sprach der Kaiser, »können Reiter in vier zurücklegen. — Auch wir er-

liegen dem Durst, dort finden wir, was wir brauchen. Wir werden dort sein, ehe die Sonne sinkt. Gebt ihm ein Pferd.«

Da wurde dem Wegweiser ein Roß gebracht und siehe, es war das edle Thier aus Ungarn, das er sich gewonnen. Reiterlos zum Christenlager gelaufen, hatte es der Herr von Wiesenbach für sich genommen und gab es jetzt seinem Eigenthümer zurück sammt Koller, Helm und Schwert.

Der Kaiser sammelte, was er an Rittern besaß, und er selbst an der Spitze dieser auserwählten Schaar folgte dem Knappen, der ihnen den Weg zeigte. Noch immer ungebeugt, kräftig und hellen Auges saß der alte Held zu Rosse und achtete der Wüste Staub und Hitze so wenig, wie seiner Feinde zahllosen Schwarm. — Er hatte unter den Mauern von Ikonium den Sultan aufs Haupt geschlagen, die Stadt erobert, eine ungeheure Beute erworben und Kilidge Arslan gezwungen Geißeln zu stellen. — Jetzt hörte er von Georg die neue Tücke, durch welche den Hirtenstämmen Flucht und Landesverderbniß anbefohlen wurde, aber er lachte dazu und sprach: »Laßt sie dräuen, jetzt ist die Gefahr vorüber. — Die Wüste liegt hinter uns und nur dies Gebirge trennt uns noch von dem fruchtbaren Syrien. Über diese Berge aber wird uns Gott auch helfen und dann haben wir das Ziel erreicht. Die heilige Stadt ist unser, ewiger Ruhm und Preis erwartet uns.«

Je weiter sie ritten, um so gewisser war Georg sei-

ner Sache. Er erkannte an einzelnen Markzeichen den Weg, auf welchem er entflohen, und plötzlich sahe er den Hügel vor dem Thale, dann sprang der Fels darüber hervor und nun lag die grüne Oase vor den Augen der erschöpften Christen.

Da stimmten sie eine Lobhymne an und der Kaiser rief: »Wohlauf, Ihr Herrn, hier ist Wohlsein, hier finden wir Futter und Wasser in Überfluß und nicht den köstlichsten Wein möchte ich um einen frischen Trunk nehmen. Wo ist der Born Gesell?«

»Dort unter den Bäumen, mein hoher Herr,« erwiederte Georg, der forschend durch das Thal geblickt hatte. Es war leer, die Zelte waren alle verschwunden, der Hirtenstamm entflohen, die Erntefelder verwüstet. Aber die Ebene voll Gras war geblieben sammt dem Brunnen unter der Felsenwand.

Und Herr Markward nahm schnell einen Trinkbecher von Gold, mit edlem Gestein kostbar geziert. Mit diesem sprang Georg die Stufen hinab, wo er gestern noch die schweren Kameleimer auf und nieder getragen und Mißhandlungen erduldet. Der Spiegel des Quells schimmerte wie Krystall, da schöpfte er das kühle Naß und brachte es dem Kaiser dar.

»So laßt uns trinken und ruhen,« sprach dieser. »Dieser Trank perlt wie goldener Rheinwein, möge er uns munden und bekommen gleich ihm.«

In diesem Augenblick erschien auf der Spitze des Felsens eine weibliche Gestalt. Vom Sonnenlicht umstrahlt, hatte sie ihre Schleier zurückgeschlagen und zeigte

frei ihr schönes angsterfülltes Gesicht. — »Kreuz!« rief sie in verständlichen deutschen Worten und ihre Hand deutete auf Georg, dessen Brustharnisch das große Kreuz des Christenthums trug: »o, Kreuz! wende dich von dem Borne!« Plötzlich sprang eine zweite Gestalt hervor, ein Mann, der das bloße Schwert in der Faust trug, und riß das Mädchen zurück.

»Gülhana!« schrie Georg zu ihr auf. Doch von einem schrecklichen Gedanken ergriffen, dessen Wahrheit über ihn kam, wandte er sich um und warf mit einem raschen Schlage den goldenen Becher aus des Kaisers Hand.

»Halt ein, mein hoher Herr,« rief er, »Du trinkst den Tod! der Quell ist vergiftet.«

Ein Hund war inzwischen unbeachtet die Stufen hinabgelaufen, jetzt kam er zurück, winselte, taumelte und fiel in Zuckungen nieder.

Da blickte der Kaiser zum Himmel auf, lange schweigend und die Hände faltend. »Du großer, gnadenreicher Gott,« sprach er dann ernst, »Du willst, daß Dein Werk durch meine sündige Hand vollendet werde.« — Er stieg vom Rosse und legte seine Hand auf Georgs Haupt. »Ich danke Dir,« sagte er, »Deines Kaisers Dank soll Dein Leitstern sein für ein langes, rühmliches Leben, und daß Dein Thun verewigt werde in dem Gedächtniß der Menschen, so knie nieder.«

Er zog sein Schwert, Georg sank aufs Knie.

»Knie nieder,« sprach der Herrscher, indem er seine Schulter berührte, »und erhebe Dich als Ritter Kreuz

wende Dich vom Borne! — denn Kreuz vom Borne sollst Du heißen und so lange Dein Geschlecht von Gott gesegnet auf Erden wandelt, soll es diesen Namen tragen.« Darauf nahm der Kaiser die goldene Ehrenkette ab und hing sie dem neuen Ritter um. Er küßte ihn auf Wangen, Stirn und Mund und ermahnte ihn fromm, stark und tugendhaft zu sein; Herzog Friedrich von Schwaben aber fiel ihn um den Hals und gelobte ihm Freundschaft und Rittertreue, deß zum Zeichen gab er ihm sein Schwert, eine Rüstung und schnallte selbst die Sporen ihm an. —

Freude und Lobeserhebungen hörte man nun überall; jedoch am freudigsten von allen war der alte Herr Markward, der wußte des Schmeichelns und Rühmens kein Ende.

12.

Bald waren andere lebendige Quellen aufgefunden, und das ganze Heer der Christen rastete hier zwei volle Tage. — Gleich als Gülhana verschwand, hatten einige der schnellsten Krieger den Fels zu erklimmen gesucht, als sie aber die Höhe erreichten, sahen sie auf dem langgestreckten Sattel derselben einen Trupp berittener Turkomannen schon von fern auf der Flucht, und versicherten sich bald, daß kein Feind mehr in der Nähe sei. Und überall ward es schnell bekannt, wie dem Kaiser das Leben erhalten, überall pries man es als ein Wunder, und Lob und Ehren strömten auf den kühnen Ritter vom Borne, den der Herr sich zum Werkzeug ausersehen.

Georg war auch von dem Wunder fromm entzückt, das hier geschehen; denn Wunder schien es ihm, daß Gülhana, die während ihres Zusammenlebens wohl manche einzelne deutsche Worte von ihm erlernt, von Gottes Gebot getrieben wurde zu sprechen und ihn zu warnen. Der Gott der Liebe hatte das Wunder vollbracht.

Osman, der den Born vergiftet, hatte sich auf dem Fels verborgen, um die Wirkung seiner argen List zu belauschen. — Da erkannte Gülhana den Flüchtling, und ihr Herz vereitelte die Rache.

Wie nun auch Georg ihr Schicksal betrauerte, er fühlte sich doch glücklich und froh, und dankte der gnadenreichen Jungfrau ihn vom Wüstenleben und aus den Liebesarmen eines Turkomannenmädchens erlöst zu haben. In seiner neuen Ritterwürde vermehrte er die Schaar des Kaisers, welcher ihm Sold zahlen ließ und Sorge um ihn trug. — Der Krieg hatte die Reihen der Kreuzfahrer gelichtet, aber noch war das Heer gewaltig, und wie es immer geht: den Mühseligkeiten unterlag der schwächere Theil, der Kern aber war bewahrt geblieben, und dieser bestand aus so tapferen sturmerprobten Männern, daß Kaiser Friedrich wohl hoffen durfte, mit ihm eine Welt zu erobern.

Von den Siegen dieses Heeres war aber selbst der edle, stolze Saladin erschreckt. Scheuen Blicks kamen seine Boten und Kundschafter zurück, und erzählten was sie gesehen. Sie erzählten von den Schlachten und Niederlagen des Sultans von Ikonium, von der unwiderstehlichen Stärke dieser Deutschen, von Männern, die ihr

Schwert mitten zerspalten, aber sie erzählten auch von ihrer Geduld in Drangsalen, von ihrer Lagerzucht, von ihrem Gehorsam für des Kaisers strenges Gebot, und endlich von diesem selbst, von seinem Alter und seiner Jugendkraft, seiner Weisheit und seinem ehrfurchtgebietenden Antlitz.

Saladin, der gesagt hatte, die Christen möchten kommen, er wollte sie empfangen wie sie es verdienten; er sandte dem Kaiser jetzt eine neue Gesandtschaft zu, eben als das Heer über den Taurus stieg, und ließ ihm sagen, er sei bereit sich seiner Billigkeit zu unterwerfen; möge er als tapferer Mann und Richter sprechen in dieser Sache.

Nun stieg das Heer nach Antiochien nieder, und ein Taumel des Entzückens ergriff alle Herzen, als sie die ersten christlichen Kreuze am Wege sahen. — Endlich waren sie bei ihren bedrängten Brüdern, welche mit grünen Zweigen, mit Fahnen und Kirchengesängen ihnen entgegenzogen. Ein Jeder hielt das Schwerste für gethan, ein Jeder trug die Siegesgewißheit in der Brust, das machte sie so unbezwingbar.

Nun brach das Heer von Seleucia auf und setzte über den Kalykadnus. Der Strom, von Regengüssen angeschwollen, floß schäumend und wirbelnd in seinem Bett. Die Brücke war eng, der Zug lang. Fuhrwerk und Kranke verstopften den Aus- und Eingang, ärgerlicher Aufenthalt war überall.

Herzog Friedrich drang mit dem ersten Schlachthaufen hinüber, der Kaiser aber weilte und ordnete bei den letzten; sein Auge war überall, und als er zu der Brücke

kam und hinüber wollte zu seinem Sohne, konnte er mit seinem Gefolge nicht durch die dicht gedrängte Pilgerschaar.

Ungeduldig und muthig wie er war, warf er einen Blick auf den schnellen Strom, und leitete dann sein Roß das steile Ufer hinunter.

»Halt, Herr, halt!« rief der Freiherr von Wiesenbach, und Graf Florenz von Holland war noch schneller, denn er spornte sein Roß, daß es dicht bei dem Kaiser war.

»Was wollt Ihr thun, Herr Kaiser?« sagte er. »Um Gott! hütet Euch, wir kennen das Wasser nicht, es scheint tief und tückisch.«

»Laß meine Zügel los, Graf Florenz,« erwiederte der Kaiser unwillig. »Soll ich Stunden lang hier warten, bis Platz auf der Brücke wird? Wer mir nicht folgen will, bleibe zurück, ich bin oft schon über bösere Wasser geschwommen, dies Bad wird kühlend und heilend sein.«

Der Graf gehorchte, und das Pferd sprang mit einem weiten Satze in die Fluth. Die Wellen schlugen über ihm zusammen. Es war eine tiefe gefährliche Stelle, und als es sich emporarbeitete, war der Kaiser aus dem Sattel gerissen. — Ein tausendstimmiger Schrei des Entsetzens hallte von beiden Ufern wieder. Man sah das greise Haupt mit dem Helme, man sah eine Hand aus der Fluth ragen, funfzig Ritter stürzten sich in die Wellen, Georg war der Erste darunter. — Er warf sich vom Roß, bewehrt wie er war, tauchte tief nieder, und es währte nicht lange, so hatte er den kostbaren Raub dem

Strom entrissen, aber ach! schon war es zu spät. Nur der Leichnam des Gewaltigen lag auf dem Sande des Kalykadnus!

Der Jammer und die Verzweiflung der Christen war, wie Alle sagen, die als Augenzeugen dies beschrieben, mit nichts zu vergleichen. Unter Weinen und Wehklagen führten sie den großen Kaiser nach Antiochien, und begruben ihn dort mit Trauer und Festlichkeit. Nun aber zeigte es sich, daß Friedrichs Geist, sein Glück, sein Name allein dies Heer beseelt hatte. — Viele kehrten nach Europa zurück, zerstreuten sich, verkauften ihre Waffen. Die Lagerzucht löste sich auf, die Ordnung verschwand, der Überfluß in Antiochien führte zur Völlerei, und diese bewirkte eine Pest, an der der größte Theil des unbezwinglichen Heeres starb. Zehn Tausend nur von Allen konnte Herzog Friedrich nach Accon führen, und dort starb er selbst, dort endete auch der alte betrübte Markward. Als er seinem Pflegling zum letzten Male die Hand drückte, sagte er mit leiser Stimme: »Du hast nun nichts mehr hier zu thun, Georg, zieh heim und grüße den alten Wolf. — Der Kaiser ist todt, Friedrich von Schwaben, der junge Held, o weh! daß er ihm so bald folgen mußte, sie sind Alle dahin; so begrabe mich denn auch und geh.« — So starb er und ward begraben.

13.

Jeder weiß, wie unglücklich dieser Zug endete, wie Herzog Leopold von Österreich der letzte deutsche Fürst

war, der im heiligen Lande focht, und wie er von dem rohen König Richard von England beschimpft wurde. — Die Eroberung von Accon wartete der Ritter vom Borne aber nicht ab; er schloß sich einer Pilgerschaar an, die heimwärts zog, in Tyrus zu Schiffe stieg, und nach mancherlei Irrfahrt und Beschwerde in Venetia landete. Mit anderen zog er dann, als das Frühjahr kam, weiter über die Alpen ins deutsche Land, und endlich näherte er sich den heimathlichen Wäldern, endlich sah er, als die Sonne niedersank, zwischen den Wasserspiegeln der Havel die Thürme des Schlosses aufsteigen, und ein unheimliches banges Gefühl verdrängte alle Freude.

Er kam zurück als ein Ritter und Edler, mit Ruhm bedeckt, und trotz seiner Jugend glänzte die Ehrenkette tapferer Thaten auf seiner Brust. Er hatte nun einen Namen, der größte aller Kaiser hatte ihn hochgeartet und wacker genannt, auch kam er nicht arm zurück, denn er brachte reiches Gut heim und einen Schenkungsbrief, durch welchen er Markwards Erbe war. — Die Hohenstaufen herrschten noch, Kaiser Heinrich, den er in Italien gesehen und gesprochen, hatte ihn hoch belobt und ihm zugesagt, Leute und Land zur Lehn zu geben. Aber konnte, wenn dies Alles auch in eine Wagschale geworfen wurde, konnte dies die andere emporheben, daß das Zünglein sich zu ihm neigte?

Wie schwer wog die Tochter des Erbgrafen von Dornburg, wie viel schwerer ihres Vaters eiserner Wille?

Unruhigen Herzens ritt Georg weiter, und mit jedem Schritt seines Pferdes ließ er so viel von seinen Hoffnun-

gen zurück, daß fast nichts mehr übrig war, als er an den Weg zum Schlosse gelangte. Unter den alten Weiden hielt er an. Die Bäume, die Blumen und Gräser grüßten ihn als alte Bekannte. Zwei Jahre waren seit dem Tage verlaufen, wo er zum letzten Male sie sah, und sie blühten und grünten wieder wie damals. Leise winkten sie ihm zu, winkten ihn schwankend näher und flüsterten heimliche Worte zu ihm empor. — Er erinnerte sich, wie er hier mit Siegelind gegangen, wie sie dort geruht, wie er am Grabenrand aus dem Schilf ihr die ersten wilden Kinder des Frühlings geholt, und wie aus ihren dankenden Augen die Liebe wunderbar und sehnsuchtsvoll in sein Herz geströmt war. — »Und wo ist sie jetzt?« rief er klagend. »Ach! Siegelind, unglücklicher bin ich als damals, und zweifelnd steht mein Fuß an Deiner Schwelle, zitternd vor dem Urtheil, das vielleicht meiner wartet.«

Die Diener des Ritters kamen mit den beladenen Pferden, und ihnen hatte sich ein alter Reisiger angeschlossen, der in Kappe und Koller von einem Dienstgeschäft zurückkehrte. — Georg wendete sich zu ihm; es war der alte Wolf.

Der Mann nahm seine Mütze ab und grüßte den Fremden. Dämmerung lag unter den Bäumen, Wolfs Auge war blöde geworden, er kannte seinen Pflegling nicht sogleich, der mit tiefer Stimme sich nach Weg und Herberge erkundigte.

»Ihr wollt uns doch nicht vorüberreiten, edler Herr?«

sprach der Waffenmeister. »Übel würde das der Graf von Dornburg empfinden.«

»Der Graf wohnt also hier?« fragte Georg.

»Er wohnt hier seit Jahren,« fuhr Wolf fort. »Ihr werdet ihm hoch willkommen sein.«

»Glaubst Du das?« rief der Fremde. Der Ton seiner Stimme drang in Wolfs Herz.

Aber der Ritter trieb sein Pferd vorwärts. Der alte Wappner blieb zurück und schüttelte den ergrauten Kopf. »Wie heißt Euer Herr?« fragte er. — »Kreuz vom Borne; das ist ein Name, den ich nie gehört habe.«

Nun ritten sie über die Brücke in den Schloßhof. Geschäftige Diener sprangen herbei, Wolf hielt den Bügel des Fremden und sah ihm prüfend ins Gesicht. Er zitterte und wagte nicht zu reden.

Sie gingen ins Thor hinein und stiegen die Stufen aufwärts zu dem Gemach, da schlug der Ritter plötzlich beide Arme um seines Pflegevaters Brust und sagte mit leiser Stimme: »Nun weißt Du, wer bei Dir ist, lieber alter Wolf, ich seh Dir's an, Du hast Deinen Sohn erkannt. Doch jetzt geh zum Grafen hinein. Sage ihm, ein Pilgersmann aus dem Morgenlande sei gekommen, er bäte um eine gastliche Stelle.«

Einen Augenblick hielt der alte Mann die Hände Georgs fest und schaute ihn mit leuchtenden großen Augen an, dann ging er, ohne ein Wort zu erwiedern, zum Grafen.

»Ein edler Herr ist ins Schloß geritten,« sagte er, »ein Pilger, der vom heiligen Grabe kommt.«

»Franz von Eichstädt,« rief der Schloßherr laut.

»Nein,« sagte der Waffenmeister, »er nennt sich den Ritter vom Borne und hier ist er selbst.«

Da trat der Pilger herein. Er hatte den Helm abgenommen und kaum hatte er einen Schritt gethan gegen den Grafen, der vom Stuhle aufgestanden ihm entgegen kam, als dieser ihn erkannte. »Georg!« rief er, »welch Glück, Dich wieder zu sehen! diese Freude wiegt vielen Kummer auf. Kommt herbei, kommt Alle herbei!« Er schlug heftig in die Hände; da öffnete sich das Nebenzimmer, und heraus trat die Gräfin, ihr folgte Johannes, und endlich, bleich, doch schön, wie sie Georg verlassen — Siegelind.

Als sie auf der Schwelle stand, fiel der letzte Strahl der Abendsonne roth und voll herein. Er fiel auf Georg und umglänzte sein Gesicht, seinen Ritterschmuck und die goldene Kette des Kaisers. — Da hörte man einen lauten Schrei der Freude und der Sehnsucht, und ehe ein Anderer helfen konnte oder hindern, war der Ritter vom Borne bei der sinkenden Gestalt, die er in seinen Armen hielt, sie an sein Herz drückte, ihre Lippen küßte und ihre Thränen von den Augen; denn seiner Liebe schöner Wahnsinn achtete nichts mehr an Sitte und Gesetz der Menschen. Er wunderte sich auch nicht, daß der stolze Graf von Dornburg dazu zu lächeln schien und seinen Arm um seine Hausfrau legte, als sei er beglückt und wohlbefriedigt; auch sah er nicht, daß Johannes die Hände faltete und den Blick gen Himmel hob; er sah allein das blasse, liebliche Gesicht, das erschöpft an dem seinen athmete und

weinte, und er sprach mit der Entschlossenheit, die das Selbstbewußtsein giebt: »Geliebte Siegelind, ich habe erfüllt, was ich geschworen. Nun bin ich zurückgekehrt als ein Ritter, der würdig ist, seine Hand nach solchem edlen Preis auszustrecken. Auf meinem Herzen ruht das Kreuz, das Du mir als Amulet mitgegeben. In Treue habe ich es getragen, in allen Gefahren hat es mich stark gemacht und wohl behütet. Der unsterbliche große Kaiser aber hat diese Kette auf meine Brust gehängt, er selbst hat mich und mein Geschlecht gesegnet, dem er den Namen gab. Und dieser Name wurde durch gute Thaten verdient. Hier bin ich nun, hier stehe ich und bekenne meine große Liebe, hier halte ich Dich an meinem Herzen, will man Dich von mir reißen, so muß es an mein Leben gehen.«

Da lachte der Graf von Dornburg. »Das ist ein Freiersmann,« sprach er, »in der einen Hand hält er die Braut und die andere legt er an sein Schwert und fordert uns zum Kampf heraus. — Nein, Georg, nein edler Ritter vom Borne, so weit soll es nicht kommen. Lege Dein Schwert ab, mein Sohn, und gieb mir die andere Hand, daß ich sie festhalte und Dich segne. — Siegelind ist bleich geworden wie eine Lilie, mache eine Rose aus ihr.«

»Jesus, mein Heiland?« rief Georg von der Freude getroffen, »wendet sich so mein Fürchten in Glück?«

»Diesem hier danke vor Allen,« sagte der Graf und deutete auf Johannes. »Er vertraute mir die Ursache des Grames, an dem mein Kind krankte. Er und meine

Hausfrau, welche Dir immer wohl wollten, brachten es dahin, daß ich ein Gelübde that, ich wollte meine Siegelind nicht verderben ihrer Liebe wegen. Nun bist Du zurückgekehrt als ein Ritter und Edler, so sollst Du nun auch mein Sohn sein, trotz ihrem früheren Gelöbniß an den Junker von Eichstädt.«

»Der sendet Euch seinen letzten Gruß durch mich,« sprach Georg. Er erzählte und Alle hörten ihn mit Rührung an, bald aber kehrte die Freude zurück; der Segen der Liebe zog in die Hallen des Schlosses ein wie in die Herzen seiner Bewohner. — Schon am nächsten Tage begannen Siegelinds blasse Wangen sich zu röthen und als nach einem Monate Johannes die Hände des glücklichen Paares in der Burgkapelle vereinte, blühte die schöne Braut wirklich, wie eine Rose blüht. So war denn überall Glück; und dies hat die beiden begleitet durch ein langes, reiches Leben. Auch der Stolz des letzten Grafen von Dornburg war befriedigt durch den Ruhm seines Tochtermannes, von dem bald im Lande weit und breit erzählt wurde. Am glücklichsten aber war der alte Wolf, der nach vielen Jahren noch die Kinder seines Pflegesohns auf seinen Knieen schaukelte und ihnen die Thaten und Schicksale ihrer Eltern erzählte. Denn zahlreich und schön war das Geschlecht Georgs und Siegelinds, der Segen des Kaisers wirkte darin weiter. — Das sind die Herrn vom Borne, geehrt und belobt durch viele Menschenalter und noch immer weiter blühend im reichen Stamm, den Gottes Gnade wachsen läßt auf Erden, wie der große Hohenstaufe es ihnen verheißen. —

Zu ſpät!

1.

Der reiche Fabrikant Hartberg hatte einen Gang durch seine Werkstätten gemacht und kam nachdenkend daraus zurück. An seinem schönen Wohnhause blieb er auf der Terrasse stehen, die in den Garten hinabführte, und überblickte sein Eigenthum. Die Fabrikgebäude mit ihren Dampfschornsteinen lagen zur Seite, er konnte durch die vielen großen Fenster bemerken, wie Räderwerke und Menschenhände arbeiteten, wie Alles in lärmender und doch wohlgeordneter Thätigkeit war. Heute aber belebte der zufriedene Stolz nicht, wie sonst, das Auge des klugen Kaufmanns, der als der erste Industrielle des Landes galt. Schnell glitt sein Blick darüber hin zur anderen Seite durch den Garten, über Orangenbäume, Treibhäuser, Blumenbeete und schöne Baumgänge, aus deren Schatten jetzt ein junger Mann trat, der, den Blick zur Erde gerichtet und die Hände auf den Rücken gelegt, sich langsam näherte.

Hartberg ging ihm entgegen und beide Männer schienen die Mißstimmung verbergen zu wollen, welche sie beherrschte. Das blasse Gesicht des jüngeren röthete sich, als er die dargebotene Hand ergriff; er erwiederte verlegen

den Gruß des Fabrikherrn und dieser zog ihn mit sich fort in den Bogengang von dichtem Weinlaub, der sie verbarg.

»Es ist gut, daß ich Dich treffe, Georg,« sagte er nach einigen gleichgültigen Worten; »ich wünsche mit Dir zu reden.«

»Dann begegnen sich unsere Wünsche, lieber Vater.«

»Ich weiß nicht recht, wie ich es anfangen soll, Dir Alles zu sagen, was ich gern möchte,« fuhr der alte Herr bewegt fort, »nicht, wie ich Dir meine ganze Liebe und Theilnahme ausdrücken will. Du bist der Sohn meines alten Freundes und Compagnons. Er starb, als Du ein Kind warst, ich habe Dich erzogen und bin stolz darauf. Keinen auf der Welt möchte ich lieber ganz meinen Sohn nennen, als Dich. Wenn das ein Trost für Dich sein kann, so nimm ihn mit auf die Reise, denn reisen mußt Du.«

»Gerne, lieber Vater,« erwiederte Georg, gerührt von der Zuneigung des alten strengen Mannes.

»Du sollst nach England gehen,« sprach dieser weiter. »Ich habe es längst gewünscht, daß Du es besuchen sollst. Deinen Fleiß, Deine Einsicht und Thätigkeit werde ich hier schmerzlich vermissen, allein Du wirst dort manches sehen und lernen, was dem Fabrikanten nützlich ist.«

»Ich erkenne Ihre Güte, lieber Vater,« erwiederte Georg, »und danke Ihnen. Ohne Zweifel wird diese Reise nicht ohne Vortheile für meine Bildung sein, ich werde lernen, und — ich werde vergessen,« fügte er leiser hinzu.

»Armer Georg!« rief Hartberg, »ich bedaure Dich.«

Der junge Mann richtete den Kopf stolz und erglühend auf. »Ich glaube,« sagte er, »daß alles Bedauern in dieser Sache verloren ist.«

Es lag ein Vorwurf in dem festen Tone seiner Stimme, den Hartberg sehr wohl verstand. Unruhig wendete er sich hin und her und rief dann nach einem Schweigen: »Du hast Recht, das Geschäft ist abgethan; der Wechsel ist angenommen, aber, Georg glaube mir, leichten Muthes habe ich ihn nicht unterschrieben.«

»Sie haben unterschrieben, das genügt.«

»Mit zitternder Hand und könnte ich die Schrift durchstreichen —«

»Es ist zu spät!« erwiederte Georg kalt.

In diesem Augenblick erschien auf der Terrasse eine junge schöne Dame, deren glänzende Locken im Winde flatterten. Ihr weißes Morgengewand, von einem himmelblauen Cashemir umhüllt, machte die leichte schwebende Erscheinung reizender. Kaum erblickte sie die beiden Verwandten im Garten, als sie die Stufen hinabsprang und sich ihnen näherte.

»Da kommt Agnes,« rief der alte Herr, und sein ganzes Gesicht drückte einen hohen Grad des Entzückens aus. »Mein liebes Kind, bist Du so früh schon munter? O, ich errathe es, die Freude, die Erwartung, hat Dich herausgetrieben. —« Er konnte nicht weiter sprechen; denn das junge Mädchen schlang beide Arme um seinen Nacken und bedeckte seinen Mund mit ihren Küssen.

»Mein Väterchen,« rief sie, »Freude und Schmerzen,

Kummer und Entzücken haben mich nicht schlafen lassen . . Ich dachte daran, wie es sein wird, wenn ich nicht mehr bei Dir bin, wenn ich Dich, die Menschen, die Blumen, die Bäume, alles, was ich kenne, und was mich seit den Kinderjahren umringte und erfreute, missen soll. Heute zum letzten Male tritt alles mit seinem bekannten Glück erinnerungsvoll vor mich hin und jenseits liegt eine fremde, unbekannte Welt.«

»Eine neue Welt und neues Glück,« sprach der Vater. »Ja, mein liebes, theures Kind, Gottes Segen über Dich! Doch was ist das? weint eine Braut an ihrem Hochzeitstage? Fort damit, gleich fort damit!« — Er küßte ihr zärtlich die Augen und sagte dann drohend: »Wenn Tamnau das sähe, was würde er denken!«

»Er würde wissen, was meine Thränen bedeuten,« erwiederte sie und sah suchend umher. — »Ist er noch nicht hier, lieber Papa? Er versprach ganz in der Frühe zu kommen.«

Der Fabrikherr lachte laut und vergnügt. »Da haben wir also die Lösung des Räthsels,« rief er. »Der Bräutigam verspricht mit dem letzten Sternenschein zu kommen und das treibt die Braut vor dem ersten Sonnenstrahl hinaus. Wie findest Du das, Georg?«

»Ganz natürlich,« versetzte dieser, »denn die Unruhe der Liebe ist eine Sehnsucht der Herzen, die wie Magnetnadeln rastlos umher irren, bis sie den Pol gefunden haben.«

»Das heißt den richtigen Pol,« rief Hartberg, »dessen Anziehungskraft nie endet.«

»Ist denn nicht das der richtige Pol, mein Väterchen,« erwiederte Agnes schalkhaft, »der der armen Magnetnadel ein so ungestümes Herzklopfen verursacht, daß sie immer und ewig zu ihm sich sehnen, von ihm träumen, an ihm hangen muß und durch Sonne, Sterne und Himmel nicht von ihm getrennt werden kann? — Doch nein,« rief sie lebhafter, »wie kann man den harten Stahl mit der Liebe des Menschenherzens vergleichen. — Das hast Du gethan, Georg, weil Du ganz und gar ein Magnetberg bist.«

»Und im Innern brennen vielleicht Vulkane,« rief der Fabrikherr dazwischen.

»Jetzt fällt es mir ein,« fuhr Agnes fort, »was ich vor einiger Zeit, ich weiß nicht genau, träumte oder irgendwo gelesen habe. Gieb mir Deine Hand, lieber Georg, und höre aufmerksam zu. Es fuhr einst ein Schiff in ein fernes Land, das hatte einen Helden an Bord und einen Weisen. Beide wollten eine Reise machen, der eine nach Abenteuern jagen, der andere die Welt erforschen. Sie kamen zu wilden Völkern, zu Riesen, Zwergen und Zauberern, und wenn der Held kämpfte und siegte, saß der weise Mann und dachte darüber nach, warum es so sein müßte und nicht anders geschehen könnte. Endlich hoch im Norden gelangten sie auch zu dem Magnetberg, der das Schiff mit fürchterlicher Gewalt an sich zog, bis alle seine Eisentheile endlich krachend sich ablösten und durch die Lüfte fort zu dem Magnet flogen. Der Held faßte den Weisen und schwamm mit ihm an's Land, und während er dies that, erklärte der Weise, wie es

zugegangen sei, daß Schiffbruch über sie gekommen. — Endlich erreichten sie den Berg, aber alle ihre Gefährten waren ertrunken, und es frug sich nun, wie sie selbst davon kommen sollten? Der Weise dachte lange nach, dann sagte er: »Es giebt keine Rettung. Dieser Magnetberg läßt nichts wieder los, was er hat.« — »Dort liegen Holztrümmer am Ufer,« rief der Held, »Seile von den Masten hängen daran. Wir wollen ein Floß bauen, alles, was Eisen an uns ist, fortwerfen; dann rudern wir nach der schönen grünen Insel, die ich fern am Horizont sehen kann.« — Der Weise aber wickelte sich fester in sein Kleid und sprach: »Thor, was nützt es, uns abzumühen? Weißt Du nicht, daß das Blut in uns Eisen enthält? Dein ganzes Hirn und Herz ist dem unglücklichen Magnet verfallen, der uns grausam verspottet und umkommen läßt. Er hat uns auf ewig zu seinen Sclaven gemacht, daran müssen wir untergehn und können nicht anders.« Bei diesen muthlosen Worten des Weisen richtete sich der Held stolz empor. Er fühlte Zorn und Stärke zehnfach in seinen Adern. Grollend rief er aus: »Will der Magnet uns so das Leben rauben, so wollen wir dem fühllosen Stein beweisen, was der Menschenwille vermag! Ich will nicht untergehen die Hände in den Schooß gelegt, unmännlich und verzagt.« Hierauf sprang er an den Strand hinab, verband die Balken, welche er fand, mit tüchtigen Stricken und hatte in wenigen Stunden ein starkes Floß bereitet. — »Komm,« rief er dem Gefährten zu, »begleite mich.« — »Nein,« erwiederte dieser, »warum sollte ich, wie ein Narr, mich quälen?

sei verständig und stelle Dein ohnmächtiges Widerstreben ein.« — Allein der Held ergriff die Ruder, er kämpfte mit Wellen und Strömung und mit dem Eisen in seinem Blut und Herzen, das ihn wirklich immer wieder zurück zu dem Berge zog. Endlich hatte sein Wille und seine Kraft Alles überwunden; er fühlte sich freier, leichter; sein Fahrzeug schoß rasch über die Fluthen dahin und bald lagen schöne glückliche Inseln vor ihm, wo ihn ein neues Leben erwartete. Der Weise dagegen sah zu spät ein, wie seine Weisheit ihn betrogen, er mußte jammervoll auf dem Magnetberge enden.«

Während dieser Erzählung war Agnes den Gang in Begleitung Georgs hinabgegangen, der es nicht zu bemerken schien, daß die frohe Braut ihrem Vater ein Zeichen gab, zurückzubleiben. — Jetzt stand sie still und sah ihren Pflegebruder bittend an.

»Ich fasse den Sinn Deines Mährchens sehr gut,« sagte dieser ruhig, »allein, liebe Agnes, Du scheinst Dich über mich und meinen Character sehr zu täuschen. Ich bin eben so wenig ein Weiser, der die Hände in den Schooß legt, um zu sterben, wie an einen Magnetberg gestrandet.«

»Still, Georg,« rief das Mädchen und eine höhere Röthe färbte ihr Gesicht; »Du sollst in dieser Minute nicht heucheln und nicht lügen, ich will es auch nicht . . Wir haben uns lieb gehabt von Jugend auf und was unsers Vaters Hoffnungen waren, blieb uns nicht verborgen. — In wenigen Stunden bin ich nun Tamnau's Frau. Es hat nicht anders sein können, Georg, glaube

mir, obwohl ich selbst kaum weiß, wie es geschah. Warum sollen wir uns nicht ruhig in dieser Minute des Scheidens sagen, daß wir lange glaubten, das Leben vereine uns auf immer in Liebe? — Ich glaubte das, Georg, bis ich Tamnau kennen lernte, da erst wußte ich, o! verzeihe mir, daß ich Dich nie geliebt hatte. Als meinen Freund liebte ich Dich, Georg, doch nicht mit der Leidenschaft, die man Liebe nennt. So laß uns denn Freunde sein, lieber theurer Bruder, zürne mir nicht. Ich denke mir, daß auch Du einst wirst empfinden, was ich empfand; daß die ruhige Freundschaft, die wir Liebe heißen, von einer stürmischen Macht verdunkelt wird; ja, lieber Georg, daß ein neues Leben Dir in schönen glühenden Liebesträumen aufblüht.«

»Du warst immer eine kleine Schwärmerin,« sagte der junge Mann lächelnd, »nun macht die Liebe Dich ganz und gar zum Poeten. — In dieser letzten Minute, Agnes, will ich wahrhaft, wie immer, zu Dir reden. — Meine Liebe ist niemals eine unruhige Leidenschaft gewesen, noch wird sie je es sein können. Wie ich lieben kann auf Erden, so habe ich Dich geliebt, allein wer mag so gering von mir denken, daß ich meine Liebe noch feil biete, wenn sie sich zurückgewiesen sieht! — Seit der Zeit, wo Tamnau sich um Dich bewarb, wo ich bemerkte, daß seine Huldigungen Dir Vergnügen machten, habe ich einen Buchstaben des inhaltschweren Wortes nach dem andern ausgestrichen und nichts ist davon übrig in diesem Augenblick, als ein heißes Verlangen, Dich glücklich zu wissen.

— Meine Wünsche begleiten Dich, liebe Agnes, meine Freundschaft ist unwandelbar und wohl magst Du Recht haben, daß ein neues Leben mir neue Freude und neues Glück bringt; denn Gott sei Dank, ich gehöre, wie Dein Held, zu den praktischen Menschen, welche Willenskraft genug besitzen, um nicht so leicht zu verzagen.«

Agnes lächelte zu Georgs Worten ein wenig erzwungen. Es lag ein gewisses verletzendes Etwas für sie darin, das ihre innersten Gedanken berührte. Eine eisige Kälte drang aus dem, was der Mann sagte, von dem sie geglaubt, er sei durch ihren Wankelmuth tief und tödtlich angegriffen, und legte sich auf ihr Herz. — Georgs Ruhe bildete einen grellen Gegensatz zu ihrer Erregtheit, seine Erklärung, daß seine Liebe längst bis auf den letzten Hauch verschwunden, stach sonderbar schmerzend in ihre Brust und mit einiger Überwindung brachte sie es dahin, dem Gespräche eine leichtere Fassung zu verleihen.

»So wollen wir denn beide glücklich zu sein uns bestreben,« rief sie, »ich an Tamnau's Seite, der mit so inniger Zärtlichkeit mich liebt, Du vereint mit einem schönen, edlen Wesen, das es versteht, Dein stolzes Herz zu rühren.«

»Für's Erste,« erwiederte Georg, »werde Du beglückt. Ich dagegen stürze mich in Geschäfte, habe eine große Reise durch England vor und eigentlich gar keine Zeit, mich zu verlieben. Doch Alles ist jetzt abgethan unter uns, mein Schwesterchen: kommt Zeit, kommt Rath; Deinen Traum werde ich mir merken und kein Magnetberg soll je im Stande sein, mir Herzklopfen zu machen,

oder gar mich um's Leben zu bringen. So laß uns denn scheiden. Dort kommt der glückliche Bräutigam mit Kisten und Kasten, mich erwarten meine Arbeiter und hämmernde, schnurrende Maschinen, die nicht in Liebestönen sprechen.«

»Aber in zwei Stunden, Georg, wenn ich geschmückt bin, kommst Du?«

»Ich komme,« sagte er im Abgehen, »ich werde Dir den Myrthenkranz aufsetzen und Dein Brautführer sein.«

2.

Agnes blieb noch einen Augenblick stehen. »Wunderbar!« sagte sie; »o! wie gut ist es, daß er diese fühllose Ruhe besitzt, wie gut auch, daß ich mit meinen heißen Empfindungen nicht an ihn gekettet wurde.«

Ein junger eleganter Herr eilte jetzt auf sie zu. Die schönen und einnehmenden Züge seines Gesichts paßten zu dem großen stolzen Bau seines Körpers. Ein Bärtchen schmückte seine Lippen und durch Agnes Kopf flog in diesem Augenblick ein Vergleich zwischen diesem edelgestalteten Manne, den sie liebte, und den plebejischen Mienen Georgs, dessen ernster Kopf auf den breiten Schultern wie ein Nachtgespenst an ihr hinflog und im Entzücken ihres Glücks verschwand. Sie flog in Tamnau's Arme, dessen Küsse sie bedeckten, und der Vater stand lachend schon lange neben ihnen, ehe sie aus dem süßen Rausch erwachten.

»Kommt auf die Welt zurück, ihr Kinder, und

erholt Euch,« rief er den Liebenden zu. »Morgen ist auch noch ein Tag; es wollen viele gelebt sein.«

»Wäre nicht heute Hochzeit,« sagte Agnes, »so sollte ich böse sein, Rudolph, daß ich so lange Dich erwarten mußte.«

»Was hatte ich Alles zu besorgen,« erwiederte der Bräutigam zärtlich; »diese Kleider- und Modenkünstler unserer Zeit sind gar zu sorglos, sie versprechen, ohne Wort zu halten. Nun bin ich aber hier und mein Diener ist bepackt mit Allem, was Noth thut, laß mich denn sehen, theuerste Agnes, ob mein Geschmack Deinen Beifall hat.«

Er zog sie mit sich fort und Agnes hielt an der Hand den Vater fest. Tannau hatte die schöne Braut gebeten, ihm die Wahl ihres hochzeitlichen Schmuckes und Staates ganz zu überlassen. So ungewöhnlich dies war, so hatte es doch Reiz genug für sie, in dies Begehren zu willigen. Es spannte ihre Erwartungen und mit allen Andeutungen, welche manche frohe Stunde gefüllt, hatte er nichts verrathen. — Tannau, aus einer reichen und angesehenen Familie, der Sohn eines hohen Staatsbeamten, welcher vor einigen Jahren gestorben und seinem Erben schöne Güter hinterlassen hatte, war als einer der ersten Männer der Mode und des guten Geschmacks bekannt. — Nach seines Vaters Tode hatte er große Reisen gemacht, lange Zeit in Paris gelebt und auf der Rückkehr seine einzige Schwester besucht, die in früher Jugend an einen kränklichen ältlichen Mann verheirathet, nach

unglücklicher Ehe so eben das Witwenkleid angezogen hatte. Nun war er seit sechs Monaten in der Hauptstadt wieder erschienen, wo er bald der Mittelpunct glänzender Feste wurde. — Auf einem derselben lernte er die Tochter des Fabrikanten kennen, den der Ruf als Millionär pries. Tannau verwandelte das alte Haus seines Vaters in einen modernen Palast; sein Reichthum, seine Freigebigkeit, sein Geschmack, seine Liebenswürdigkeit mit feinen Sitten machten ihn zum Gegenstand der Bewunderung und der Hoffnungen und er selbst so schön von Körper, der Tongeber aller Moden, erschien als einer jener Lieblinge der Götter, denen nichts versagt ist, was den Sterblichen gewährt werden kann: Jugend, Schönheit, Reichthum, Gesundheit und Glück!

Jetzt stand er neben der Braut und deckte lächelnd das Tuch von dem blumenbesetzten Korbe, der die reichen Feierkleider enthielt. Welche Fülle von Spitzen und Kanten, von reichgestickten Roben, von theuerem herrlichen Putz! Agnes schöne Augen funkelten vor eitler Wonne, als das zierliche Kleid von schwerem weißen Seidenstoff vor ihr hing mit seinen Besätzen lebendiger Myrthe. Tannau schmückte sie mit dem alten Familienschmuck seiner Mutter und sie ließ es geduldig geschehen, als er aber auch den Kranz in ihre Locken drücken wollte, hielt sie ihn zurück. Sie dachte an Georg.

»Halt ein!« rief sie, »das ist ein geheiligtes Amt, Du sollst es nicht verrichten. — Man überliefert dem Bräutigam die geschmückte, bekränzte Braut und darf nicht von der alten Sitte abweichen, nicht mit den feinen

Blättern und Blüthen scherzen, in denen ein geheimnißvoller Zauber ruhet.«

»Und welchen guten Zauberer hast Du denn ausgesucht,« erwiederte Tamnau scherzend, »der mit kabalistischen Zeichen und Sprüchen den Kranz und unsern Bund segnen soll?«

»Niemand anders als meinen Bruder Georg, der es begehrte,« rief die Braut, und ohne daß sie es hindern konnte, lief ein dunkles Roth plötzlich über ihr Gesicht. Sie erglühte noch stärker, als Tamnau sie verwundert ansah, plötzlich aber ging diese Verwunderung in ein spöttisches Zucken seiner Lippen über. Er schien Mühe zu haben, seine Lust zum lauten Lachen zu beherrschen, und fuhr mit der Hand über Stirn und Haar, seine Regungen dahinter zu verbergen.

»In der That,« sagte er dann, »ich bin dem Jugendfreunde meiner lieben Agnes vielen Dank schuldig für diesen Beweis seiner Ergebenheit und mache ihm gern Raum. Welch ein edles Herz verräth diese Forderung! Georg muß ein herrlicher Mensch sein, es erweckt mein Bedauern, daß wir bisher uns so wenig genähert haben.«

»Da haben Sie Recht,« fiel der Vater ein, »Georg ist ein tüchtiger Mann; er ist mein Stolz und meine Freude so gut wie Agnes; und im Geschäft, in Kenntnissen und Erfahrungen erreicht ihn so leicht Keiner. Wie Schade —« hier schwieg er und machte ein erschrockenes Gesicht über das, was er verschluckte. — »Liebe Kinder,« rief er dann laut und faßte Tamnau's und seiner Tochter Hände: »nehmt denn meinen Segen, der Himmel wird

Alles wohl fügen und nun, ehe die Brautjungfern, oder Fräulein, wie man jetzt wohl sagen muß, und Gäste kommen, die uns stören, noch ein Paar Worte zu Euch, welche häusliche Sachen angehen.«

»Was ich an irdischen Gütern besitze, gehört meiner Tochter nach meinem Heimgange, allein auch Georg hat gerechte Ansprüche. Seines Vaters bedeutendes hinterlassenes Vermögen ist ganz in meinem Geschäft, und ich habe gewissermaßen ein Unrecht gut zu machen; denn diese Capitalien ließ ich, nachdem der Tod das Compagnie-Geschäft auflöste, als Hypothekenschuld auf meine Grundstücke eintragen. Das Geld benutzte ich weiter und benutze es noch, ohne daß Georg bis jetzt Rechenschaft begehrt hätte, obgleich er seit drei Jahren mündig ist, denn er betrachtete sich als meinen Sohn. — Nun aber ist es Zeit, dies Verhältniß zu ändern. Ich schicke ihn nach England auf ein Jahr; wenn er zurückkommt, wird er mein Compagnon, oder vielmehr, ich denke auf seine junge Schultern die Last des Ganzen zu werfen, und abwechselnd alsdann bei meinen Kindern zu wohnen, unberührt von dem unruhigen Leben eines Geschäftsmannes, der seinen Kopf selten niederlegen kann, ohne von tausend Entwürfen und Sorgen geplagt zu werden. —«

»Du kommst zu uns, zu mir, mein geliebter Vater,« rief Agnes. »Ich und Rudolph, wir werden jede Sorge von Dir scheuchen.«

»Mein Herzenskind,« sagte der alte Herr entzückt, »ich würde auch nicht ohne Dich leben können. — Was nun meinen Willen betrifft, so habe ich den vorläufig

aufsetzen lassen und frage Euch, ob Ihr damit einverstanden seid.«

»Wie kannst Du fragen, lieber Vater,« fiel Agnes ein, »Du hast allein darüber zu bestimmen. Theile zwischen mir und Georg.

»Sie werden Alles gerecht und zur Zufriedenheit ordnen,« fügte Tamnau hinzu.

»Ihnen, lieber Sohn,« fuhr der alte Herr fort, »bringt Agnes jetzt das ganze Vermögen ihrer Mutter zu, ferner einen jährlichen Wirthschaftszuschuß von zwei tausend Ducaten.«

»Lieber Papa,« rief der Schwiegersohn und schloß den Vater in die Arme, »lassen Sie uns heute nicht weiter von diesen Dingen reden. Am Hochzeitstage Geldgeschichten! wer wird die himmlischen Empfindungen des Glücks so auf die nüchterne Prosa des Alltagslebens bringen! — Da kommen Wagen, da kommen Gäste, die Brautfräulein, oder meinetwegen die Brautjungfern. Nun geschwind, liebe, geliebte Agnes, husch ins Kämmerlein und ruft mir den wackern Ritter Georg, ich sehne mich nach dem seligen Augenblick, wo er den Kranz in diese Locken drückt.«

Er öffnete die Thür und die Gäste kamen. Die Braut ließ sich von ihren Freundinnen schmücken; bald füllten sich die Räume, es wurden Anstalten getroffen zur festlichen Bewirthung und in der That, wenn Herr Hartberg auch seinem Blute und seinem Benehmen nach zum Volke gehörte, so war doch sein Haus, sein Tisch und sein Keller so eingerichtet, daß sie einem Grafen oder

Fürsten Ehre machen konnten. Silberne und goldene Geräthe, schwer und gediegen, bewiesen das eben so wohl wie der herrschende Überfluß an theueren und seltenen Dingen. Die gallonirten Bedienten des Bräutigams und die bescheidenen Diener des Hauses in neuen saubern Trachten eilten geschäftig auf und ab, und so wie die Diener sich schieden, so schieden sich auch fast die Gäste in zwei wohlerkennbare Theile. Tannau's Verwandte und Freunde gehörten den ersten und feinsten Kreisen der Hauptstadt an, Hartberg's Familie und die von ihm geladen, waren meist aus den arbeitenden Ständen, Kaufleute und Gewerbtreibende, die Geschäftsfreunde des Hauses und deren Familien, sogar auch einige arme Verwandte, die der gutherzige Mann nicht ausschließen wollte, denn er haßte den Hochmuth, der Freunde verläugnet, weil ihr Schicksal sie nicht hoch gestellt oder reich gemacht hat. Hier aber waren sie ganz geeignet, die Contraste zu vermehren und die Kreise noch mehr abzusondern. Der Onkel des Bräutigams, der Präsident mit seiner Tochter bildeten den Mittelpunkt des glänzenden Flügels, welcher in dem großen Saale die rechte Seite einnahm. Ordenssterne und Uniformen bewegten sich um die Gruppe von Damen, welche die Feste der Hauptstadt verschönten; im Centrum standen meist Herren von zweifelhafterem Gehalt: Kaufleute, ein Paar Advokaten, ein Paar Doktoren mit ihren Frauen und Töchtern und immer tiefer zur Linken hinab hatten sich instinktartig die verbundenen und bekannten Elemente zusammengefunden, bis zuletzt die armen Verwandten in ihren groben einfachen Kleidern sich schüchtern und flüsternd

in den Ecken bewegten. — Der Kitt der Bildung reichte so wenig zu ihnen hin, wie die Anmaßung des Geldes, das stolz herausfordernde Blicke auf seine Diamanten und spöttische Verachtung auf die Armseligkeit der Geburtsvorzüge warf. Hier war mehr als Einer, der heimlich sich an die Tasche schlug und im Stillen dachte: »Ihr guten Leute mit all Eurer Vornehmheit und Euern bestickten und bebänderten Röcken seid nicht im Stande, halb so viel aufzuwenden als ich.« Ein Paar Damen mit gewaltigen Ketten und Halsbändern, mit Paradiesvögeln auf den Köpfen gaben sich das Ansehen des aufgeblähten Bürgerstolzes und wurden das Stichblatt des Witzes für einige boshafte Betrachtungen der rechten Seite; vier junge Mädchen flüsterten sich zu, daß Georg Bernhardi krank sei vor Gram und Ärger, und daß es dieser hochmüthigen Agnes gar nichts schaden könne, wenn Reue über sie käme in Folge dieser Heirath, von der so viel Redens gemacht würde. — »Glauben Sie denn, Liebe,« sagte die Frau eines reichen Kornhändlers, welche vier hoffnungsvolle Söhne hatte, zu ihrer Nachbarin; »glauben Sie denn, daß hinter dem Tamnau'schen Vermögen viel ist? — Die Tamnau's sind alle Verschwender; Vater und Großvater haben schlechte Wirthschaft getrieben, und wie dieser es macht, wissen wir ja Alle. Da ist denn so ein Gänschen mit goldenen Federn recht passend, die leeren Stellen auszufüllen, aber Du mein Gott! man kann einen Brunnen ausschöpfen und wir werden ja sehen, was es für Folgen hat, wenn man vergißt, wer man ist.«

In diesem Augenblicke neigte sich der Präsident zu

seiner Nachbarin, der Generalin, und sagte, indem er eine Prise aus seiner goldnen Dose nahm: »Wir sind hier, wie ich finde, ein wenig genirt, meine gnädige Cousine.«

»Finden Sie das?« erwiederte die stolze Frau. »Ich dächte, man hätte diesem Übel vorbeugen können.«

»Eine gewisse Gleichmacherei liegt in der Zeit,« flüsterte der Präsident achselzuckend, »und wir Alle sind ja weit davon entfernt, Vorurtheilen zu huldigen. — Ich freue mich aufrichtig, daß Rudolph diese Verbindung schließt, es läßt sich Vieles dafür sagen.«

»Ich denke doch nicht ganz so liberal, wie Sie, Cousin!« sprach die Generalin erregt, »und gestehe, wenn eine meiner Töchter oder einer meiner Söhne in dem Falle wäre, ihre Sentiments triumphiren zu lassen, ohne den Verstand zu Rathe zu ziehen, so wüßte ich nicht —« sie schüttelte mißbilligend den Kopf.

Der Präsident sah lächelnd vor sich hin. — »Was dieser treffliche Herr Hartberg für schönes gediegenes Hausgeräth besitzt,« sagte er nach einer Pause. »Eine Fülle von Silber, ein Geschmack und Luxus, das seinen Reichthum kund giebt. Es hat sich in unsern Tagen doch recht vieles verändert, liebe Cousine. Handel und Industrie haben mancher schlichten Familie großen Besitz in den Schooß geworfen, auch muß man gestehen, daß viele derselben ihre Kinder vortrefflich erziehen lassen, wie denn überhaupt die Bildung selbst in den Mittelständen hoch gestiegen ist. — Ein solcher junger Adel der Arbeiterklassen, der Geld besitzt und Ansprüche macht, hat ein

gewisses Recht, in unsere Reihen überzugehen. Man muß sich regeneriren, werthe Cousine, das ist eine kluge wohlberechnete Maxime, der ich nicht abhold sein kann, allein sehr natürlich soll der Waizen von der Spreu gesondert werden. Ein Mann von Stande heirathet mit einer schönen Erbin nicht etwa den ganzen Troß einer unsauberen Sippschaft; das ist zu bedenken; doch wie viele Mittel giebt es nicht, eine strenge Grenzscheide dagegen aufzurichten!«

Bei seinen letzten Worten ward die Thür geöffnet und eine Dame, in Trauer gekleidet, trat plötzlich in den Saal. Mitten in dieser bunten, blitzenden Versammlung hatte das schwarze Gewand eine überraschende und peinliche Wirkung. Alle erhoben sich verwundert und betrachteten die Nahende. Unter dem schwarzen Krepphut der Dame fielen lange glänzend dunkle Locken an den Seiten eines blassen Gesichts von blendender Weiße nieder. Zwei große strahlende Augen herrschten darin vor; ein gebietender Ausdruck lag in den starken Zügen, deren fast männliche Bestimmtheit durch dichte Augenbraunen vermehrt wurde.

Die schwarze Dame schritt rasch auf den Präsidenten zu und reichte ihm die Hand. »Mein theurer Onkel,« sagte sie, »ich komme zur guten Stunde hier an, um den Hochzeitstag meines Bruders begehen zu helfen.«

»Victoria!« rief der Präsident erstaunt, »ist es möglich; das nenne ich eine Überraschung.«

Die Gesellschaft sammelte sich umher und der Präsident, nachdem er die Nichte geküßt und begrüßt hatte,

stellte sie als die vor kurzem verwittwete Frau von Bergenheim vor.

»Vor einer Viertelstunde stieg ich aus meinem Wagen,« sagte die Wittwe; »ich frage im Hause nach meinem Bruder und höre, daß er so eben an den Altar treten soll. So säume ich denn nicht, hierherzufahren und bin erfreut, noch zur rechten Zeit einzutreffen. Ich bin eine seltsame störende Erscheinung in diesem Kreise,« fuhr Frau von Bergenheim zu ihrem Oheim gewendet lächelnd fort, »indeß konnte ich der Neugier und Theilnahme nicht widerstehen, welche mich hierher zogen. Ganz fern in der tiefen Ecke will ich der Trauung zusehen und mich dann davon machen, nachdem ich dem jungen Paar meine Glückwünsche gebracht. Nun aber geben Sie mir ganz in Eile einige Notizen. Rudolph schrieb mir sechs Zeilen von seiner Heirath, die er wunderlich stürmisch unternimmt; als sei er gewaltsam dazu hingetrieben.«

Der Präsident lächelte wie ein Hofmann. »Es ist ein liebenswürdiges Wesen Deine Schwägerin, meine neue, kleine blondlockige Nichte. Ein allerliebstes Gesichtchen, dabei unterrichtet und klug, endlich das einzige Kind ihres Vaters, in dessen Hause Du bist.«

»Geben Sie mehr von Ihrem Wissen, Onkel,« sagte die Wittwe.

»Du meinst von Rudolph? Er ist sehr verliebt, Du wirst es an seinem Hause schon bemerkt haben. Er bringt große Opfer, ich hoffe, er findet Entschädigung. Er muß seine Zeit und sein Geld gut berechnet haben, wahrhaftig sehr gut; ich wünsche ihm Glück dazu.«

»Sonderbare Täuschung!« erwiederte die Nichte; »ich habe immer geglaubt, Rudolph strebte nach einem hohen Ziel.«

»Rudolph hat Recht, sehr recht, mein Kind. Er muß eine Frau haben, die ein Haus zu machen weiß und alle Mittel dazu besitzt, alle Mittel,“ meine verständige Victoria.«

Die Nichte blickte den Oheim bedeutsam an und dieser nickte mit dem langen weiß bepuderten Kopfe ihr eben so bedeutungsvoll zu. Sie wollte eine neue Frage thun, allein der Präsident kehrte sich ab und statt seiner trat ein junger eleganter Herr zu ihr, der in verbindlichster Weise sie begrüßte.

»Wir haben uns lange nicht gesehen, Herr von Lingen,« sagte die Wittwe, »aber Sie, als einer der besten Freunde meines Bruders, werden mir viel von ihm erzählen können. — Sie kennen die Braut.«

»Der glückliche Rudolph! versetzte der junge Herr, »er macht eine außerordentliche Partie. Fräulein Agnes Hartberg ist eine wahrhafte Schönheit.«

»Und reich!« fügte Frau von Bergenheim hinzu.

»Sehr reich, die reichste junge Erbin, die wir haben.«

»Rudolph hat, wie es mir scheint, nicht viel Zeit bedurft, diese schöne Braut zu erwerben?«

»Auf Ehre!« rief Herr von Lingen, »man kann von ihm wie von Cäsar sagen: »Er kam, sah und siegte!« — Er lächelte ein wenig spöttisch und fuhr dann selbstgefällig fort. — »Wenn man in der Gesellschaft geboren und erzogen ist, öffnen sich die Herzen unwiderstehlich den Zau-

bersprüchen eines höheren Cultus. Man erreicht in einer Stunde, wozu Andere Jahre nöthig haben.«

»Wirklich?« erwiederte die Dame. »Das heißt wie ein Lion gesprochen, der seine Schule in Paris machte.«

»Um diese Veste zu erobern, bedurfte es vielleicht kaum eines so vollendeten Gentlemans wie Rudolph ist,« fuhr Herr von Lingen fort. »Fräulein Agnes war einfach erzogen.«

»Die Tochter eines Fabrikanten,« fiel Frau von Bergenheim ein.

»Ganz recht! Die Tochter eines Fabrikanten, der nur für die Wünsche seines einzigen lieblichen Kindes lebt und Schätze sammelt.«

»Und dies liebliche Kind ist ohne Zweifel mit heißem Blut und leicht empfänglichem Herzen ihrer ersten Liebe entgegengeflogen?«

»Wie ein Schmetterling, dem die Flügel wachsen,« rief Lingen lachend. »Aber auf Ehre! sie hat alle Anlagen, eine Zierde unserer Kreise zu werden. Welche liebenswürdige Naivetät, welche Lust am bunten Wechsel des Lebens und dabei Geist und Gefühl, Talent und glänzende Gaben der Gesellschaft. Es wäre unverantwortlich gewesen, hätte diese reizvolle poetische Erscheinung in gemeiner Prosa geendet.«

»So war dazu eine Gelegenheit?« fragte die Wittwe.

»Allerdings. Ein plumper Gesell, Pflegebruder, Mündel, Jugendgespiele und dergleichen war der dem Anschein nach vom Schicksal ihr Bestimmte. Drei oder vier Wochen reichten hin, diesen chevalier de la triste figure

ganz zu beseitigen und wahrhaftig, er kann sich glücklich schätzen, denn diese Frau an seiner Seite hätte ihn vernichtet. — Jetzt wird er als ein Verschmähter interessant und er findet sich in seine Rolle mit aller Stupidität eines guten Christen und wackern Bürgers.«

»Vortrefflich geschildert,« sagte die schwarze Dame lachend. »Auch ich nehme Interesse an dem unglücklichen Liebhaber, dem ich einen Theil ihres Geistes und Witzes wünsche, sein Schicksal wegzuspotten.«

»Nun endlich,« rief der Präsident, der hereintrat; »der feierliche Augenblick ist da. Tritt hier in die Nische, Victoria, damit Du nicht sogleich bemerkt wirst.«

3.

Die Thüren thaten sich auf und hier führte Georg seine Schwester herein, umringt von ihren Gespielinnen, die sie herrlich geschmückt hatten; dort erschien Tamnau von seinen Freunden begleitet. Sein Oheim, der Präsident, nahm seine Hand und führte ihn auf den Teppich der Braut entgegen; der Priester trat herbei an den Tisch, der den Altar bildete. — Eine heiße zärtliche Umarmung, feierliche Begrüßungen und Liebesnamen folgten sich schnell, plötzlich aber ward es still, denn Georg begann zu sprechen. Der tiefe starke Klang seiner Stimme ging durch den ganzen Saal und Alle blickten in sein ernstes Gesicht, in dem eine bezaubernde Ruhe und Würde lag.

»Ich führe Ihnen meine liebe Agnes zu,« sagte er

dem Bräutigam, »und kann sie Ihnen nicht lassen ohne meinen Glückwunsch. Wie reich wird Ihr Leben sein, wie schön und gesegnet; denn Sie empfangen ein Herz, das Ihnen ganz gehört. Pflegen Sie diesen edlen Schatz, beglücken Sie dies frohe, dankbare Gemüth —«

»Mein Himmel!« rief Tannau plötzlich, dessen Augen durch den Saal irrten, während er mit leisem Lächeln seine Freunde erblickte; »Victoria! welche freudige Überraschung.«

»Noch einen Augenblick, mein Herr,« fiel Georg ein, und faßte den Arm des Bräutigams und hielt ihn fest. »Erlauben Sie mir erst zu vollenden, was ich Ihnen zu sagen habe.« — Und mit derselben unerschütterlichen Ruhe sagte er: »Agnes Glück und somit auch das Ihre, ist mein herzlicher Wunsch. Wie die Zukunft sich aber auch gestalten mag, welche das wechselvolle Menschenleben in sich schließt, ich werde Dir nahe sein, meine liebe Schwester, immer Dein treuer Freund, immer bereit, Dir zu dienen und wenn Du Schutz bedarfst, Dich zu schützen.«

»Ich hoffe, Herr Bernardi,« erwiederte Tannau, welcher mühsam den aufsteigenden Groll unter seiner spöttischen Antwort verbarg, »Ihre Rede, die uns mit Dank und Freude erfüllt, ist jetzt beendet und wir dürfen dem geistlichen Herrn, voll der besten Vorsätze, kühn vor die Augen treten, nachdem ich meine Schwester begrüßt habe.«

Georg Bernardi verbeugte sich stumm und trat zurück. Diese kleine Scene war jedoch nicht ohne die lebhafteste Theilnahme vorübergegangen. Es war der erste

offene Beginn eines feindlichen Verhältnisses zwischen zwei Männern, in deren Herzen und Empfindungen längst der Keim gegenseitiger Abneigung wurzelte, und beide fanden in diesem Kreise Sympathien, und Freunde, die ihre Gefühle theilten.

Gerührte und wohlwollende Blicke hafteten auf Georg, als ihn Hartberg väterlich umarmte, auf der andern Seite lächelte manche Lippe und spöttische Bemerkungen wurden geflüstert. — Die Braut stand erröthend und beängstigt, sie zürnte dem, dem Tamnau zürnte, und fühlte sich darin bestärkt, als Frau von Bergenheim, von dem Bräutigam herbeigeführt, sie zärtlich umarmte.

»Nehmen Sie auch meinen Glückwunsch, liebe theuere Freundin,« sagte die Wittwe. »So jung, so schön und gut wird das Glück mit Ihnen sein, und wenn Sie einen Diener, einen Beschützer bedürfen, so mag es nie ein Anderer sein, als der Mann, der Ihr Herz und Ihre Hand gewonnen hat. Kein Dritter möge jemals störend sich in Ihren Bund drängen.« — Die schwarze, hohe Gestalt stand zwischen Agnes und Georg. Jetzt wandte sie sich zu diesem und beider Augen begegneten sich. Mit einem messenden Blick betrachtete sie ihn, dann legte sie die Hände des jungen Paares zusammen und sagte: »Dort ist Euer Platz und der Prediger wartet.«

Die Ceremonie war vorüber. Während dieser ganzen Zeit hatte Frau von Bergenheim dicht neben Bernardi gestanden. Zuweilen sah sie ihn scharf an, als wollte sie seine Gedanken errathen, seine Empfindungen erspähen; aber kein Muskel veränderte sich in seinem Ge-

sicht. — Er brachte nach der Trauung ruhig seine Glückwünsche dar und bei Tische war die schwarze Dame seine Nachbarin. — Sie hatte den Bitten nachgegeben, trotz ihrer unhochzeitlichen Tracht beim Feste zu bleiben und vielleicht war es ihre Absicht, in Georgs Nähe zu sein. Sie regte das Gespräch an und fand in seinen Antworten zahlreiche neue Verknüpfungspunkte. Der junge Mann mit seinem ernsten stolzen Wesen erregte wirklich ihre Theilnahme. Er sprach mit Klarheit und Verständigkeit, er wußte mit feinen Wendungen allen Fragen zu entgehen, die er nicht beantworten mochte; es fehlte ihm ganz an Witz, an dem Ton der feinen Gesellschaft und doch war in Allem, was er sagte, eine Sicherheit, oft eine Kühnheit der Gedanken, die sie überraschte. Seine ruhige Kälte, die dem männlichen Ausdruck seiner Züge etwas Finsteres und Hartes verlieh, machte sein freundliches Lächeln um so angenehmer. Victoria bemerkte, daß er glänzend schöne Zähne habe; sie musterte die Züge seines Gesichts und fand es interessant, sie sah ihren Bruder an und machte Vergleichungen. Ihr Auge hing prüfend an Georgs hochgewölbter, kluggebildeter Stirn, an der durchdringenden Klarheit seines Blickes, sie fand diesen Mann nicht schön, nicht liebenswürdig, nicht geistreich und gewandt, vielmehr mit allen den rauhen und eckigen Formen ausgestattet, die dem Plebejer und dem Geschäftsmenschen ankleben, aber sie fand ihn ungewöhnlich und in seinem Wesen eine besondere Macht ihm gewogen zu sein, oder ihn zu fürchten und zu hassen. Als das lange glänzende Mahl sich zu Ende neigte, sagte sie: »Ich hoffe,

Sie öfter und bald wiederzusehen, Herr Bernardi, denn ich denke mir, wir werden gute Freunde werden.«

»Ich hoffe, meine gnädige Frau,« erwiederte er, »Sie entlassen mich mit der Gewißheit Ihres Wohlwollens.«

»Man erringt das nicht so schnell,« versetzte sie lächelnd, »und verliert es leicht.«

»Dann,« erwiederte Georg, »muß ich Hoffnung und Gefahr entsagen, denn in wenigen Tagen reise ich auf Jahr und Tag aus dem Lande.«

Es entstand eine Pause. Endlich sagte Frau von Bergenheim: »Wer reisen kann, mag reisen. Wen die Heimath nicht zu fesseln vermag, der muß in die Fremde. Doch sucht man oft über Meer und Land das Glück und vermehrt seinen Schaden. Mag Ihr Schiff dann keinen Schiffbruch leiden und das Haus nicht in Asche liegen, wenn sein Herr wiederkehrt.«

»Mein Schiff,« erwiederte Bernardi in derselben Weise, »ist sturmerprobt, es fürchtet keine Gefahren. Sein Steuermann hat Vertrauen zu sich selbst und kennt den Kompaß. Ein Brett rettet den Schiffbrüchigen, wenn er den Muth nicht verliert, und oft schon wurde ein Haus vom Blitz getroffen, das bald neu und schöner aufgebaut dastand.«

»Sie gehen sehr hoffnungsvoll in die Fremde,« sagte Victoria, indem sie ihn scharf anblickte.

»Hoffnungsvoll, weil ich Glückliche zurücklasse.«

»Wer kann das sagen?« rief sie rasch. »Was ist das Glück der Menschen? Eine Blume, heute in den schönsten Farben prangend, morgen welk und todesreif.«

Georg sah fragend in das dunkle Auge seiner schönen Nachbarin. »Wenn das Glück wie Blumenstaub auf den Blättern liegt,« sagte er, »daß es der Wind faßt und fortweht, dann haben Sie Recht.«

»Wenn es aber im Herzen wohnt, die ganze Seele füllt, dann ist es ein Diamant, den die scharfe Feile nur glänzender macht,« fiel sie lachend ein. »Wer wird das Menschenglück so tiefsinnig auffassen, mein theurer Herr; sind denn die Menschen danach angethan, solch Glück zu wollen? — Sehen Sie hier unser junges Pärchen. Es wird hintanzen auf den Lebenswellen, ganz in Blumenstaub eingehüllt; heute führt ein Sturm, oder was Sie so nennen, einen Theil davon fort, morgen ersetzt man ihn mit farbigem Puder. Ich versichere Sie, er thut dieselben Dienste. Dasselbe Glück blüht lustig darin auf und sollte einmal der Vorrath ausgehen, sollte wirklich ein Schiffbruch entstehen, dann —«

»Dann werden Sie der gute Engel sein, der hülfreich ihnen nahe ist,« sagte Georg.

»Wie besorgt Sie sind. Ich sage Ihnen, man wird mich nöthig haben. In der größten Welt, Herr Bernardi, ist ein solches Unglück nicht eben lebensgefährlich. Ich habe das kennen lernen, ich weiß davon zu erzählen. Die Wellen, in welche man versinkt, durchnässen, betäuben, doch wenn der Schreck vorüber ist, verständigt man sich mit dem Unvermeidlichen und — tröstet sich, wie man eben kann. Sein Sie daher ganz ruhig und wenn Sie einen guten Rath auf die Reise von mir nicht verschmähen, so rathe ich Ihnen, glauben Sie nicht zu fest an Grund-

sätze, nach denen alle Menschen selig werden sollen. — Sehe Jeder, wo er bleibe, Herr Bernardi; das ist ein alter sehr weiser Spruch. Alle Zeit besteht aus Augenblicken, und Vergänglichkeit ist das große Gesetz der Schöpfung, darum; wer den Augenblick ergreift, lebt, liebt, sich glücklich macht, der versteht seine Aufgabe.«

»Ich danke Ihnen, für diese Belehrung,« sagte Georg, als sie aufstanden. »Sie haben Recht, Jeder in seiner Weise, doch —« er heftete seinen Blick auf Agnes, welche so eben von Tamnau fortgeführt wurde.

»Wenn Sie wüßten, wie leicht sich das lernt,« rief Victoria, die seinen Augen folgte. »Doch jetzt zum Schluß: Glauben Sie nicht, daß die Menschen in weißen Gewändern Engel und die in schwarzen —« hier warf sie einen Blick auf ihr eigenes dunkles Kleid — »Dämonen sind.«

Es war spät, als Georg in sein einsames Zimmer trat. Mit einer heftigen Bewegung riß er die Weste auf und preßte beide Hände auf seine Brust, als wollte er auch diese öffnen. Die Lichter auf dem Consol unter dem Spiegel zeigten ihm seine bleichen verstörten Züge. Er warf sich in den Lehnstuhl vor dem Kamin und plötzlich verschwand der Rest seiner mühsam behaupteten Fassung. Ein heftiges Zittern schüttelte seinen Körper wie im Fieber. Der krampfhafte Schmerz in seinem Herzen theilte sich den Gliedern mit, er kämpfte einen letzten fürchterlichen Kampf mit seinen Empfindungen, die ihn wahnsinnig zu machen drohten und er hörte es nicht, daß ein Mann hereintrat, ein alter kleiner Herr mit ergrautem

Haar und langem, mageren faltigen Gesicht, das tief in einer weißen Binde verborgen lag.

Er hielt ein Licht in der Hand und trat vorsichtig näher, dann blieb er prüfend stehen und endlich nahm er seine dürre Hand, strich das Haar von Georgs Stirn und sah ihm in die stierblickenden Augen.

Seine kalten Finger weckten Georg auf. Er richtete sich empor und blickte den Störer unwillig an. — »Sie sind es, Herr Springer?« sagte er, »mir ist nicht wohl, ich bin müde, recht müde.«

»Ich will Sie nicht stören,« erwiederte der alte Herr, »aber ich konnte mich nicht entfernen, ohne Sie gesehen zu haben.« — Er hielt inne und sah mitleidig auf den jungen Mann. — »Ich glaube es wohl, daß Ihnen weh um's Herz ist,« fuhr er dann fort, »darum kam ich, Ihnen eine frohe Nachricht als Trost zu bringen. — Ich kenne Sie von Ihren ersten Tagen an, lieber Herr Bernardi; denn als Sie geboren wurden, war ich ja schon Buchhalter hier im Hause. — Während ich alt ward, sind Sie aufgewachsen und es war unrecht von Hartberg, ich sag' es noch einmal, es war unrecht, daß er mit Ihrem Vermögen schaltete, wie er es that.

»Still, still!« sagte Georg, »ich habe mich niemals beklagt.«

»Das thaten Sie nicht,« rief der alte Buchhalter, »denn wenn Agnes — gut, ich will nicht weiter reden, ich will nur sagen, daß Herr Hartberg heute seinen Fehler gut gemacht hat.«

Bernardi sah den Vertrauten fragend an und dieser

flüsterte: »Er hat sein Testament gemacht. Ich habe es aufsetzen helfen; es soll dem Gericht übergeben werden. — Sie haben die ganzen Fabriken erhalten und Alles, was dazu gehört. — Nun folgen Sie meinem Rath, reisen Sie nicht, warten Sie noch, bleiben Sie bei uns, lieber Herr. — Hartberg ist jetzt in der richtigen Stimmung, Ihnen das Geschäft gleich abzutreten, denn er ist ganz vernarrt — Gott verzeihe mir diese Sprache! — in das Glück, das seine Tochter gemacht hat, und wird gewiß darauf eingehen, Sie sofort in Besitz zu setzen. Halb und halb war er dazu entschieden; wenn Georg nicht reisen müßte, sagte er, so brauchte ich dies Document nicht, wir könnten es gleich zu Stande bringen.«

»Er hat Recht!« sagte Bernardi vor sich hin, »ich muß reisen!«

Nein, nein!« rief der kleine Buchhalter ängstlich, »wer weiß denn, was geschähe; bedenken Sie Alles wohl, lieber verehrter Freund. — Ich möchte Ihnen etwas vertrauen,« fuhr er fort, »was ich denke und beobachtet habe, nur müssen Sie mir versprechen, nicht ärgerlich zu werden und es Niemandem wieder zu sagen. — Ich denke mir,« fuhr er leiser fort und legte den Finger an seine Nase, »daß die Freude und das Entzücken hier nicht lange Stich halten werden. — Sehen Sie, lieber Freund, wir kennen ja beide den alten Herrn, thätig, ernst, streng und gerecht, wie er ist, und nun sehen Sie die geputzten Puppen an, die feinen vornehmen Leute, die nichts weiter kennen als Vergnügen, Geld ausgeben, lustig leben in Saus und Braus, wie soll sich das vertragen?«

»Es wird sich vertragen,« erwiederte Bernardi mit einer bitteren Empfindung. »Der Vater wird sich in die Lebensitte der Tochter fügen, wie er sich in alle ihre Wünsche und Launen gefügt hat.«

»Um so schlimmer, wenn das geschieht,« rief Herr Springer, »um so schlimmer, mein theurer Herr, denn dann grämt er sich heimlich dafür und dieser Gram hat schon angefangen. — Sehen Sie ihn doch an, er ist nicht mehr derselbe, unzufrieden, reizbar und dann wieder in sich gekehrt, so wehmüthig und schwermüthig, daß man weinen möchte. Gehen Sie fort, so ist seine letzte Stütze verloren; er bricht zusammen, glauben Sie mir, er hält es nicht aus und dann ist es zu spät, es ist Alles zu spät, auch für Sie.«

»Für mich zu spät!« murmelte Georg. »Sagen Sie das auch? Was soll zu spät sein? — Ich bin jung, thätig, meines Willens mir bewußt. Sorgen Sie nicht, Herr Springer, mir kann nichts geschehen, was meine Zukunft verderben könnte, ich bin der Mann, um Mißgeschick zu überwinden.«

»So höre ich Sie gern reden,« rief Herr Springer, und der kleine Mann lächelte beglückt, indem er beide Hände nach dem jungen Freund ausstreckte. »Wenn ich Sie so betrachtete, lieber Georg — verzeihen Sie mir die Vertraulichkeit — wenn ich Ihr stattliches stolzes Gesicht gesehen, so ist es mir, als hätten Sie gar keine Ursache, sich zu grämen. Ein Mann, wie Sie, kann das reichste und schönste Mädchen freien, wenn er nur will, und eine, die es redlich meint, die Sie liebt, mer-

ken Sie wohl auf, mein junger Freund, die Sie liebt! — Was wollen Sie also Ihr Herz beschweren um Eine, die über Ihren Kummer lacht.«

Bernardi schüttelte abwehrend den Kopf. — »Bei meiner Seele,« sagte der tröstende alte Herr eifrig, »das thut sie, ich habe dabei gestanden, mit meinen Ohren habe ich es gehört. Der Herr Gemahl sagte dies und das von Ihnen; er und seine Freunde malten Sie ab als Ritter von der traurigen Gestalt, als Automat, als Einen, der seufzend in der Nacht im Mondenschein umherwandeln würde, und die junge Frau lachte dazu, ihre Augen funkelten höhnisch. Er hat uns den ganzen Tag verdorben, dieser Mensch voll eiserner Nüchternheit, sagte sie lachend, gut, daß er von uns geht, daß ich sein Gesicht auf lange nicht sehen werde, es würde mich ärgern oder zum Lachen reizen.«

»Zum Lachen reizen! rief Georg, dunkel erglühend, »sagte sie das, sagte sie das wirklich?«

»Ja wahrhaftig, das hat sie wirklich gesagt.«

Bernardi war aufgesprungen von dem Sessel, er faßte mit der Hand krampfhaft in die kalte Marmorplatte des Tisches.

»Mein Gott! beruhigen Sie sich, theurer Georg,« rief der alte Mann erschrocken. »Ich habe es gut gemeint, ich sagte es Ihnen, damit Sie leichter vergessen mögen, was nicht zu ändern ist.«

»Und ich danke Ihnen dafür, mein alter Freund,« erwiederte Bernardi, indem er ihm die Hand bot. — »Sie haben mir einen wahren Dienst erwiesen. — Ihre

Mittheilung macht mich ruhig, ganz ruhig, ich werde schlafen können, nicht seufzend umherirren, dann freilich verdiente ich ausgelacht zu werden.« — Mit großen Schritten ging er auf und nieder und kehrte zu seinem Vertrauten zurück. »Gehen Sie zu Bett, lieber Freund,« sagte er, »was wir sprachen, bleibt unter uns. Aber reisen muß ich jetzt, sprechen Sie nichts dagegen, ich würde dies Haus verlassen selbst gegen den Willen meines Pflegevaters. In spätestens drei Tagen bin ich auf dem Wege nach England, wir können bis dahin noch Vieles überlegen. Genug für heute und gute Nacht.« — Er schob den alten Mann, der ängstlich widersprach, zur Thüre hinaus und drückte den Riegel zu.

4.

So geschah es denn, daß am dritten Tage wirklich der Reisende seinen Weg nach Hamburg nahm und eine freiwillige Verbannung antrat. Er hatte das junge Paar nicht wieder gesehen. Am Tage nach der Hochzeit gab Tamnau ein großes Fest, am nächsten wurde dies auf seinem Landgute fortgesetzt. — Hartberg, der die jungen Vermählten begleitete, kam spät in der Nacht hoch beglückt davon zurück. Er war geschmeichelt von den Huldigungen, die sein einziges Kind erfuhr und deren Abglanz auf ihn zurückstrahlte. Der Minister, welcher eingeladen war, hatte lange mit ihm gesprochen; er hatte sich gewundert, weshalb ein in der industriellen Welt so bedeutsamer Mann nicht einen Titel besitze, nicht geheimer Com-

merzienrath sei, seine bekannten Verdienste selbst nicht einmal durch einen Orden belohnt wären. Mit einem lächelnden Wink deutete er auf die nächste Zukunft, und dem besonnenen, einfachen Fabrikherrn kam es in diesem Kreise selbst so vor, als fehle ihm etwas, als sei es ganz natürlich, daß er Titel und Auszeichnung hier haben müsse, wo jeder dies besitze. — Mit einem Paar Excellenzen hatte er am Whisttische gesessen und mit Vergnügen eine bedeutende Summe verloren, die ihn gar nicht ärgerte, obwohl er hohes Spiel haßte und ein Feind aller Verschwendungen war. — Er befand sich in einem Taumel erregter Eitelkeit, die er sonst nicht gekannt hatte, und träumte bis zum Morgen von allerlei herrlich geputzten Menschen und Sälen, von glänzenden Aufzügen, Musik und Tanz und wie Agnes, die Königin aller dieser Herrlichkeiten, in langen blumengestickten Gewändern dahin rauschte und wie sie lächelnd ihm zunickte und ihn küßte.

Als er aufwachte war freilich Alles vorbei, allein er fühlte eine Sehnsucht nach seinem Kinde, eine tiefe Lust, Zeuge ihres Glücks zu sein und sein Theil davon zu empfangen. Kein Wunder daher, daß er von Georgs Eintritt unangenehm berührt wurde und daß seine Stirn sich in Falten legte, als dieser ihm eröffnete, daß, nachdem alle hemmenden Geschäfte jetzt abgethan und wohl geordnet seien, er heute seine Reise anzutreten wünsche. — Hartberg bangte heimlich vor dem Gedanken, Georg, der die Seele der Thätigkeit seines Hauses war, zu verlieren; es kam ihm Alles ganz anders vor als vor einigen Tagen, er begriff nicht recht, warum sein Pflegesohn

ihn nun so schnell verlassen wollte, da die Hochzeit doch vorüber war.

»Ich habe allerdings Dich selbst zur Reise aufgefordert,« sagte er nach manchen Einwürfen und Hin- und Herreden, »allein wenn Du wolltest, lieber Georg, so ließe sich die Sache auch ohne dies wohl ordnen. Ich bin alt, es wird mir schwer, angestrengt zu arbeiten, ich brauche einen Gehülfen und wer könnte das anders sein, als Du? Dein Vater war mein Compagnon, sein Sohn hat ein Recht, diesen Platz wieder einzunehmen, und wenn ich abgerufen werde, Georg, so ist mein Wille aufgesetzt, daß das Ganze Dein ist und Dein bleibt.«

»So schwer es mir wird, lieber Vater, Sie zu verlassen,« erwiederte Bernardi in seiner ruhigen Weise, »so muß es dennoch geschehen. Ich kann nicht bleiben, meine Reise ist fest beschlossen.«

Die sanguinische Natur des Fabrikanten regte sich bei diesem entschlossenen Widerspruch. »Es scheint ja fast,« sagte er aufbrausend, »als wolltest Du fort, selbst wenn ich Dir beföhle zu bleiben.«

»Auch dann,« versetzte Georg. »Glauben Sie mir, es ist nothwendig, daß ich mich auf einige Zeit entferne.«

»Da sieht man die Menschen,« rief Hartberg zornig, »Undank ist ihnen allen eigen. Auch dieser, der mir Alles verdankt, den ich wie mein eigen Blut liebe und groß gezogen habe, er vergißt, was er mir schuldig ist, sobald es sich um sein Interesse handelt.«

»Das kann Ihr Ernst nicht sein, lieber Vater,« sagte Georg nach einem Schweigen; »mein Interesse kann

Ihnen nie Grund gegeben haben, mir Undankbarkeit vorzuwerfen.«

»Ah so!« schrie Hartberg erhitzt und stand auf; »Du willst mir Vorwürfe machen, ich merke, worauf das zielt. Dein Vermögen bringt Dir nicht genug Zins ein? es scheint Dir nicht sicher angelegt? Du kannst es heben, heute noch heben. Jetzt ist es noch Zeit, die Fabriken zu verkaufen und mich zurückzuziehen. Die Umstände verschlechtern sich von Tage zu Tage; man muß sich anstrengen, tüchtig anstrengen, um Concurrenzen auszuhalten; ich alter Mann werde mich hüten, wahrhaftig, ich werde mich hüten, die letzten Jahre meines Lebens mich ins Joch zu spannen und wofür? Um diese Werke für Dich, für einen Undankbaren zu erhalten, der in der Welt lustig umherschwärmt und zu Hause plagen läßt, wer sich plagen will. Allein Du irrst Dich, ich werde bald genug einen Käufer finden; nimm Du Dein Geld und gehe, wir sind quitt, völlig quitt! Mein Testament, das Dich zum Erben der Schöpfungen meines Fleißes einsetzt, werde ich zerreißen.«

Bei seinen letzten Worten erschienen zu gleicher Zeit von der einen Seite der alte Buchhalter Springer, von der andern Tamnau. Beide blieben an den Thüren stehen, als sie die streitenden aufgeregten Männer erblickten, Hartberg aber machte gegen Alle eine abwehrende Bewegung. — »Ich kann in diesem Augenblick mit Niemandem reden,« rief er, »nehmen Sie es nicht übel, lieber Tamnau, wenn ich Sie bitte, in ein paar Stunden wiederzukommen. Sie, Herr Springer, gehen gefälligst auf's

Comtoir zurück, ich werde kommen, und Du, Georg, besinne Dich wohl, was Du thust. Beharrst Du auf Deinem Entschluß, zu reisen, so reise denn, aber trage auch die Folgen Deines Ungehorsams.« — Mit diesen Worten ging er in sein Kabinet.

Bernardi ging bei Tamnau, der noch immer an der Schwelle stand, kalt grüßend vorüber und ließ seine Koffer packen; noch war jedoch keine Stunde vergangen, als Hartberg ihn von Neuem rufen ließ. Er kam dem Eintretenden lächelnd entgegen. »Dummes Zeug, Georg,« rief er, »welcher böser Geist plagt uns denn, daß Vater und Sohn Schande über sich bringen wollen? — Vergiß, was ich vorhin sagte, und denke: ein alter Mann hat es gesprochen, der reden mag, was er will, ich weiß doch, daß er mich herzlich liebt.«

»Ja, gewiß, das weiß ich, lieber Vater,« rief Georg gerührt.

»Nun also. Und was hast Du beschlossen, mein Sohn?«

»Ich muß fort, ich kann nicht anders.«

»Gut, so reise,« sagte Hartberg. — Er legte die Hand an seine Stirn und sah ernst vor sich hin. »Es ist möglich,« sprach er dann, »daß Deine Abwesenheit, die meine angestrengte Thätigkeit verlangt, auch gut für mich ist und doch ist mir's so, als sollte ich Dich nicht fortlassen, weil Unglück für uns Alle daraus entsteht. Doch was hilft das bange Nachsinnen? Du willst es, so mag es denn sein.« Er umarmte Georg und suchte durch Beweise der Liebe seine Heftigkeit zu vergüten, deren er sich wahrscheinlich mit Scham erinnerte. — Von Agnes

war nicht die Rede, aber der alte Herr dachte an sie mit Unruhe. Zwischen ihrem Leben und seinem lag eine Kluft, die er nicht ganz ausfüllen konnte. Er saß in seinem Stuhle, während Georg die letzten Vorbereitungen machte, ihn zu verlassen, und vor seinen Augen malten sich die Gedanken aus, wie es anders hätte sein können, wenn das Mädchen vernünftig gewesen wäre, wie er halblaut vor sich hin sagte; wenn sie Georgs Hausfrau geworden und mit ihm hier einträchtig wohnte . . — Dann würde das kranke Herz des Sohnes es nicht fordern, den Vater zu verlassen; Luft und Leben füllten dann die öden Räume, ein anderes gewohntes herzliches Band der Liebe würde sich um Vater und Kinder schlingen. Das war nun Alles auf immer verloren und beängstigte ihn in der Abschiedsstunde. Endlich trat diese ein. — »Genieße die Welt, Georg,« sagte Hartberg noch im letzten Augenblick, »sei vergnügt, spare nichts, denke immer daran, daß Du nicht nöthig hast, irgend eine Ausgabe zu scheuen. Ziehe Wechsel auf mich, so viel Du magst, ich acceptire Alles; schreibe auch so oft Du kannst und laß uns hören, daß es Dir wohl geht. Die größte Freude, die Du mir jedoch machen kannst, wird die sein, wenn ich Dich wieder gesund und heiter in meine Arme schließen kann.«

Er sprach diese Abschiedsworte im Beisein vieler seiner Hausgenossen, die herbeigeeilt waren, ihrem jungen Herrn Glück auf die Reise zu wünschen, und klopfte den alten Buchhalter dann lachend auf die Schulter, als wollte er sagen: »Nun, Springer, habe ich es so recht gemacht?« Der Buchhalter nickte auch freundlich dazu und

suchte die wehmüthigen Falten von seinen dünnen Wangen zu bringen; als er aber wieder an dem Pulte saß und gedankenvoll an der langbefiederten Pose kaute, stampfte er plötzlich die Spitze derselben auf, daß sie abbrach, und murmelte mit Heftigkeit vor sich hin: »Ich bleibe doch dabei, daß es ein Malheur für uns ist, diese Reise und diese Heirath und diese unbesonnene Speculation, diese nachlässige oberflächliche Geschäftsansicht, welche —« er sah sich besorgt um, ob es Niemand gehört habe — »dem Verlust-Conto eine sehr fatale Seite liefern wird.«

Wir können den jungen Handelsherrn nur mit wenigen Andeutungen auf seinen Reisen begleiten, die durch England und Schottland gingen, endlich sich aber sogar nach den Vereinigten Staaten und bis Mexiko ausdehnten. Der alte Hartberg war nach und nach einverstanden mit der längeren Abwesenheit seines Pflegesohnes, dessen interessante Briefe über Fabrikverhältnisse, neue Erfindungen, Maschinenanwendung und Vervollkommnung der einheimischen Industrie ihm manche stolze Hoffnungen malten. Georg knüpfte Verbindungen an, ermunterte Hartberg zu Handelsspeculationen nach Amerika, und als diese im Gange waren, erschien es sogar nothwendig, daß Bernardi selbst den befrachteten Schiffen nacheilte, weil sich drohende Conjuncturen und schlaue Übervortheilungen vereinten, um die glücklichen Resultate dieser Expedition sehr ungewiß zu machen. Mitten in den sorgenvollsten Geschäften und seit vielen Monaten ohne Nachricht von Haus, empfing der Reisende in Mexico endlich ein Schreiben, das den erschütterndsten Eindruck hervorrufen mußte. Es war von

der Hand seines Freundes Springer und bestand aus wenigen Zeilen: »Ich benachrichtige Sie hiermit,« so begann es, »daß es dem Allmächtigen gefallen hat, gestern nach kurzem Unwohlsein unsern Herrn Hartberg in die Ewigkeit abzurufen. Die Verwirrung ist groß und allgemein. Die Geschäfte unsers Hauses sind in der letzten Zeit sehr verwickelt worden, die Umstände äußerst betrübend, große Verluste und häusliche Sorgen hatten den Verewigten in der letzten Zeit seines Lebens sehr heftigen Gemüthsbewegungen ausgesetzt. Wollen Sie, daß nicht Alles verloren gehen soll, wollen Sie Ihr eigenes Vermögen retten, so eilen Sie ohne Aufenthalt zu uns zurück. — O, hätten Sie doch meinen Rath befolgt und wären nicht von uns gegangen!« — Die Todesnachricht wirkte einige Minuten lang zerschmetternd auf Georg, er überließ sich seinem Schmerze, aber wie alle energische Charactere fand er eben so schnell die Kraft, mit verdoppeltem Muthe dem Andrange eines feindlichen Schicksals zu widerstehen.

»Was ist vorgegangen?« rief er aus, »was hat so heftige Gemüthsunruhen herbeiführen können? — Die Verluste dieser unglücklichen Expedition können es nicht sein. Sie sind groß, aber sie reichen nicht hin, Vermögen und Credit zu erschüttern, ja sie sind keineswegs gewiß, denn noch kann Alles sich glücklich wenden.« — Er sah nach dem Datum des Briefes; dieser war über vier Monate alt. — »Ich muß sogleich zurück,« rief er entschlossen, »mag werden hier, was da will; der alte Springer hat Recht, meine Gegenwart ist durchaus nöthig.«

Er übertrug nun die Vollmacht, im Interesse des großen deutschen Hauses zu handeln, einem kenntnißreichen und redlichen Agenten, indem er diesem zugleich mittheilte, daß nach dem Tode Hartberg's er der durch das Testament des Erblassers berechtigte Chef der Firma sei. Dann, als er Alles vorsichtig geordnet, trat er die Rückreise an; allein durch den Winter und manche Zufälligkeiten in New-York aufgehalten, begrünte der Frühling die große deutsche Ebene, ehe er den Fuß auf vaterländischen Boden setzen konnte.

Mit banger Erwartung sah er die Thürme der großen Stadt aufsteigen, und heftige Empfindungen regten sich in ihm, als er an dem großen palastartigen Hause Tamnau's vorüberfuhr. Es dämmerte kaum und doch brannten an der Auffahrt große Feuerbecken, von den Sälen herunter drang der Schein zahlloser Wachskerzen, durch die hellen Spiegelscheiben konnte er viele geschmückte Herren und Damen erblicken, deren Wagen und Diener die Straße sperrten. Man feierte ein Fest hier und der alte todte Fabrikherr war längst vergessen; man leerte dessen Geldsäcke, trank Weine, edle Weine und verspottete wohl dabei den Thoren, der sein Lebelang für Andere gesammelt hatte.

Mit diesen düstern Gedanken erreichte er den Baumweg am Flusse, der zu den großen Fabrikanlagen führte. Die hohen Gebäude stiegen empor, umringt von den modernen Obelisken der Industrie, aber Georg richtete sich erstaunt im Wagen auf, als er nirgends ein Licht in diesen weitläuftigen Anstalten erblickte. Sonst hatten viele Hunderte geschäftiger Arbeiter diesen Weg belebt, jetzt lag

er gänzlich öde; kein Mensch zeigte sich und erst, nachdem der Postillon mehrmals ins Horn gestoßen, öffnete sich die Seitenpforte am Thorwege, aus der der alte Hauswart hervortrat. Georg rief ihn bei Namen und mit einem Freudengeschrei riß der Mann seine Mütze vom Kopf. — »Gott sei gelobt, daß Sie hier sind, lieber Herr,« rief er. »Herr Springer hat es heute noch gesagt: er wird kommen, er muß kommen, es kann nicht geduldet werden!«

»Was kann nicht geduldet werden?«

»Daß Alles hier verkauft wird, lieber Herr. — Wir arbeiten schon seit vier Monaten nicht mehr. Alles liegt wüst und öde. Gras wächst aus dem Boden; wenn das der alte Hartberg sehen könnte, er würde aus seinem Grabe wiederkommen.«

Der Wagen fuhr in den Hof. Der Hauswart öffnete die Thüren des Herrenhauses und mit trüben Empfindungen trat Georg hinein. Staubwolken flogen ihm entgegen. Niemand hatte seit langer Zeit diese Räume betreten. »Das Beste, was da war,« sagte der alte Mann, »haben sie sich geholt; das Übrige liegt und steht noch, wie es eben da war. Es soll in der Auction verkauft werden und ich weiß nicht, wo sie ein Bett finden werden, wenn es nicht hier auf dem Sopha sein kann, auf welchem der alte Herr dort in der Ecke entschlummert ist.«

Georg verlangte Springer zu sehen und als der Hauswart gegangen war, warf er sich auf das Sopha und bedeckte mit beiden Händen seine von Thränen verdunkelten Augen. Zwei Jahre, zwei kurze Jahre seines

Lebens, wie hatten sie Alles verändert! Er überdachte mit tausend sich verschlingenden Gedanken die Vorgänge, deren Zusammenhang er immer noch nicht ganz begreifen konnte, und erwartete mit Ungeduld die Ankunft des treuen Freundes. — Seine Blicke irrten durch den düstern Raum, durch diese Reihe schallender leerer Gemächer, über die Werkstätten, in denen die Stille des Todes herrschte. Wie kam man dazu, sein Eigenthum anzutasten, was ihm gehörte, zu verkaufen, so zu verfahren, als sei er nicht mehr vorhanden? Unzählige Möglichkeiten und finstere Ahndungen stiegen in ihm auf und mühsam gelang es ihm, seine Ruhe äußerlich zu behaupten, als er die Schritte des alten Buchhalters auf der Treppe hörte und dieser endlich, unfähig zu sprechen, vor ihm stand.

Die ersten Worte des alten Mannes waren: »Mein lieber theurer Herr, ach, Georg! warum mußten Sie uns verlassen? Jetzt ist Alles verloren, Alles dahin, es ist zu spät, viel zu spät!«

»Mit diesen Worten haben Sie mich entlassen,« erwiederte Bernardi, »und so empfangen Sie mich. Muth, mein Freund, beruhigen Sie sich, ich bin hier, und nichts ist verloren.« — Er führte ihn zum Sopha und seine Entschlossenheit schien auf die Zuversicht des alten Herrn wohlthätig zu wirken.

»Es tröstet mich freilich, daß Sie zur Stelle sind,« sagte er. »Ist noch zu helfen, so sind Sie der Einzige, der es vermag, aber machen Sie sich gefaßt, das Schlimmste zu hören.«

»Ich bin gefaßt darauf,« erwiederte Georg.

»Es ist Alles so gekommen, wie ich es geahnt habe,« fuhr Springer fort; »denn kaum waren Sie fort, so entstanden allerlei Mißhelligkeiten zwischen Hartberg und Tamnau. Das mütterliche Vermögen seiner Frau ward ihm ausgezahlt, allein es fand sich, daß er schwer verschuldet war. Das Geld reichte lange nicht hin, die Schulden zu decken, Hartberg mußte bedeutende Summen zulegen; die Güter, welche Tamnau besaß, waren ruinirt, mit Hypotheken belastet, kurz in den ersten sechs Monaten schon war der Friede durch Vorwürfe und ärgerliche Scenen gestört. — Die junge Frau machte jedoch immer wieder die Vermittlerin und ihren Bitten, Thränen und Schmeichelworten haben wir es zu danken, daß stets von Neuem die unverschämten Anforderungen befriedigt wurden. Hartberg ärgerte und kümmerte sich darüber, allein der tiefste Gram kam erst, als er bemerkte, daß seine Tochter nicht besser sei, als der Herr Gemahl. — Wenn er sie besuchen wollte, waren sie in Gesellschaften, er wurde abgewiesen, verlassen; sie kamen nur zu ihm, wenn sie von ihm haben wollten, und nach und nach kam es mir vor, als schämte sie sich des Vaters und dessen einfacher Sitten. Das merkte er und von der Zeit an verfiel er sichtlich. Sein Gedächtniß, das so bewundernswürdig war, verließ ihn, er hatte keinen Willen mehr. Bald war er in äußerster Aufregung und Entrüstung, bald wieder wurde eine Versöhnung gefeiert und durch neue kostbare Geschenke die Freundschaft besiegelt.«

»Und von alle dem habe ich nichts gewußt!« rief Georg betrübt.

»Er schämte sich wohl, Ihnen zu gestehen, wie es herging; mir hatte er es streng verboten und ich fürchtete mich auch, den Unfrieden zu vergrößern. — Hundert Mal war ich doch darauf und daran, Ihnen Alles zu schreiben, und hätte ich ahnen können, daß sein Tod so nahe sei, ich hätte es nicht eine Minute beanstandet.«

»Er starb ohne krank zu sein?«

»Acht Tage war er unwohl, es schien unbedeutend, da kam ein Vorfall dazu, der es zu Ende brachte.« — Der alte Herr neigte sich zu Georg und sagte leiser: »Die Ehe war ganz und gar nicht glücklich. — Tannau ging und that was er wollte und Agnes soll, wie man sagt, es auch so gemacht haben. Das hatte auch Hartberg erfahren, denn in der ganzen Stadt sprach man davon und wie nun der alte Herr ein Mann von großem Ehrgefühl war, der auf Sitte und Anstand hielt, war er außer sich, solche Schändlichkeiten seinem Kinde nachsagen zu hören. — Er warf es ihr vor, und statt sich zu vertheidigen, spottete sie über die gemeinen Ansichten des Pöbels. Es kam Wort zu Wort, endlich zu heftigen erbitterten Erklärungen, bis sich die Tochter gänzlich verbat, daß der Vater ihren Lebenswandel prüfe, dessen gerechte Würdigung seinen beschränkten Ansichten unmöglich sei. — So stieg sie erhitzt in den Wagen und fuhr davon, aber nach einer halben Stunde war sie schon wieder hier, denn dort lag der alte Herr bewußtlos in der Ecke. Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen.«

»Schändlich, schändlich!« rief Georg empört.

»Eine Stunde später war er todt. Geschrieen, ge-

weint, die Hände gerungen, und den Todten um Verzeihung gebeten wurde genug; aber schon nach den ersten Wochen änderte sich Alles. Sie fielen über das Erbe her, wie Raben, und suchten zu nehmen, was zu nehmen war.«

»Wie aber konnten sie wagen, diese Gebäude, diese Anstalten anzutasten, die Fabriken außer Thätigkeit zu setzen, mir zu rauben, was mein war?«

»Warum?« rief der Buchhalter, »das ist ja eben die Krone ihrer Schlechtigkeiten; weil kein Testament gefunden worden ist!«

»Was sagen Sie da? rief Bernhardi erschreckt. »Kein Testament?! Nun erst versteh' ich den Zusammenhang. — Ich bin also leer ausgegangen, gänzlich enterbt und mein eigenes Vermögen —«

»Steht zur letzten Hypothek auf den leeren Gebäuden dort,« erwiederte der alte Mann kläglich. »Ja, mein theurer Herr, so ist es und ich fürchte beinahe, Sie sind auch darum betrogen. Wer will in dieser schlimmen Zeit die große Fabrik nach ihrem wahren Werth kaufen? Wer hat die Mittel, die Kenntnisse und Fähigkeiten? Für ein Spottgeld wird es losgeschlagen werden und Sie gehen leer aus, Ihre Hypothek erlischt von selbst. Gott vergebe es dem Todten, daß er so gegen Sie gehandelt hat.«

»Sagen Sie mir aufrichtig, Springer,« sagte Georg nach einigem Nachdenken, »glauben Sie, daß das Testament beim Tode meines Vaters vorhanden gewesen ist?«

»So gewiß wir beide leben,« erwiederte der Buch-

halter feierlich. »Es war gerichtlich gemacht und in allen Formen fest beglaubigt; ich kann die Personen aufrufen, die dies vollzogen haben; leider aber wurde immer von Hartberg gezögert, es auch gerichtlich zu deponiren. Da dies nun nicht geschehen ist und sich nichts vorgefunden hat, so muß angenommen werden, daß Hartberg es vernichtete, wenn man nicht annehmen will —«

»Daß es entwendet und vernichtet wurde,« sagte Georg. »Es sieht beinahe so aus und doch kann ich es nicht glauben.«

»Nicht glauben?« schrie Springer heftig, »glauben Sie das Schlechteste von diesen Menschen und Sie erreichen die Wahrheit doch nicht. — Sie thun Alles, um Sie zum Bettler zu machen, daran ist nicht zu zweifeln und um dies gewissenlose Werk bestens durchzuführen, haben sie den Beistand des pfiffigsten Advocaten, den es giebt, sich ausersehen. Auf Antrag dieses Rechtsverdrehers ist die Fabrik aufgelöst, der Verkauf angeordnet und alles mit der wüthendsten Eile betrieben worden, damit es abgethan sei, ehe Sie etwa einträfen. — Nun aber hat es sich doch anders gefügt; Sie sind hier und der Verkaufstermin fällt erst in drei Tagen.«

Georg ließ sich den Namen des Advocaten nennen und tief in der Nacht erst, nach manchen reiflichen Erwägungen und genauer Mittheilung aller Vorgänge, entfernte sich der kleine Buchhalter zufriedener und hoffnungsvoller, als er seit langer Zeit gewesen war.

5.

Am nächsten Morgen besuchte Bernardi einen bewährten Rechtsfreund und trug diesem den Fall vor. — Der Justizrath zuckte die Achseln. »Wenn ich Ihnen rathen soll, lieber Freund,« sagte er, »so suchen Sie einen Vergleich zu schließen. Beweisen können Sie für das Vorhandensein des Testaments nichts. Ihr eignes Vermögen scheint jedoch nur dann nicht ganz verloren, wenn eine gütliche Vermittelung eintritt. — Tamnau muß die öffentliche Stimme fürchten. Es würde eine heillose durch nichts zu rechtfertigende Schlechtigkeit sein, die ihn und seine Frau beschimpft, wenn sie, als die einzigen Erben des reichen Hartberg, die Unbesonnenheit nicht gut machen wollten, welche der alte Herr mit Ihrem Gelde getrieben hat. — Sie müssen das Kapital zahlen, und am besten wäre es wohl, Sie sprächen selbst mit Ihrer Pflegeschwester darüber. So wird es am schnellsten und leichtesten zu lösen sein.«

»Ich glaube, leider! daß Sie sich irren,« erwiederte Georg, »denn Alles, was bisher geschehen, zeugt dafür, man will keine Rücksichten nehmen.«

»Dann sind Sie zu beklagen, lieber Freund,« rief der Advocat, »denn das Gesetz kann Ihnen nicht helfen. Kommen die Grundstücke zum Verkauf, so gehen Sie leer aus. Warum aber, wenn Sie so bösen Willen voraussetzen mußten, warum duldeten Sie, daß Ihr Vermögen so wenig gesichert war?«

»Hartberg war mein Pflegevater,« sagte Georg; »ich hatte Gründe, viele Gründe, mich ganz als seinen Sohn zu betrachten und wenn der Tod ihn nicht überrascht hätte —«

»Ja freilich,« fiel der Freund ein, »Sie sind ein Opfer des Vertrauens und der menschlichen Schwächen, die schon so Viele betrogen haben. Hartberg's Gram über die Ehe und das Leben seiner Tochter waren die Nägel zu seinem Sarge; das ist bekannt genug. Glück hat es nicht gebracht, daß er den jungen Wüstling als Eidam erhielt, der mit allem Gelde, das der Alte gespart, wohl fertig werden wird. Das ist wenigstens die allgemeine Meinung, Herr Bernardi, indeß eben weil Tamnau das Geld fortwirft, wird er, wie ich denke, mit Ihnen nicht knickern, wo es sich um seine Ehre handelt. Das Übrige geben Sie auf; an einen Erbschaftsstreit ist nicht zu denken.«

Mit so geringen Hoffnungen entfernte sich Bernardi. Er überlegte, ob er dem Rathe des erfahrenen Freundes folgen und selbst vor diejenigen treten sollte, welche so feindlich gegen ihn verfuhren, oder ob er ganz zurücktreten und was etwa zu erlangen sei, den Vermittelungen des Justizraths überlassen solle! — Ein kaum zu besiegender Widerwille gegen eine Unterhandlung, in der er sich Tamnau gegenüber stellen mußte, machte ihn geneigt, den zweiten Weg vorzuziehen. Schmerzlich zog sich sein Herz zusammen, wenn er an Agnes dachte; er war überzeugt, sein Anblick müsse sie reuevoll erschüttern und Schamröthe in ihr Gesicht bringen, und schon deshalb

und seiner eigenen traurigen Empfindungen wegen wünschte er ein Begegnen zu vermeiden. Er fürchtete sich vor dem Anblick eines Wesens, das er heiß und innig geliebt hatte; zugleich aber empörte sich sein Stolz, einem Manne entgegen zu treten, den er verachtete, der sich unheilvoll in sein Leben gedrängt, der ihn beraubt und besiegt hatte. Es regte sich Alles in ihm gegen den Gedanken, diesem Menschen einen Dank schuldig zu sein, und doch mußte er, wenn er nicht ganz arm sein wollte, demüthig bitten, ihn nicht völlig auszuplündern, und sein Eigenthum als eine Wohlthat oder als ein Almosen annehmen, das von tausend bittern Kränkungen begleitet ihm gereicht wurde. — Als er nach Hause kam, änderten sich seine Entschlüsse. Er fand einen Brief von Tamnau's Advocaten, der in der höflichsten Weise um einen baldigen Besuch bat, da er Herrn Bernardi Wichtiges mitzutheilen habe.

Georg erfüllte dies sogleich. Er fand einen feinen, klug aussehenden Mann, der ihn lächelnd Platz zu nehmen bat und mit einigen höflichen und bedauerlichen Worten auf die eigentliche Sache kam. »Sie befinden sich in einer schwierigen Lage, Herr Bernardi,« sagte er, »und sind ein viel zu guter Geschäftsmann, um nicht einzusehen, daß Ihr ganzes Vermögen auf dem Spiele steht.«

»Sagen Sie, daß es keinen Pfennig werth hat,« erwiederte Georg.

»Leider ist es so. Die Zeiten sind zu böse, um auf einen guten Verkauf der Gebäude zu rechnen. Ich bin daher beauftragt, im Namen des Baron Tamnau und dessen Gemahlin Ihnen in Betracht mancher Nebenum-

stände einen Vergleich anzubieten, der vielleicht Ihren Beifall findet.«

»Ich bitte, reden Sie weiter,« sagte Bernardi, als der Advocat schwieg.

»Mit einem Worte: Herr von Tamnau will die Hypothek an sich kaufen und Ihnen die Hälfte des Werths dafür zahlen.«

Bernardi erhob sich kalt. »Sagen Sie dem Herrn von Tamnau,« sprach er, »daß sie ihm umsonst zu Befehl steht; oder noch besser,« fuhr er fort und zog die Augen düster zusammen, »ich werde ihm das selbst sagen.«

»Sie werden ihn nicht in der Stadt finden,« versetzte der Advocat in seiner lächelnden Weise, »er ist heute auf mehrere Wochen auf sein Gut Beerfelde gereist. Allein, lieber Herr Bernardi, Sie fassen diese Angelegenheit viel zu heißblütig auf. Überlegen Sie meinen Antrag, berechnen Sie genau Gewinn und Verlust dabei, und wie die Verhältnisse nun einmal sind, werden Sie sich eingestehen müssen, daß Sie nicht nein sagen dürfen.«

»Und dennoch werde ich mit Ihrer Erlaubniß dies thun,« sagte Georg. »Wie, mein Herr, Sie, der Sie den ganzen Umfang und den Hergang dieser Sache kennen müssen, Sie können mir rathen, die Hälfte meines Vermögens als ein Geschenk von den Erben eines Mannes anzunehmen, der freilich nicht ahnen konnte, wie man nach seinem Tode schaltet und seinen Namen mit Schande zu bedecken sucht.«

»Ich handle hier nach Auftrag,« versetzte der Advocat, »indeß kann ich wohl sagen, daß einige Gegen-

gründe wohl berücksichtigt zu werden verdienen. — Das hinterlassene Vermögen war nicht so bedeutend, wie man es angiebt. Die Fabrik hatte seit Jahr und Tag mit Schaden gearbeitet, große Summen waren bei der verfehlten Speculation nach Amerika verloren gegangen.«

»Mein Herr,« rief Georg erzürnt, »ich, der Pflegesohn und innigste Vertraute Hartberg's, weiß am Besten, wie die Vermögensumstände des Hauses waren. — Da kein Testament gefunden ist, wie man sagt, sollte man wenigstens so viel wissen können von dem Erbe, um nicht wucherisch über mein Eigenthum zu schachern.«

»Das Testament!« sagte der Rechtsgelehrte süßlich. »Was ist darnach gesucht worden, allein es ist allzugewiß, daß Hartberg es vernichtet hat.«

»Das ist sehr zu bedauern für mich.«

»Sehr zu bedauern, allerdings, indeß läßt es sich erklären, Herr Bernardi. Sie reisten damals ganz gegen den Willen des alten Herrn und unverfängliche Zeugen haben es angehört, wie Hartberg beim Abschiede Ihnen die Wahl ließ, entweder zu bleiben oder als Erbe ganz auszufallen. Es ist nun wohl als gewiß anzunehmen, daß der alte, starrsinnige Mann seinem Vorsatze treu geblieben ist und Sie somit um das Vermächtniß gekommen sind.«

Georgs Blick ruhte forschend auf dem glatten Gesicht des Advocaten. — »Nun, ich sehe,« sagte er dann, »Sie haben sich gut vorbereitet, mein Herr. Erfüllen Sie denn Ihr Amt und helfen Sie Ihrem Clienten bei dieser gerechten Sache, ich werde keinen Vergleich eingehen, durch

den mir nicht mein Eigenthum ungeschmälert zugeht und zwar nicht als ein Geschenk, sondern unter Anerkennung, daß man eine Verpflichtung erfüllt. Das bin ich, wie ich meine, dem Andenken meines verblichenen Pflegevaters schuldig.« — Er verbeugte sich und ging der Thüre zu, als diese geöffnet wurde und plötzlich Frau von Bergenheim vor ihm stand.

»Sieh da,« sagte sie, »Herr Bernardi. Sie sind von Ihrer weiten Reise glücklich heimgekehrt?«

»Ja, meine gnädige Frau.«

»Und Sie haben keinen Schiffbruch gelitten?«

»Ich habe Land unter den Füßen.«

»Das heißt, Sie halten sich für gerettet.« Sie warf einen raschen Blick auf den Advocaten der leise den Kopf schüttelte, und sagte dann: »Mein Bruder wird erfreut sein, noch mehr meine kleine Schwägerin; wir gaben Sie halb und halb verloren.«

»Das ist mir selbst so vorgekommen,« erwiederte Georg.

»Wie sehr hat sich Alles verändert,« rief Victoria, »und Sie selbst, Herr Bernardi, Sie sehen ganz anders aus. Sie sind größer geworden, sollte ich meinen, wohler, gebräunter von der Tropensonne. Sie werden uns viel Abenteuerliches zu erzählen wissen.«

»Das Abenteuerlichste dürfte meine eigene Geschichte sein,« sagte Georg lächelnd.

»Ihre Enterbung,« fiel Frau von Bergenheim ein, »das wirft ein besonderes interessantes Licht auf Sie. — Warum gingen Sie damals? indeß wird mein Bruder dies auszugleichen suchen.«

»In der That,« versetzte Bernardi, »er thut es, denn er läßt mir großmüthig für Alles, was ich besitze, die Hälfte bieten.«

»Thut er das wirklich?« rief Victoria; wahrhaftig, ich hätte es ihm nicht zugetraut!« — Der Ton ihrer Stimme war so schwankend zwischen Spott und Ernst, daß Georg nicht wußte, was sie eigentlich meine. Im Augenblick darauf aber fuhr sie fort: »Wie man mir gesagt hat, so haben Sie gar nichts zu erwarten; es wäre daher Thorheit, nicht das anzunehmen, was zu bekommen ist.«

»Es kommt darauf an, ob nicht mehr dabei aufgegeben wird.«

»So haben Sie Lust, einen Proceß anzufangen? — Schade, daß keine Öffentlichkeit des Verfahrens hier stattfindet, es müßten interessante Scenen dabei vorkommen.«

»Es giebt noch eine dritte Art der Abhülfe,« sagte Georg. »Demjenigen den Rest hinzuwerfen, der ohne Gewissensunruhe sich das Meiste aneignete.«

Eine unglaubliche Verwunderung drückte sich in den Zügen der Dame aus, die dann von einem spöttischen Lächeln belebt wurden. »Wie, Herr Bernardi?« rief sie aus, »Sie sind ein Kaufmann und wollen solchen chevalereskeu Träumereien huldigen? Ich versichere Sie, mein Bruder wird sich nicht darum betrüben. Sagen Sie ihm das, wenn das Geld schon aufgezählt liegt, und er streicht es dankbar wieder ein. — Um des Himmelswillen handeln Sie wie ein deutscher Mann, fein bedächtig und vorsichtig; die Summe ist noch immer bedeutend genug, sich zwei Mal zu bedenken.«

»Sie haben Recht, Madame,« sagte Georg, »ich werde es zwei Mal bedenken.«

Als er gehen wollte, faßte sie seinen Arm. »Hören Sie noch einen Augenblick,« sagte sie. »Ich fahre von hier nach Beerfelde hinaus, kommen Sie nach, es ist überhaupt schicklich, daß Sie sich Ihren Freunden vorstellen. Ich werde kein Wort plaudern, daß ich Sie gesehen, allein kommen Sie nur, das Übrige wird sich finden. In Fällen wie dieser, ist es am besten, wenn Mann gegen Mann steht, Freundlichkeit von beiden Seiten thut dann mehr als — die spitzige Zunge und scharfe Feder eines Advocaten sammt allen Rechten und Gesetzen. Fragen Sie den gelehrten Herrn hier selbst.«

»Sie wendete sich, mit dem Finger drohend, zu dem Anwalt, der lachend betheuerte, er könne dagegen nichts einwenden; was geschehen solle, müsse jedoch bald geschehen, denn der Verkauf und die Entscheidung sei vor der Thür.

Die Rückkehr Bernardi's war schnell bekannt geworden und die allgemeine Theilnahme wendete sich ihm zu. Von den alten Freunden Hartberg's kamen viele, welche ihr Bedauern ausdrückten und an Schmähungen über Tamnau's Benehmen, wie noch mehr über das eitle herzlose Wesen seiner Frau es nicht fehlen ließen. Sie behaupteten, daß selbst manche Bekannte sich von Tamnau zurückgezogen hätten, daß dieser nur durch seine schwelgerischen Feste noch Menschen um sich sammle, daß namentlich das vermißte Testament einen argen, seine Ehre angreifenden Verdacht erregt habe, und in seiner eigenen Familie

sich bitter tadelnde und verdammende Stimmen erhöben. Was half das jedoch dem Bedrohten? Jeder mußte eingestehen, daß Bernardi ein Bettler sei, wenn es ihm nicht gelänge, sein Vermögen durch Vergleich zu retten, und Alle fanden es gut, wenn er in der mildesten Weise durch persönliches Einwirken dazu gelangte. — Der alte Buchhalter war der Einzige, der nichts davon wissen wollte. —»Gehen Sie nicht zu Denen, die Sie betrogen haben,« sagte er; »ich bin überzeugt, es hilft zu nichts. Betteln und sich demüthigen werden Sie nicht wollen und nicht können, und das wäre der einzige Weg, wodurch es möglich wäre.«

»Und welchen andern soll ich einschlagen?

»Nehmen Sie, was Sie bekommen können, dann wenden Sie sich an Ihre Freunde. Es giebt wohl mehr als einen darunter, der einem so fermen Kaufmann wie Sie, mit Geld und Credit beispringt; einen ganz gewiß, der, was er sein ganzes Leben über erspart hat, freudig in Ihre Hände legt, ja, gewiß, mein theurer Georg, das thut er und thut es auf der Stelle.« Herr Springer streckte mit einem begeisterten Lächeln die Hand aus, die Bernardi gerührt und herzlich drückte; eine Stunde später saß er jedoch im Wagen und fuhr nach Beerfelde. Er glaubte es sich schuldig zu sein, jeden Versuch zu machen, sein Erbe zu retten, und heimlich mußte er Victoria's Worten Recht geben, heimlich zogen ihn diese hinaus, denn es war ihm, als fände er einen mächtigen Beistand dort.

Nachdem der Wagen einige Meilen auf der Heerstraße zurückgelegt hatte, lenkte er zur Seite ab in ein

hügel- und wasserreiches Land, das, lieblich begrünt, einen reichen Wechsel von Saaten, blühenden Bäumen und Waldstreifen bot. — Mitten in einem weiten Thalgrunde lag das große Gut Tamnau's. Das Schloß mit seinen Gärten senkte sich zum See hinab; die Abendsonne spiegelte sich in den hohen Fenstern, überall herrschte tiefe Ruhe und erst als der Wagen in den Vorhof fuhr, sprangen große Hunde bellend herbei, die aus der Thür eines Zwingers schlüpften, an der ein Mann im eleganten Jagdkleide lehnte. — Als er sich umwendete, erkannte Bernardi, daß es Tamnau war, der sich, neugierig auf den Besuch, ihm näherte. In der nächsten Minute standen sich beide gegenüber. Das schöngeformte Gesicht des Barons hatte merklich an Jugendfrische verloren. Es lag etwas Abgelebtes, Abgespanntes in seinen Zügen, die von Leidenschaften und Genüssen erschlafft und verbraucht waren. Als er Georg erkannte, lief ein feuriges Roth über seine Stirn, im nächsten Augenblick reichte er ihm höflich die Hand und begrüßte ihn mit allen feinen Formen der Gesellschaft. — »Ich freue mich, Sie zu sehen,« sagte er, »und freue mich doppelt, daß Sie selbst der Erste sind, der uns die Nachricht Ihrer glücklichen Rückkehr anzeigt. Lassen Sie uns schnell ins Haus gehen, damit Agnes Sie nicht erblickt; wir müssen sie überraschen, ihr Entzücken wird groß sein.«

Der Baron Tamnau führte Georg durch einen Seitengang eine Treppe aufwärts, dann durch mehrere Zimmer und endlich stand er still und winkte ihm; ein lautes lustiges Lachen erscholl durch die nächste Thür. Leise tra-

ten die beiden Herren ein. Eine Dame im gewähltesten Anzug saß in einem Lehnstuhl, ein Buch in der Hand, und vor ihr auf Polster und Decke hingestreckt, auf den Elnbogen gestützt, lag ein Mann in nachlässiger Stellung, der ohne Zweifel die heitere Stimmung der schönen Frau erregt hatte.

»Hören Sie auf, Lingen,« rief die Dame so eben, »Ihre Verzweiflung wirkt ansteckend auf mich.«

»Ich bin zu Ende damit,« erwiederte der junge Herr; »aber Sie müssen mir das Zeugniß geben, ein Muster von Beständigkeit zu sein.«

»Wo ist Victoria?«

»Davon gelaufen, als ich ein ernsthaftes Gespräch begann.«

»So hätten Sie ihr nachlaufen müssen.«

»Ach! meine theuere Freundin,« rief der Herr auf dem Polster, indem er tragisch die Hände zusammenschlug, »ich fürchte, ich bin zu lange nachgelaufen. — Hätte sie Ihre schöne Seele; allein sie ist unerschöpflich in Launen und Grausamkeiten.«

»Um so größer ist der Reiz des Sieges,« lachte die Dame.

»Sie spotten meiner,« sagte Lingen. »Zwei Jahre sind es nun, daß ich diesem Sieg nachstrebe. Ich bin vergebens naiv, sentimental, schwermüthig und witzig gewesen.«

Agnes lachte laut. »Und nun?« fragte sie.

»Nun bin ich entschlossen, diese Fesseln zu zerreißen und zu fliehen.«

»Wohin?« rief die Dame; »wir lassen das nicht zu.«

»Und wie gerne,« sagte Lingen, indem er ihre Hand ergriff und küßte, »werde ich mich festhalten lassen.«

Tamnau war auf den Teppich hinter den Stuhl seiner Frau getreten und deckte beide Hände über ihre Augen.

Sie stieß einen Schrei der Überraschung aus und suchte sich frei zu machen.

»Rathe, wer hier an meiner Seite steht,« sagte Tamnau, und Agnes wendete den Kopf und nannte eine Reihe von Namen, deren keiner paßte. Endlich ließ Tamnau sie los. »Du räthst es nicht,« rief er, »so sieh denn selbst.« — Sie blickte den Fremden einen Augenblick an, wie Jemanden, dessen Bild man sich aus dunklen Erinnerungen zurückrufen muß; plötzlich erkannte sie ihn, aber statt der Freude schien nur Bestürzung oder Schrecken die Aufregung zu bewirken, die sie ergriff.

»Georg,« sagte sie mit ungewisser Stimme, »Du bist es, Du bist zurückgekehrt! wie sehr freue ich mich, lieber Georg. Mein Gott! wie mich das überrascht. Du hast Dich sehr verändert.«

Sie hatte ihm die Hand fast zögernd geboten und stand vor ihm, die Augen unruhig auf- und niederschlagend, unvermögend, ihn fest und freundlich anzublicken. Die schmerzlichste Erschütterung preßte Bernardi's Herz zusammen. Zum Theil war dadurch erfüllt, was er vorhergesagt. Er sah die Röthe der Schaam und die Mahnungen des Gewissens auf ihrem Gesicht, dennoch hatte er es anders gedacht. Er hatte geglaubt, daß Agnes, überwältigt von Erinnerungen und Empfindungen, ihn als

den Freund ihrer Jugend, als Bruder, als den Sohn ihres Vaters empfangen würde, nun stand sie wie eine fremde, feindliche Erscheinung da, die nicht den gleißnerischen Ton einer glatten, höflichen Gesellschaftsform finden konnte, wie diese Tannau zu Gebote stand, und doch nicht Muth und Würde genug besaß, oder eiserne Schlechtigkeit genug, um geharnischt das Ersonnene auszuführen.

Diese verlegene und bedrückende Stimmung verschwand auch nicht durch das nachfolgende Gespräch. Beide Theile bestrebten sich so viel als möglich nicht auf das zu kommen, was nothwendig der eigentliche Zweck des unerfreulichen Besuchs sein mußte. Georg erzählte von seinen Reisen, Agnes von ihrem Leben in der Stadt; lange Pausen traten ein, bis endlich Herr von Lingen, der vom Polster sich erhoben hatte, um sich an's Fenster zu stellen, das Zimmer verließ. Bernardi benutzte diese Entfernung. Er setzte sich neben seine Pflegeschwester und indem er ihre Hand zwischen die seinen legte, sagte er mit bewegter Stimme:

»Es muß gesprochen werden, liebe Agnes, um wo möglich die finstere Wolke fortzuscheuchen, welche sich zwischen uns gewälzt hat. Wir Alle sind peinlich angeregt, wir können nicht so, wie wir gerne möchten, unsere Herzen öffnen zum lebendigen Austausch unserer Schicksale und Gedanken; das macht, weil Mißverständnisse uns trennen, die zuvörderst getilgt sein wollen.«

»Ich dächte, lieber Herr Bernardi,« fiel Tannau lächelnd ein, »wir verdürben uns nicht die kurzen Stunden Ihres Besuchs mit trübseligen Geschäften. Herr Schlingmann,

unser Anwalt, ist mit der Vermittelung von allem auf unsere Verhältnisse Bezüglichen beauftragt und seinen Erfahrungen, seinen geschickten Händen können wir Alle wohl vertrauen.«

»Ich fürchte nur,« erwiederte Georg, »daß eben diese geschickten Hände leicht einen Knoten knüpfen, der schwer zu lösen ist, und eben um dies zu verhindern bin ich selbst gekommen, um mit meiner Schwester aufrichtig zu sprechen.«

»In diesem Falle, Herr Bernardi, würden Sie mir Ihre Wünsche vortragen müssen, da meine Frau die ganze Last dieser Angelegenheit mir übertragen hat; dann aber würden wir lieber eine andere Stunde zu einem Gespräche unter uns wählen.«

»Das ist auch mein Wunsch,« sagte Agnes beistimmend.

»Und hast Du alle Deine Rechte auf Dein Vermögen Deinem Gatten übertragen?«

»Was ich besitze, gehört ihm; er hat die Vollmacht, Alles nach seinem Willen zu ordnen. — Wir wollen Niemandem Unrecht thun,« fuhr sie fort, als Georg schwieg, »allein es kann uns auch nicht zugemuthet werden, Thorheiten zu begehen und unser Erbe zu verschwenden.«

»Gewiß nicht,« fiel Tamnau hier ein. »Es waltet in dieser Angelegenheit ein unglückliches Verhängniß, dessen Spitze sich gegen Sie kehrt, lieber Herr Bernardi. Niemand kann dies tiefer und aufrichtiger beklagen, als ich, und gern bin ich bereit, dazu beizutragen, um es

möglichst von Ihnen abzuwenden. Ich habe meinen Anwalt beauftragt —«

»Mir die Hälfte meines Vermögens für das Ganze zu bieten —«

»Sie wissen es also?«

»Und wo ist die zweite Hälfte des Geldes, das mir gehört? — Hartberg hat es in seinen Unternehmungen angewendet, es ist ein Theil dessen, was Sie geerbt haben.«

»Ich bin nicht gehalten, für die Handlungen meines verstorbenen Schwiegervaters einzustehen,« erwiederte Tamnau; »wie dem aber auch sein mag, es wird mir schwerlich Jemand mit Recht verargen können, wenn ich mich weigere, aus dem schon sehr geschmälerten Nachlaß eine so bedeutende Summe Ihnen ohne Weiteres auszuzahlen.«

»Auch nicht, wenn Sie einsehen, daß Sie dies dem Andenken und der Ehre des Verstorbenen schuldig sind? Mein Geld war das seines Mündels.«

»Sie waren mündig,« sagte Tamnau. »Es war Ihre Sache, für Ihr Eigenthum und dessen Sicherheit zu sorgen.«

»Und Du, Agnes, ist das auch Deine Meinung? Konnte und durfte ich das?«

»O! mich verschone, ich bitte Dich,« rief die junge Frau. »Es ist mir fatal, das Geringste davon zu hören; ich hasse alle Auftritte.«

»Armer Vater!« sagte Georg betrübt, »wenn es möglich ist, daß auch die Todten um die Thaten der Le-

bendigen sich grämen, mit welchem Gram mußt Du auf uns niedersehen.«

»Lassen Sie uns ohne Geisterseherei sprechen, lieber Herr Bernardi,« fiel Tannau lächelnd ein, »die Nerven meiner Frau sind nicht die besten.«

»Du bist undankbar, egoistisch, wie Du es immer gewesen,« rief Agnes mit Heftigkeit. »Mein Vater hat Dich erzogen, er hat Dich geliebt, wie seinen Sohn, nun möchtest Du seine Asche beschimpfen. — Wer hat Schuld als Du und Deine unbesonnenen Pläne, Deine Reisen, Deine trügerischen Speculationen, daß in den letzten Jahren so viel Geld verloren gegangen ist! — Ich habe die Zahlen gesehen, welche in den Büchern enthalten sind und bittere Thränen geweint; ich habe auch die Zahlen der Summen gesehen, welche Du selbst verbraucht hast. Das ging Alles auf meines Vaters Kosten; Du hattest nichts dabei zu verlieren. Jetzt aber, wo es sich um Dein Vermögen handelt, jetzt möchtest Du es bis auf den letzten Pfennig von uns herauspressen, statt uns zu danken, wenn wir, was wir nicht nöthig haben, Dir aus Wohlwollen zuwenden.«

Eine tödtliche Bläße bedeckte Bernardi's Gesicht. Er war so betäubt von diesen Vorwürfen, daß er keine Antwort finden konnte.

»Still, still, liebe Agnes,« sagte Tannau, »erhitze Dich nicht, Herr Bernardi kann unmöglich verkennen, daß wir ihm freundlich gesinnt sind und den lebhaftesten Antheil an ihm nehmen.«

»Ohne Zweifel haben Sie Recht,« erwiederte Georg, »denn dieser Antheil ist so unverkennbar groß, daß er mich bedrückt. Wir wollen diese Sache rasch beenden. — Ihr Wohlwollen, oder vielmehr Ihr Mitleid findet leider einen Unwürdigen, der es verschmäht. — Ich thue eine Frage an Sie. — Sie haben kein Testament gefunden, nicht wahr, Sie haben kein Testament gefunden?«

Der durchbohrende Blick seines Auges machte einen jähen Eindruck der Bestürzung auf Tamnau. Es lag eine fürchterliche Gewalt in diesem starren bis in die Seele dringenden Leuchten, eine Gewalt, welche durch alle Adern und Nerven des Befragten zitterte. — »Mein Herr,« rief er, »es ist unverschämt, bei Gott! es verdient — doch nein, es ist verächtlich, ein Wort darauf zu erwiedern.«

»Sie haben kein Testament gefunden,« fuhr Bernardi fort und Tamnau stand wie festgebannt unter seinen Blicken, »allein Sie haben sich gut daran erinnert, am Tage meiner Entfernung einer Scene beigewohnt zu haben, die Anlaß geworden sein soll, daß mein Vater das Testament zerriß. — So haben Sie Ihren Advokaten instruirt, Sie waren also auf meine Ansprüche vorbereitet. Ich lasse Ihnen die Wahl: entweder Sie zahlen mir mein Vermögen, ohne Ihr Wohlwollen und Mitleid, oder —«

»Nun, oder? was will Ihr Oder sagen?«

»Es sind Zeugen vorhanden, welche beschwören können, das Testament den Tag vor dem Tode meines Vaters gesehen zu haben,« sagte Georg mit Nachdruck. »Ich werde Klage erheben gegen diejenigen, welche aller Va-

piere sich bemächtigten und nichts fanden. Nicht ich allein, die ganze Welt glaubt es mit mir, daß das Testament vorhanden war.«

»Schändlich! nichtswürdig!« rief Agnes. »Allmächtiger Gott! ich sterbe. Welche Schmach!«

»Mein Herr,« sagte Tamnau stolz, »danken Sie es dem Gastrecht, danken Sie meiner Nachsicht, wenn ich meine Genugthuung nicht augenblicklich nehme. Entfernen Sie sich aus meinem Hause, das Sie entehren. Auf der Stelle entfernen Sie sich!«

Die Thüren wurden aufgerissen und zwischen die erhitzten Männer trat Victoria. Sie legte die eine Hand abwehrend auf ihres Bruders Brust, die andere auf Georgs Arm und sagte mit fast befehlendem Tone: »Sie haben hier nichts mehr zu thun, Herr Bernardi, begleiten Sie mich, ich habe mit Ihnen zu reden.«

6.

Sie führte Georg in den Park hinaus und er folgte ihr ohne zu widerstreben. Beide gingen still durch die hohen Baumgänge, welche vom ersten frischen Grün lieblich bedeckt und umduftet waren. In den Fliederbüschen, die wild und dicht einen Hügel besetzten, schlugen Nachtigallen, eine Bank stand dort, man hatte die Aussicht auf den weiten See, auf das Dorf an seinen Ufern, auf die Landschaft bis an die Berge hin, wo zwischen einzelnen mächtigen Buchen, die ihre Spitze krönten, die rothe Sonnenkugel strahlenlos unterging. Victoria schlug mit

ihrem Taschentuch ins Gebüsch und verscheuchte die singenden Vögel. — »Fort mit Euch,« sagte sie im scherzenden Tone, »was sollen uns hier eure Ermahnungen zur Liebe, eure sanften Klagen, die nur für stille Herzen passen? In uns ist Zorn und Unruhe und diese ganze Landschaft mit ihrem weichmüthigen Frieden wäre besser anzuschauen, wenn aus Wetterwolken Blitze darauf niederschössen, wenn Feuersbrunst den Himmel röthete, Sturm und Sturmglocken sich hören ließen.«

»Sie spotten meiner,« erwiederte Georg. »Das schmerzt noch mehr, als alle Beleidigungen Ihres Bruders.«

»Weil Sie Ihr Unrecht fühlen,« rief Frau von Bergenheim, »ja, mein Herr, Ihr großes Unrecht. Ich habe Sie hierher geführt, nicht etwa um Ihnen Lobsprüche über Ihre Thaten zu machen, nein, um Ihnen zu sagen, daß Sie handelten, ungefähr wie der edle Ritter aus der Mancha. — Statt klug und geschmeidig zu sein, vertraut mit der Welt und deren Gang fein erwägend, wie man Hammer wird statt Ambos, sind Sie rücksichtslos allen Eingebungen des Augenblicks gefolgt.«

»Aber bedenken Sie auch, welche Behandlung ich erlitt,« sagte Georg, bewegt durch diese Vorwürfe, in denen er Wahrheit und eine Theilnahme erkannte, die ihm wohl that. Von dem Augenblick an, wo ich den Fuß in dies unglückliche Schloß setzte, bereute ich es, nicht dem Rathe meiner Freunde gefolgt zu sein, die es mir dringend widerriethen.«

»Und was trieb Sie denn, diesen weisen Rath Ihrer Freunde zu mißachten?« rief die Dame.

»Wenn ich es sagen soll, Ihr Rath; Sie, Ihre Worte, Ihr —« er blickte sie so fest und ausdrucksvoll an, daß sie lächelnd erwiederte:

»So war Ihr Vertrauen also auf mich gesetzt und Sie glaubten, eine halb und halb Verbündete, eine Freundin, hier zu finden? — Ich sage das nicht, mein Herr, ich bin zum mindesten neutral, ich muß in diesem sonderbaren unheimlichen Streite neutral sein; das ist Alles, was ich thun kann. Allein wenn Sie meinten, meinem Rathe folgen zu müssen, warum haben Sie ihn nicht besser gemerkt? Hörten Sie nicht, was ich sagte? — Ich sagte: Sie sind ein Kaufmann, mein Herr Georg, verzeihen Sie, wenn ich Georg sage, ich höre Sie immer hier so nennen — also, mein Herr Georg, handeln Sie klug, nehmen Sie, was Sie bekommen können. Statt dessen sind Sie wie ein Bramarbas aufgetreten, der Himmel behüte uns! wie ein spanischer Don, der seine Taschen umkehrt und den Degen zieht mit dem Ruf: Entweder füllt sie mir bis zum Rande, oder ich bringe Euch um.«

»Und wer kann sagen, daß ich Unrecht that?« erwiederte Georg. »Ich will kein Geschenk, ich verachte ihr Mitleid, dies Gefühl würde mich tödten. Man nimmt mir, was ich besitze, und wirft dem Beraubten mitleidig ein Stück seiner Habe zu, damit er nicht verhungere, und die Welt den großmüthigen, tugendhaften Räuber preise. — Genug, genug, ich will nichts, oder mein Recht; würden Sie anders handeln? Ich lese in Ihren Augen, Sie würden es nicht thun.«

»Wie ich handeln würde,« versetzte Victoria, »kommt

nicht in Betracht. Allein ich sehe, Sie sind ein schlechter Kaufmann, der kein Vertrauen verdient.«

»Kein Vertrauen?« sagte Georg, und in seinen Augen malte sich der beleidigte Stolz. »Glauben Sie, daß ein Kaufmann wie ich sich beugen und winden muß des elenden Metalls wegen? Glauben Sie, daß es ihm ziemt, demüthig zu sein gegen den durch Reichthum oder Geburt übermüthigen Feind? Nein, meine gnädige Frau, Sie denken falsch. — Sie hatten Recht, mir zu sagen, Ihr Bruder würde das Geld einstreichen, wenn es schon auf dem Tische läge, wollte ich großmüthig albern verfahren. Ich werde nicht großmüthig sein, es wäre übel angewandt; ich werde für mein gefährdetes Vermögen streiten, so viel ich vermag.«

»So gnade uns Gott!« rief Victoria. »Sie müssen Ihrer Sache gewiß sein, um einen solchen verwegenen Prozeß anzufangen.«

»O sorgen Sie nicht,« sagte Bernardi, »ich werde ihn verlieren, allein meine Ehre wird makelloser glänzen, ich werde mein Haupt stolzer erheben können, als die, welche vom Gesetz freigesprochen wurden.«

»Das ist ein Punkt, mein ritterlicher Herr, den wir nicht verlassen wollen,« fiel Frau von Bergenheim plötzlich ein; »darüber eben wollte ich Sie sprechen . . Sie rühmen sich makelloser Ehre, Sie hassen meinen Bruder, Sie haben vielleicht Ursache dazu, allein Sie wagten es, eine fürchterliche Beschimpfung gegen ihn auszusprechen, und er ist Edelmann, mein Herr Georg, kein Schimpf darf auf ihm haften, er muß mit Blut abgewaschen wer-

den, das ist Sitte und Gebrauch im Reiche der Ehre. — Haben Sie nun den Muth dazu, sind Sie der stolze, kühne Mann, der Sie zu sein scheinen, wohlan denn, so verlange ich im Namen meines beleidigten Bruders diejenige Genugthuung, wie Männer von Ehre sich nie weigern sollen, sie zu geben.«

Das Erstaunen über diese sonderbare Aufforderung zum Zweikampf mischte sich bei Georg mit Unwillen und einer bittern schmerzlichen Empfindung. Er fühlte, daß er vor einer innern Schaam erröthete, vor der Schaam als ein Feigling zu gelten, wenn er zurückwiche. Ein paar schweigende Minuten lang war er unschlüssig. Das Gefühl des Hasses durchzuckte sein Herz, das im wilden Verlangen bebte, männlich seine Unerschrockenheit zu wahren. Er betrachtete die seltsame Frau zweifelnd, ob sie im Ernst gesprochen, ob sie wirklich die Scheu ihres Geschlechts vor gewaltsamem gesetzlosen Handeln so abgestreift, daß sie eine blutige That begehren konnte; doch ihre Augen waren so streng und düster auf ihn gerichtet, es lag ein Zug des herausfordernden Spottes so klar um ihre Lippen, daß er sich sagen mußte, es sei ihr völlig Ernst damit.

»Sie fordern von mir, was ich nicht geben kann,« rief er. »Ich bin kein Edelmann, hoffentlich aber ist meine Ehre darum nicht geringer.«

»Keineswegs,« erwiederte sie. »Über Vorurtheile sind wir hinaus; mein Bruder wird nicht den geringsten Anstand nehmen.«

»Aber ich,« sagte Georg, »ich werde mich wohl hüten, Handlungen zu begehen, die ich verabscheue.«

»Sie weigern sich also?« fragte Victoria gereizt.

»Ohne Zweifel, ja.« — Das Geräusch eines Nahenden unterbrach das Gespräch. —

»Sie kommen eben recht, Herr von Lingen,« rief die Dame und wandte sich gegen den Freund, der den Weg herauf kam, »wir haben hier einen herrlichen Streit.«

»Welchen Streit?« fragte der junge Edelmann, indem er herantrat.

»Was sagen Sie dazu, wenn ein Mann seinen Gegner tödtlich beschimpft und sich dann weigert, ihm Genugthuung zu geben?«

»Es kommt darauf an, wer derjenige ist, von dem die Genugthuung begehrt wird?«

»Sehr wahr, mein Herr,« unterbrach ihn Georg. »Ich bin es, von dem hier die Rede sein soll.«

»Sie sind Kaufmann, Fabrikant, wenn ich nicht irre?«

»So ist es.« —

»Dann sind Sie vollkommen gerechtfertigt,« rief Lingen mit einem spöttischen Ausdruck, der dunkle Röthe auf Bernardi's Gesicht brachte. — Ein Kaufmann ist ein Mann des Friedens, ein Mann der Elle, der Feder, des Prozesses. — Dies soll durchaus nicht beleidigend sein, werther Herr, auf meine Ehre! ich denke nicht daran, welche Absichten könnte ich auch dabei haben? Aber noch ein Mal, Sie haben vollkommen Recht, sich jedes gesetzlosen Blutvergießens zu enthalten.«

»Ich danke Ihnen,« erwiederte Georg, stolz sich aufrichtend; — »es ist, was Sie sagen, ohne Ihr Zuthun,

das Schönste, was Sie mir sagen können. Sie haben mich einen schlechten Kaufmann genannt, gnädige Frau, allein Sie sehen, ich wäre sicherlich ein noch schlechterer Edelmann geworden.«

Victoria war aufgestanden und reichte Lingen den Arm. »Herr Georg,« sagte sie lächelnd, »hören Sie mich an: bleiben Sie bei Ihren friedlichen Grundsätzen und Sie werden wenigstens ein alter Mann werden. Lassen Sie die Richter richten, die Injurienprozesse sind niemals so theuer, wie der kostbare rothe Saft in unsern Adern, und verzagen Sie nicht, es hat noch Niemanden gereut, stolz und tugendhaft gewesen zu sein.«

Lingen konnte sich eines beleidigenden lauten Lachens nicht enthalten. — »Sie werden den armen Menschen wahnsinnig oder zuletzt doch zum Helden machen,« sagte er halblaut.

»Fürchten Sie nichts,« erwiederte Georg, ihn anblickend; »hier ist kein Grund vorhanden, weder zum Einen noch zum Andern.«

Victoria wendete sich rasch von ihm und zog ihren Begleiter mit sich fort. Bernardi blieb zurück. Er warf sich in die Ecke der Bank und sah in das letzte lichte Gewölk am abendlichen Himmel. Von fern hörte er die Stimmen der laut Sprechenden, welche sich entfernten; er hörte das Lachen des fremden Mannes, das verwundend in seine Brust drang. Zitternd deckte er die Hände auf seine Augen, die heftig glühten, und sagte leise seufzend: »Wie schwer ist es für ein muthiges Herz solchen

Anfechtungen nicht zu erliegen, wie schwer, Vorurtheilen sich zu entziehen!« — Seine Lage war eine höchst peinliche. Er überlegte lange, was er zu thun habe. Zurückzukehren in das Schloß, dessen Bewohner ihn ausgestoßen hatten, war unmöglich, er mußte fürchten, daß man ihm die Thüre wies, und man hatte dies ja schon gethan. Er dachte mit Verachtung an den Auftritt, den er erlebt, mit Bitterkeit an Agnes, aber mit den bängsten Schmerzen an das Leid, das ihm Victoria bereitet hatte. Ein unerklärbares Etwas zwang ihn, für diese Frau geheime Theilnahme zu hegen. Gleichgültig wäre ihm der Haß aller Übrigen gewesen, denn er konnte ihn zurückgeben; daß sie jedoch ihn verachtet und verspottet, daß sie ihn als einen Feigling behandelt und verlacht, das erschütterte seinen Stolz.

Bernardi ging durch den Park zurück und am Schlosse vorüber durch den Hof des großen Gebäudes, ohne daß Jemand sich blicken ließ. Plötzlich jedoch hörte er seinen Namen ganz in der Nähe aussprechen und aus dem Baumgange, den er so eben verlassen, trat Victoria ihm entgegen.

»Ich war zurückgekehrt, um Sie aufzusuchen,« sagte sie, »denn ich vermuthete fast, Sie würden uns mitten in der Nacht verlassen wollen.«

»Meine Gegenwart kann nicht anders als belästigend sein,« erwiederte er.

»Auch die Gastfreundschaft ist eine Sitte edler Geschlechter,« versetzte sie. — »Mein Bruder läßt Sie bitten, diese Nacht in seinem Hause zu verweilen. Es ist kein

Gasthof in der Nähe, die Wege sind schlecht und beschwerlich; Sie könnten Unglück haben und wie leicht ist es um eines Menschen Entwürfe und Pläne geschehen.«

»Um so besser für uns Alle,« erwiederte Georg, düster vor sich hinblickend.

»Wie!« rief die Dame lächelnd, »haben Sie so sehr den Muth verloren, den Tod herbeizuwünschen, oder ist vielmehr Ihr Muth so hoch gestiegen, den Tod nicht zu fürchten?«

»Den Tod zu fürchten?!« sagte Georg. »Es ist unmöglich, daß Sie glauben können, ich sei feig oder furchtsam. — Ich zittere vor dem Gedanken. Nur gegen Sie möchte ich mich rechtfertigen, nur Sie allein wünschte ich zu überzeugen, daß Recht und Ehre in allen Dingen mit mir sind.«

»Und was könnte es Ihnen helfen?« fiel Victoria ein, »was schadet es Ihnen, was ich glaube und meine? Ich bin ein schwaches Geschöpf, das nirgend einen Einfluß üben kann, ob es auch noch so laut seine Stimme erhöbe.«

»Nicht was Sie sagen und was die Welt hört, nein, was Sie denken und empfinden, das bekümmert mich,« rief Georg. »Ich stehe allein, ich habe kein Wesen, das sich an mich lehnt, keines, bei dem ich Trost und Hoffnung suchen könnte. Einsam bin ich aufgewachsen, einsam gestählt worden in inneren und äußeren Lebenskämpfen. So habe ich empfinden, so Entschlüsse fassen lernen; so trafen mich Schicksalsstürme, in denen ich nie die Festigkeit des mannhaften Selbstvertrauens verlor.«

»Und nun?« sagte Victoria, »nun ist diese männliche Festigkeit erschöpft?«

»Nicht erschöpft,« erwiederte Bernardi sanft, »denn Niemand wird mich je von den Pfaden der Ehre und des Rechts ein Haar breit wanken sehen; aber erschüttert in dem Glauben an Alles, was dem Menschen heilig, fühle ich ein fressendes Weh am Herzen, Ekel vor den Wesen, die immer bereit sind, zu jedem Leichtsinn, zu jedem Bösen, jedem Unrecht zu greifen, wenn ihre Leidenschaften sie antreiben.«

»Sonderbar,« rief die Dame, indem sie still stand, »wir haben ziemlich denselben Lebensweg gemacht und sind doch zu ganz verschiedenen Resultaten gelangt. Auch ich habe nie ein Wesen gehabt, das mir Liebe und Vertrauen gegeben und empfangen hätte. Auch ich war früh verwaist, dann freudlos einem Manne überantwortet, den ich verachtete. — Was half es Alles, die Menschen wollten es so. Mich ekelte ihre Lüge, ihre Gemeinheit an, ich mußte dennoch gehorchen. — Erinnern Sie sich unsers Gesprächs, als ich Sie zuerst am Hochzeitstage meines Bruders sah? Sie waren ein strenger Moralist mit der tiefen Wunde im Herzen, über welche Sie sorgfältig den Mantel zogen. Ich bewunderte Sie, aber ich verspottete Ihr tugendhaftes Selbstgefühl. — Ich sagte es Ihnen vorher, wie Alles kommen würde, wie diese Welt und diese Menschen sind und wie man am besten mit ihnen fertig wird. Sie schlugen ein Kreuz vor mir und stürzten sich in ein fremdes, neues Leben, das Sie nicht besser und nicht klüger gemacht hat. Und ist nicht Alles ge-

kommen, wie ich sagte? Hat sich nicht erfüllt, was ich vorher sah?! — Der Blütenstaub der Liebe ist verweht in dieser Ehe, aber der rothe Puder ersetzt ihn vollkommen. — Es paßt Alles hier gut zusammen und wird passen bis zum Ende. — Man kann die Welt bis zum Ekel verachten, Herr Georg, man kann die Menschen für das erbärmlichste Gesindel halten, das nicht werth ist unterzugehen, aber man muß nicht vergessen, daß man selbst zu ihnen gehört, und muß die Betrüger betrügen, um wenigstens mit lachen zu können. Im Übrigen, lieber Herr Georg, muß man doch auch immer sagen, unter der Masse von Gesindel giebt es einige ehrliche Leute, jeder in seiner Weise, wie zum Beispiel Sie und ich, wenn Sie es mir glauben wollen. Und nun gehen Sie, dort zeigt sich der Hausmeister an der Thür, der Sie erwartet. Folgen Sie ihm und halten Sie einen großen Kriegsrath, der einige kluge, strategische Kunststücke ersinnt, um den Feind zu besiegen. Gute Nacht, mein Herr Ritter Georg!«

7.

Diese letzten Worte wurden mit so vieler Herzlichkeit gesprochen, daß ein Strom von Beruhigung über den Scheidenden kam. Victoria reichte ihm die Hand und er fühlte den Druck ihrer Finger fest in den seinen, als wollte sie ihm den Trost ihrer Freundschaft mitgeben. — Dann ging sie unter den Bäumen der Terrasse zu und Georg, der ein inniges Verlangen fühlte, weiter mit ihr zu sprechen, folgte mit Überwindung dem alten Manne,

der ihn in das weitläuftige Gebäude und zuletzt in ein großes, schöngeschmücktes Zimmer führte, wo Alles zu seiner Aufnahme bereit war. — Wachskerzen brannten auf schweren Armleuchtern, eine Tafel war gedeckt und mit Speisen besetzt, Weine in verschiedener Auswahl besetzten den Schenktisch; auch war ein Diener zu seinem Befehl bereit.

Mit einem Gefühl des Wohlbehagens ließ Georg sich die treffliche Bewirthung gefallen. Die finstere Stimmung, welche ihn beherrscht hatte, war verschwunden, eine freudige Empfindung hatte sie verdrängt und als das Mahl vorüber und der Diener gegangen war, nachdem er im Kamin ein leichtes Feuer angezündet, um Nachtluft und Kühle zu bewältigen, rückte Bernardi einen der großen Damaststühle an das goldene Gitter dicht an die Flamme und verfolgte lächelnd die Funken, die ihn mit glänzenden Augen anzublicken schienen, welche er zu kennen meinte. — Er prüfte die theuere Ausschmückung dieses Zimmers, den schönen Teppich, die Seidentapeten, das prachtvolle Geräth und er sagte vor sich hin: »Sie bedürfen große Summen, um ihre Verschwendungen zu befriedigen. Haben sie in diesem Landsitze schon so viel verwandt, was muß ihr Haus und ihr Haushalt in der Stadt kosten? Da wird es denn schwer, gerecht zu sein, sehr schwer sich von dem Einzigen loszureißen, was Werth für diese Menschen hat, vom Gelde!« Lächelnd deckte er die Hand auf die Stirn und flüsterte weiter: »Wie mild und verzeihlich mir in diesem Augenblick ihre Schlechtigkeit vorkommt! Ich verachte sie nicht weniger, wie sonst;

allein ich könnte eher über ihr Treiben spotten, als sie hassen, und gar nicht viel würde dazu gehören, ihnen ganz lustig zu sagen: behaltet den Raub, den ihr haben müßt, weil ihr eben seid, wie ihr seid. Gott sei's geklagt, daß er seine Wesen nicht besser machte; ihr könnt nicht anders. — Victoria!« rief er plötzlich erschreckend und nachsinnend fügte er hinzu: »Ist das nicht ihre Meinung? O! sie hat wohl recht; man muß den Wesen der Welt kein allzustrenger Richter sein, wenigstens kein Richter, der vergißt, daß er selbst zu ihnen gehört.«

Er versank in Nachdenken und bildete sich manchen Plan aus, wie er am nächsten Morgen die Unterhandlungen erneuen und durch ein Gemisch von Festigkeit und Nachgiebigkeit sein Ziel erreichen könne, als ein Klopfen an der Thür ihn aufstörte. Es war spät geworden, die Lichter tief niedergebrannt, er glaubte sich geirrt zu haben, allein das Klopfen erneuerte sich und als er öffnete, stand ein hübsches Mädchen vor ihm, die unter dem Tuch, der ihr Kopf und Gesicht halb umhüllte, ihn schelmisch und vertraulich anlächelte: »Ich habe den Auftrag erhalten,« sagte sie leise, »Sie zu bitten, mir zu folgen. Man wünscht Sie zu sprechen.«

»Wer?« fragte Georg erstaunt und erwartungsvoll.

»Meine gnädige Frau,« erwiederte sie. »Eilen Sie, sein Sie vorsichtig und still, es darf uns Niemand hören.«

Sie nahm seine Hand, um ihn zu führen, und halb mechanisch folgte er ihr. Sonderbare Zweifel stiegen in ihm auf, sein Herz schlug heftig. »Bist Du auch gewiß,« flüsterte er, »daß Deine gnädige Frau mich zu sehen wünscht?«

»Aber, mein Herr,« erwiederte das Mädchen lachend, »glauben Sie doch, daß ich einige Erfahrungen im Dienste meiner gnädigen Frau erlangt habe.«

»Hast Du das? o! vortrefflich,« sagte Georg und es kam ihm vor, als spräche er mit Victoriens Stimme, so verächtlich und spöttisch klang es.

»Schweigen Sie, hier ist die Thür, treten Sie ein, und da —« sie öffnete ein Zimmer. — Eine Doppelampel in Rubinglas schwebte an der Decke und verbreitete ein mattes, magisches Licht. Die Vorhänge der Fenster waren dicht geschlossen, auf den Teppichen keine Fußtritte zu hören und einen Augenblick blieb Georg am Eingange stehen, denn er gewahrte Niemand. Plötzlich aber richtete sich eine Dame von dem sammtenen Ruhebett im Hintergrunde auf und streckte ihm die Arme entgegen. Ihr weiß glänzendes Nachtgewand ward von dem röthlichen Lichte der Ampel überzittert, sie winkte ihm, näher zu treten, und Georg, von Empfindungen überwältigt, eilte auf sie zu, ergriff ihre Hände, die er mit seinen Küssen bedeckte und ließ sie mit einer heftigen Bewegung los, als er ihr ins Gesicht blickte.

»Agnes!« rief er, »was soll das bedeuten?«

»Still,« sagte sie, »setze Dich hierher zu mir, ich habe mit Dir zu sprechen. Alles schläft, wir sind allein und Niemand wird uns stören. Ich habe mit Dir zu reden, um Dir meine Lage, mein Leben, mein Herz und seine Leiden zu enthüllen, dann will ich Dich um Verzeihung bitten und endlich versuchen, Dich zu versöhnen. — Doch womit soll ich anfangen? — Ich bin nicht glück-

lich, lieber Georg, und doch in den Augen der Welt nicht unglücklich, zu der ich mich rechnen muß. Wir führen unsere Ehe, wie sie in solchen Verhältnissen geführt werden kann. Wir geben uns die Freiheit, so glücklich zu sein, wie wir können. Tamnau geht seinen Neigungen nach, ich hindere ihn nicht darin, was könnte ich thun, ohne das Übel zu vergrößern? Er liebt den Glanz, die Pracht, er ist daran gewöhnt und ich kann es mir nicht läugnen, er hat mich geheirathet, um glanzvoll leben zu können. — Wir haben vor einem Jahre schon dies unter uns erörtert und sind übereingekommen, dieses Thema nicht weiter zu berühren; es würde uns unglücklich machen, wollten wir genaue Untersuchungen darüber anstellen. Genug, wir sind vereint und bestreben uns, wechselseitig unsere Lage angenehm zu machen, uns mit unnützen Vorwürfen zu verschonen. Doch woher kommt der Trost, woher die Resignation? Wir schicken uns, weil wir müssen, und suchen in Zerstreuungen, was wir nicht gefunden haben.«

»Ich bedaure Dich,« sagte Georg.

»Um nun leben zu können, wie es uns nöthig,« fuhr die Dame fort, »bedürfen wir, was wir an Mitteln besitzen. Große Summen hat mein Vater geopfert, meinen Mann aus der Verschuldung zu reißen; jetzt nach des Vaters Tode ist Tamnau klug genug, einzusehen, daß Ordnung nöthig sei, um nicht in die alte Lage zu gerathen. Unsere Ausgaben sind berechnet, unser Geld ist angelegt, wir haben uns darum vertragen, ein Theil

bleibt in meinen Händen. Wollen wir fortleben, wie wir gewohnt sind, so ist nichts zu missen; kaum wird es möglich sein, Dir die Hälfte Deines Vermögens zurückzugeben, ohne uns in Noth zu versetzen.«

Bis hierher hatte Bernardi ruhig zugehört, jetzt verfinsterte sich sein Gesicht. — »Und ist es diesem kaltblütigen schrankenlosen Egoismus nie eingefallen,« rief er aus, »daß seine üppige Schwelgerei einen Raub an fremdem Gut, eine Lossagung von Ehre und Gewissen in sich schließt?«

»Höre mich ganz,« fiel Agnes ein, »ich bitte Dich, sei nicht ungestüm. Tannau will nicht geben und ich kann es nicht. Wir wollen von dem unglücklichen Testament schweigen, ich weiß nichts davon; wenn Du jedoch, dies schreckliche Papier in der Hand, von uns die Erfüllung verlangtest, so beginnst Du ein Verbrechen. Du würdest mir einen großen Theil meines Erbes entreißen, Du drängtest Dich verderblich in mein Leben, zerstörtest, was ich noch an Glück besitze! — Georg! mein Bruder, Du hast es feierlich gelobt, mir stets Freund und Beschützer zu sein, jetzt mahne ich Dich daran; ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, um meinetwillen trachte nicht darnach, Dich zu meinem Verderber zu machen.«

Bernardi erstarrte vor dieser Sprache; ein verächtliches Mitleid, das er nie gekannt, erfüllte ihn ganz. »Wirklich,« sagte er, »ich hätte nie geglaubt, daß es möglich sei, auf solche Weise Unrecht in Recht zu verwandeln und damit sich zu beruhigen; doch Du hast mich

aufgerufen, ein feierliches Versprechen zu erfüllen, und ich will es halten. Nimm denn, was mir gehört, mache mich zum Bettler, es sei darum.«

»Du bist erzürnt,« rief Agnes, als er aufstand, »allein giebt es denn kein Mittel, Deinen Verlust zu ersetzen, Dich zu versöhnen, daß wir in Freundschaft und Liebe auch ferner uns zugethan bleiben?«

»Ich muß bedauern,« erwiederte Bernardi lächelnd, »ich habe nichts mehr zu geben.«

»Aber ich,« erwiederte sie im vertraulichen Tone; »ja, mein lieber Freund; Du sollst mir eingestehen, daß ich nichts umsonst begehrte. — Wie gefällt Dir meine Schwägerin, Victoria?« fragte sie plötzlich.

»Wie soll ich diese Frage deuten?« versetzte er verwirrt.

»Höre mich an,« fuhr Agnes fort, »ich will Dir ein Geheimniß vertrauen. Victoria ist reich, sehr reich und — sie liebt Dich!«

»Mich?« rief Georg. »Unmöglich! Wie könnte es möglich sein?«

»Ich will es Dir sagen. — Victoria ist eine jener seltsamen Frauen voll Willenskraft und stolzer Characterfestigkeit. Sie hat unglückliche Erfahrungen in ihrer Ehe gemacht und die meisten verspottet, alle abgewiesen, welche später um sie warben. Du hast den Herrn von Lingen gesehen; er ist seit zwei Jahren ihr Verehrer, ohne daß seine geistreiche Liebenswürdigkeit einen Sieg errungen hätte. Dein Erscheinen bei uns hat eine Erklärung herbeigeführt, einen Zank, der mit einem förmlichen Bruch

endete. — Lingen, der Victoria kennt, vermuthete aus ihrem Benehmen gegen Dich, daß sie sich lebhaft interessire. Er griff Dich an und sie übernahm Deine Vertheidigung. Sie schilderte Dich als einen Mann von wahrhaftem Muth, voll tiefer innerer Würde und Sittlichkeit, die zur Hochachtung nöthige, endlich aber gedrängt von ihrem Gegner im Feuer ihrer Empfindungen rief sie plötzlich: Ich läugne es nicht, ich fühlte mich angeregt, als ich diesen Mann zum ersten Male an euerem Hochzeitstage bemerkte; ich habe mich seiner mit Wohlbehagen erinnert, so lange er entfernt war und jetzt, nun ich ihn wiedergesehen, entzückt mich seine Entschlossenheit, sein starkes Rechtsgefühl, sein schönes, stolzes Wesen. Wenn ich einen Herrn wählen möchte, so würde es dieser sein, und wenn er käme und zu mir spräche: ich liebe Dich! ich wäre im Stande, so fest darauf zu bauen, daß ich ihm um den Hals fiele und riefe: So laß uns versuchen, glücklich zu sein!«

Georg stand stumm da, mit glänzenden Augen und hochgeröthetem Gesicht. Plötzlich aber sagte er: »Sie kann nicht lügen, nein, sie würde es nicht thun, aber Du, Du lügst! — Wer gab Dir diese neue Täuschung ein und zu welchem Zweck soll sie dienen? Wenn es aber wahr wäre, wer gab Dir das Recht mir das zu sagen? mir das Geheimniß eines edlen Herzens als Kaufpreis für mein schmählich errungenes Erbe anzubieten?«

»Theurer Georg!« rief Agnes ängstlich, »ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, nur meine Freundschaft, mein heißer Wunsch, Dich zu versöhnen, vermochte mich zu dieser Mittheilung.«

»Oder der edle Wunsch, den armen Lingen von einer thörichten Aufregung vollständig zu heilen,« sagte eine spottende Stimme hinter den Sprechenden, die erschrocken sich umblickten und an einer geöffneten Tapetenthür Victoria stehen sahen.

»Du hast uns behorcht!« sagte Agnes entrüstet.

»Ja, meine liebe Schwägerin,« erwiederte Victoria, »das that ich und ich gestehe ein, es war nicht Zufall, es war meine Absicht, Dich zu behorchen.«

»Nun wahrhaftig,« rief die Frau vom Hause, »es gehört Deine nichtsachtende Offenheit dazu, dies zu bekennen.«

»O, still, wer wird so zornig sein!« fuhr Victoria lächelnd fort. »Hättest Du mich und was mich angeht, nicht ins Spiel gezogen, ich wäre vielleicht ganz leise davon gegangen und hätte es diesem jungen Herrn überlassen, sein nächtliches Abenteuer auszufechten. — Nun aber,« fuhr sie fort und legte ihrer Schwägerin vertraulich die Hand auf die Schulter, »nun bin ich gezwungen, mich ein wenig einzumischen, liebe Agnes, ein wenig nach meiner Weise zu handeln und da es möglich wäre, daß mein Bruder etwa da oder dort zufällig den Thüren nahe käme und auch etwas hören möchte von dem, was ich zu sagen habe, so werde ich laut sprechen, damit es ihm unbenommen bleibt, nach seinem Gefallen hereinzutreten, um unverhofft ein edles Werk zu krönen.«

»Ich kann nicht glauben,« sagte Agnes stolz, »daß Du denken könntest, Dein Bruder —

»Ich denke nichts,« fiel Frau von Bergenheim ein,

»aber höre, welch wunderbarer schauerlicher Vorfall mir begegnet ist. — Das Testament, dies unglückliche Papier, das durch seinen Verlust allen den Wirrwarr, die Verdrießlichkeiten, endlich die argen Kränkungen sogar verschuldet, welche mein Bruder von dem Herrn Georg ertragen mußte . . .« —

»Ich hoffe, Georg ist versöhnt und denkt besser jetzt von Tamnau.« —

»Gleichviel, ich war davon auf's Heftigste beunruhigt. — Ich konnte nicht schlafen vor dem Gedanken, was meinem Bruder widerfahren, und als ich endlich die Augen schloß, begann ein unerklärbarer seltsamer Traum. Mein dunkles Zimmer erschien mir plötzlich von einem weißglänzenden schönen Lichte erhellt, das geisterhaft und geheimnißvoll den ganzen Raum füllte und plötzlich mich zwang, die Augen aufzuschlagen, welche sich auf eine Gestalt richteten, die an meinem Bette saß. — Denke Dir mein Entsetzen! Es war der alte Herr Hartberg, Dein Vater, liebe Agnes. Das strenge, ehrwürdige Gesicht war zu mir aufgerichtet; Schmerz und Kummer lagen in seinen großen starrglänzenden Augen; er war ganz so anzuschauen, auch ganz so gekleidet, wie ich ihn ein paar Tage vor seinem Tode gesehen hatte, wo er mit Dir zürnte.«

»Es scheint,« rief Agnes, sie unterbrechend, »daß dies Mährchen ausgesonnen wurde, mich zu beleidigen. Ich will es nicht weiter hören.«

»Du sollst und mußt es hören,« sagte Victoria mit erhobener Stimme, »es ist wichtig für Dich. — Was willst Du von mir, verklärter Geist? rief ich in meiner

Angst und eine tiefe Stimme antwortete mir: ich kann nicht ruhen vor dem Testament!«

»Es giebt kein Testament, sagte ich, Du selbst hast es ja vernichtet.«

»Es ist vorhanden, erwiederte der Geist Deines Vaters. Stehe auf und gehe in das dritte Zimmer an der Thurmseite, wo Dein Bruder wohnt. Dort steht der große Schreibtisch, welcher einst mein eigen war. Öffne den Tisch, ziehe den letzten Kasten heraus, dort findest Du eine Feder, diese drücke nach innen, dann wird aus der Hinterwand ein Schubfach springen, in ihm liegt mein Testament.« —

»Mein Gott!« rief Agnes und alles Blut entwich aus ihrem Gesicht.

»Bei dem letzten Worte,« fuhr Victoria fort, »erwachte ich und mein Zimmer war dunkel. Ich sprang aus dem Bette.«

— »Du gingst!« —

»Ich ging,« sagte Victoria, »ich suchte, ich fand. Es war alles so, wie Dein Vater es beschrieben und hier — hier ist das Testament!«

»Es ist nicht wahr!« schrie Agnes und mit einer heftigen Bewegung faßte sie nach der versiegelten Schrift in der Hand ihrer Schwägerin, welche diese zurückzog. — »Beruhige Dich, liebe Freundin,« sagte Victoria, »dem Himmel sei Dank! Alles hellt sich auf. — Eine gütige Vorsehung wollte, daß dies wichtige Papier nicht vernichtet wurde; jetzt sind wir im Stande, alles Unrecht zu vergüten, allen Verdacht von uns abzuwenden. Meines

Bruders, Deines Mannes Ehre ist gereinigt. Du selbst hast das Glück Deinem Jugendfreund, dem Sohn Deines Vaters, gerecht zu werden, dieses guten Vaters letzten Willen getreu zu erfüllen. Herr Bernardi aber muß bekennen, daß er sich übereilte; der Himmel tritt für uns und ihn in die Schranken, die Todten wachen auf und machen mich Unwürdige zu ihrem Werkzeuge. Hier, Herr Georg, ist das Testament, prüfen Sie es, ob keine Täuschung darin steckt.«

»Es ist die Hand meines Vaters,« sagte Bernardi; »ohne Zweifel, es ist sein Testament, gerichtlich beglaubigt und besiegelt.«

»So danken Sie Gott und nehmen Sie Ihr Erbe in Besitz.«

»Dein Erbe!« rief Agnes, die, aus ihrer Bestürzung erwachend, plötzlich Georgs Arme festhielt, »es ist Dein Erbe nicht, Du hast ihm entsagt, Du bist zufrieden gewesen, Dich mit uns zu vereinbaren; kannst Du jetzt Dein Wort brechen? Du kannst es nicht wollen; nur was Dein ist, magst Du begehren und das habe ich Dir zugesagt.«

Ihre Angst und Heftigkeit erregte Bernardi's tiefste Verachtung. Schweigend faßte er das Testament: »So nimm denn hin, was Dir höher dünkt als Ehre und Gewissen,« sprach er, »doch wie ich dies Papier zerreiße, so zerreiße ich jedes Band, das zwischen uns noch sein könnte.«

»Halt! mein Herr,« rief Victoria; allein es war zu spät. Mitten durchgerissen und in zehn Stücke getheilt, warf Bernardi das verhängnißvolle Blatt zu Boden.

Victoria lachte laut und lehnte sich auf Agnes, die sie umfaßte. »Was habe ich gesagt,« rief sie, »giebt es einen unbesonnenern Kaufmann wie diesen Herrn Georg? Vergebens sind alle Warnungen, vergebens steigen die Todten aus ihren Grüften, vergebens muß ich mich von ihnen ängstigen und aus dem Schlafe jagen lassen, bis es wirklich gelingt, dies verwünschte Papier habhaft zu werden, das alle seine Wünsche erfüllt. Wozu dient es aber? Damit er einen Streich begeht, über den jeder vernünftige Mensch ihn auslachen muß.«

»Nein, mein theurer Bruder,« rief Agnes, indem sie sich Georg näherte, »glaube ihr nicht. Nie will ich vergessen, was Du gethan, meine ewige Dankbarkeit soll es Dir zu vergüten suchen.«

»Madame,« erwiederte Georg, indem er kalt zurücktrat und auf die Papierstücke am Boden zeigte, »hier liegt eine Kluft zwischen uns, die nicht zu überschreiten ist! — Es ist zu spät!« rief er mit schmerzvoller Heftigkeit, »jetzt ist es zu spät. Entwürdigt, ohne Ehre und Gewissen steht ein Wesen vor mir, das ich bis zur Anbetung geliebt und unter namenlosen Qualen verloren habe. Das ist der letzte Schmerz, der überwunden sein will, doch ich erkenne es, mein Schicksal hat es gut mit mir gemeint.«

»Noch einen Augenblick,« sagte Victoria und hielt ihn auf, als er gehen wollte. »Was Sie mit meiner Schwägerin verhandelten, hat keine Gültigkeit für mich.«

Sie richtete die blitzenden Augen fest auf ihn und fuhr dann mit ihrem gewöhnlichen lustigen Lächeln fort:

»Die Todten erscheinen nicht zum zweiten Male, aber die Lebendigen haben die Verpflichtung, für sie in die Schranken zu treten, Unehre von sich abzuwenden und den Unverständigen Vernunft zu lehren. — Gute Nacht, Herr Georg, nehmen Sie ein Licht da vom Tische und hüten Sie sich vor allen Abenteuern und Geistererscheinungen.«

8.

Der Rest der Nacht verging Bernardi in fieberhafter Aufregung. Was er erfahren und erlebt, strömte nun in zahllosen Bildern und Träumen an ihm vorüber und ließ den wechselndsten Empfindungen Raum, deren er nicht Herr werden konnte. — Victoria liebte ihn; sie hatte den Worten ihrer Schwägerin nicht widersprochen und doch hatte sie diese gehört. — Dieser Gedanke zitterte beglückend durch sein Herz, er machte ihn froh und muthig und er rechtfertigte ihn durch jedes Wort, das sie gesprochen, durch jeden Blick, den sie ihm zugewandt. — Victoria war seine Verbündete in diesem traurigen Streite, der ihm Alles geraubt, aber gern hätte er zum zweiten Male das Testament zerrissen und der Habsucht zugeschleudert für die Zusicherung der Liebe, die Agnes ihm angekündigt hatte. — Bald machten sich jedoch auch die Zweifel derselben geltend und mit jedem Dahineilen der Stunden sanken sie schwerer auf ihn herab. Alles kam ihm wie ein süßer Traum vor, aus dem eine kalte Hand ihn langsam aufweckte, wie eine grausame Täuschung, die man nur ersonnen habe, um ihn zu verspotten. —

Zuweilen, wenn diese Gedanken ihn übermannten, stand er auf und er glaubte ein fernes Geräusch und dumpfe Worte zu hören; er glaubte Victoriens Stimme zu erkennen, ihr Lachen, den scharfen Ton, mit welchem sie seinen Namen aussprach, und er zitterte in dem finsteren Zimmer, wo das Licht längst niedergebrannt war, allein zu sein, denn er sah sie neben ihren Verwandten vertraulich verkehren, oder Arm in Arm mit dem geckenhaften Anbeter an ihm vorüberrauschen.

So kam endlich der Morgen, dessen ersten Schein er mit Ungeduld erwartete. Es ward lebendig im Hofe, die junge Sonne übergoß mit glühendem reinen Lichte die hohen Bäume im Park und seine sehnsüchtige Angst wuchs, als er die thauigen Gänge durchirrte, ohne die, welche er suchte, anzutreffen. Er hatte sich eingebildet, sie müsse ihm begegnen; bei jedem Rauschen der Gebüsche glaubte er sie nahe, jetzt kehrte er verdüstert und gekränkt zurück und sein Vertrauen schwand ganz, als er seinen Wagen zur Abreise fertig und ihn erwartend an der Thür erblickte.

Der alte Diener, welcher am Schlage stand, sagte höflich: »Da es wohl anzunehmen, daß der Herr eilig zur Stadt zurückzukehren wünsche, habe er alle Vorbereitungen getroffen.«

»Und die Damen?« fragte Bernardi. »Ich wünschte mich ihnen zu empfehlen.«

»Der gnädige Herr sowohl, wie die Damen,« sagte der Diener, »lassen eine glückliche Reise wünschen.«

Man wollte ihn nicht wieder sehen! Mit dieser niederschlagenden Überzeugung stieg er in den Wagen und

fuhr zum Thore hinaus. Als der Baumweg sich wandte, blickte er zurück. Eine weibliche Gestalt stand auf der Terrasse und lehnte an dem grünenden sonnenumflossenen Geländer. Ihr schwarzer Seidenmantel flatterte im Morgenwinde. In dem Augenblick trat eine zweite aus der Thür und beide eilten sich entgegen, fröhlich die Arme ausbreitend. Es war Victoria, die ihre Schwägerin umarmte. Georg glaubte ihre spottende Stimme zu hören und er drückte die Hand vor seine Augen und sagte still vor sich hin: »Narr, der ich war, dieser Komödie zu glauben. Ich habe, wie es scheint, eine traurige Rolle darin gespielt, die Rolle des edelmüthigen Hanswurstes, der nach allen Stößen, die er empfangen, ausgelacht wird.«

Zur Mittagszeit war er endlich in seiner Wohnung, wo ihn der treue alte Freund erwartete, welcher heut ganz freundlich aus seiner faltigen steifen Halsbinde hervorsah und nicht wenig erschrak, als er in die Unglück verkündenden starren Gesichtszüge seines jungen Herrn sah.

»Nun,« rief er aus, »ich kann's mir denken, denn ich sehe es Ihnen an, wie es gegangen ist. Die saubere Sippschaft ist von Stahl und Eisen in ihren Schlechtigkeiten und alle Unterhandlungen sind vergebens gewesen.«

»So ist es,« erwiederte Georg. »Es ist Alles verloren.«

»Nur die Ehre nicht!« rief Herr Springer mit Pathos, »hoffentlich aber gefallen Ihnen meine Mittheilungen besser. Was würden Sie sagen, wenn wir Nachricht erhielten, daß unsere in Amerika verlorengegebenen Summen höchst wahrscheinlich ganz gerettet werden?«

»Das würde,« erwiederte Bernardi, »wenn diese

Nachricht jetzt einträfe, ein sehr glückliches Ereigniß für die Verkäufer sein. — Haben Sie Briefe erhalten?«

»Nein,« sagte Springer, ihn erschrocken anblickend, »aber ich habe alle Anstalten getroffen, daß morgen beim Verkauf wo möglich Sie der Käufer bleiben.« — Bei dem ungläubigen Kopfschütteln Bernardi's fuhr er dann eifrig fort: »Was ich selbst besitze, ist disponibel, außerdem haben sich zwei achtbare Freunde erboten, bedeutende Vorschüsse zu machen; so können wir denn ziemlich getrost auf dem Platze erscheinen und dürfen uns um so dreister in die Schranken stellen, da Niemand so gut wie wir weiß, was die Fabrik unter den jetzigen Umständen mit ihren Aktivas und Passivas werth ist.«

Der alte vorsorgliche Buchhalter legte nun in der That dem jungen Fabrikanten einige Papiere vor, durch welche zwei angesehene Kaufleute sich erboten, gewisse Summen zum Ankauf der Fabrik vorzustrecken. Die Bedingungen waren nicht leicht, allein sie konnten angenommen und erfüllt werden, wenn die Umstände sich einigermaßen günstig gestalteten. Bernardi hatte damit den Tag über Geschäfte genug abzumachen, um an die Vorgänge im Schlosse nicht allzu oft erinnert zu werden.

Erst als er spät Abends allein war, erwachte der Schmerz über alle Kränkungen und Täuschungen, welche er erfahren, in voller Stärke. Victoriens Bild wollte ihn nicht verlassen. Er rief sich jede Scene zurück, prüfte jedes Wort nochmals, und je mehr er sich damit beschäftigte, um so mehr Ruhe und Freude kam über ihn. — Sehnsüchtiger Kummer zauberte ihm die Geliebte vor, wie

sie stolz fragend vor ihn hintrat und zürnend rief, ob er an ihr zweifeln könne? Sie schalt ihn kleinmüthig und mit Entzücken streckte er die Arme aus, um sie traurig sinken zu lassen, denn der Raum war leer, die Zeit entfloh, wenige Stunden nur lagen zwischen der Entscheidung; was kommen sollte, mußte schnell geschehen. — »Wenn das die Liebe ist,« sprach er und legte die Hand auf sein Herz, »die mich beseligt und vernichtet, nun so habe ich sie empfunden in ihrem Entzücken wie in ihrem Leid. — Was habe ich denn geglaubt? Kenne ich denn die Menschen so wenig, standen sie mir nicht nahe genug mit ihrer gemeinen Selbstsucht? Aus ihnen hervor hob sich Victoriens leuchtende Gestalt auf dem dunklen Grunde, wie ein Maler seine herrlichsten Bilder zwischen Wüsten und nackter Dürre hinstellt.« — Unter solchen Klagen verging die Nacht, bis er endlich mit männlicher Entschiedenheit sich frei zu machen strebte. »Was helfen meine Worte?« sagte er lächelnd, »war ich schwach, so war es die Schwäche eines Herzens, das nun in Arbeit und tapferem Kampf mit dem Leben seinen Frieden wieder gewinnen muß. Nein, Victoria, ich zweifle nicht; wie mein Loos auch fällt, Niemand soll mir sagen, Du hättest mich verrathen. Ich glaube an Dich, ich hoffe und vertraue. Du wirst kommen, meine Geliebte; wie ich Dich jetzt sehe, so wirst Du in Wahrheit vor mir stehen und was Du auch beschlossen hast, es wird, es muß das Rechte sein.«

So kam der Morgen und Georg war so heiter und zuversichtlich, daß Jedermann und Herr Springer am meisten überzeugt war, er sei seiner Sache gewiß. Um

die zehnte Stunde war die Versteigerung angesetzt. Nach und nach wurden die Vorbereitungen dazu gemacht, mehrere Käufer fanden sich ein und endlich erschien auch der Advokat Tannau's, der noch zwei Herren mitbrachte, mit denen er eifrig und angelegentlich sprach.

Als er Bernardi ansichtig wurde, wandte er sich sogleich zu diesem und sagte mit seiner süßen Freundlichkeit: »Sie haben, wie ich erfahren, gestern Briefe aus New-York erhalten, verehrter Herr, nach denen ein bedeutender Theil der großen Summe gerettet werden wird, welche das Haus dort noch stecken hat.«

»Ich weiß nichts davon,« erwiederte Georg verwundert.

»Dann hat es Ihnen der gute Herr Springer wahrscheinlich noch nicht mitgetheilt,« fuhr der Advokat fort und er sah den alten Buchhalter lächelnd an, der bleich und verlegen wurde. — »Nicht wahr, lieber Herr Springer, Sie wollten diese wichtige Nachricht erst heute bei der Auction veröffentlichen; es hat sich jedoch das Gerücht voreilig verbreitet und ist von äußerster Wichtigkeit für den Verkauf.«

»Ich habe — ich wollte —« sagte Herr Springer, indem er zwei Briefe aus seiner Brusttasche zog.

»Ganz recht,« rief der Anwalt, der die Papiere rasch aufschlug, »hier steht es: das verlorengegebene Geschäft wird zum großen Vortheil umschlagen. Diese Nachricht ist 50,000 Thaler werth, meine Herren, merken Sie wohl auf, besonders Sie, Herr Geheimer Commerzienrath.« Hier wandte er sich an einen großen stolzblickenden Herrn, der ihm verbindlich zunickte und offenbar der gefährlichste Concurrent war. »Dies Geschäft ver-

kaufe ich im Auftrage meiner Mandanten besonders und trenne es von den Übrigen,« fuhr der Advokat fort. »Wir können die Auction beginnen, treten Sie heran. — Die Fabrik also, meine Herren, wie sie steht und liegt mit Allem, was dazu gehört, aber mit Ausnahme des amerikanischen Geschäfts.«

»O, lieber Herr Bernardi,« flüsterte der alte Buchhalter zitternd und große Thränen liefen über sein faltiges Gesicht, »jetzt ist Alles vorbei, jetzt haben Sie Alles verloren.«

»Wer sagt Ihnen das?« rief eine laute helle Stimme und eine Hand tippte leise auf Georgs Schulter.

»Vierzig Tausend Thaler zum ersten!« schrie der Ausrufer, aber Alle wendeten sich um, denn neben Georg, Hand in Hand mit diesem stand eine Dame, ein großes besiegeltes Papier in der Rechten. — »Verzeihen Sie mein störendes Erscheinen, meine Herren,« sagte sie stolz lächelnd, »allein es ließ sich nicht ändern und ich fürchte fast, Sie werden sich noch mehr beklagen. Werther Herr Justizrath,« fuhr sie dann fort, »lesen Sie doch gefälligst dies Instrument, das mein Bruder leider in Ihrer Abwesenheit von einem Richter in unserer Nähe aufsetzen lassen mußte, das jedoch jedenfalls seine volle Gültigkeit hat.«

Der Justizrath las, blickte auf zu Victoria, die ihm zunickte, las wieder und rief dann: »So hat die Auction ein Ende, meine Herren, ehe sie begonnen hat. Die bisherigen Eigenthümer haben hier eine Abtretungs-Urkunde in bester Form ausgestellt, nach welcher die Fabrik mit Allem, was dazu gehört, ohne jede Ausnahme auf Herrn

Georg Bernardi übergeht, dem ich meine herzlichsten Glückwünsche darbringe.«

»Victoria!« schrie der alte Buchhalter und seine Thränen wurden zu Freudenthränen.

»Victoria!« rief auch Georg und er preßte ihre beiden Hände zitternd an sein Herz und seine Lippen; ihre Augen begegneten sich, es malte sich darin die schöne Gewißheit des Verständnisses ihrer Herzen. »Mein Bruder und Agnes schicken viele Grüße und Glückwünsche, lieber Georg,« sagte sie; »morgen oder übermorgen treten sie in Lingen's Begleitung eine Reise nach Italien an.«

»Und Sie — Sie?« erwiederte Georg mit Innigkeit.

»Ich bleibe hier,« sagte sie bewegt und leise — »ich bleibe bei Dir! — Und schnell wendete sie sich zu den Versammelten, die mit neugieriger Theilnahme umherstanden. »Meine Herren,« rief sie in ihrer Weise spöttisch lachend, »Sie nehmen eine Neuigkeit mit, die Aufsehen erregen wird, ich will eine zweite hinzufügen, die den Reiz sehr erhöhen muß. — Erzählen Sie, daß Georg Bernardi nicht allein sein Erbe plötzlich erhalten, sondern daß er sich auch zur Stelle verlobt hat. Braut und Bräutigam stehen vor Ihnen.«

Dem neuen Erstaunen folgten die Glückwünsche. — »Zu viel, o, zu viel Seligkeit in einer kurzen Lebensminute zusammengedrängt,« rief Bernardi in Victoriens Arme.

Sie blickte ihn liebevoll an. »Nicht eine Minute, mein Georg, ein ganzes Leben erwartet uns, so laß uns denn wagen, glücklich zu sein!« —

Der Weg zum Glück.

Novellette aus dem Leben.

Vor ungefähr zwanzig Jahren ging ein blutjunger Assessor eines Tages in einer der Hauptstädte unserer östlichen Provinzen als ein Bild der Verzweiflung auf der Promenade umher. Er hatte den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Kopf gesenkt, die Augen tief auf die Erde gerichtet und kümmerte sich nicht um Herbstregen und Abendnebel, die wild um ihn her wirbelten. Ein paar Vorübergehende sahen ihn bedenklich an; einer derselben grüßte sogar, aber der Assessor dankte nicht. Er schien geschlossenen Auges, doch keineswegs im Lichte zu wandeln; denn plötzlich lief er gegen einen Herrn an, der ihm entgegen kam und mit einem derben Scheltworte zurückprallte.

»Ich bitte um Verzeihung,« murmelte der Assessor halblaut und mit einem flüchtigen Seitenblicke, indem er seinen Weg fortsetzte.

»Element!« schrie der Gestoßene, »Deine Höflichkeit heilt meine blauen Flecke nicht.«

»O, Du bist es!« sagte der junge Mann, den der Andere festhielt.

»Ja, ich bin es, zu meinem Schaden,« versetzte dieser spöttisch; »aber wie siehst Du denn aus? Jammervoll,

blaß und mager, wie der Nachmittags-Prediger Flitte. Bist Du krank?«

»Krank, o nein! doch, wie Du willst — ja, auch krank, Vetter. Lebe wohl.«

Der Vetter nahm statt aller Antwort den Arm des Assessors und sagte lachend: »Mensch, Du sprichst wie Romeo, und wenn hier irgend eine Gartenmauer wäre, verschwändest Du deinem Benvoglio, so spurlos wie jener, Du bist also auf jeden Fall verliebt; gestehe!«

»Still,« sagte der Assessor, indem er sich ängstlich umsah.

»Ach, Narrenspossen!« rief der eifrige Herr, »ich muß Dir die Leviten lesen. Ist das ein Betragen von einem jungen, fixen Gesellen, wie Du; von einem, der ein flotter Bursch war sein Leben lang und jetzt ein Kopfhänger geworden ist; ein Kerl, der, wie Fallstaff sagt, aus einer Käserinde gemacht wurde?! Komm mit, mein Junge, wir müssen das bei einer Flasche Sect weiter abhandeln.«

»Laß mich in Frieden,« sprach der Assessor seufzend, »Du weißt nicht, wie mir ums Herz ist; hast das nie gekannt, was mich bedrückt.

»O, Patron,« erwiederte der Vetter lachend, »so sollst Du mir nicht kommen! Ich bin Advokat, Justizrath, ein Beichtvater für viele Menschen, die mir ihre Sünden anvertrauen und mich um Hülfe anrufen in aller Lebensnoth. Du aber, den ich von Kindesbeinen an gekannt und lieb gehabt, Du solltest Dich schämen, den Verstockten zu spielen.«

Der Assessor stand mit gesenktem Kopf und drückte die Hand des theilnehmenden Freundes.

»Nun, wenn Du nicht mit der Sprache herauswillst,« fuhr dieser fort, »so will ich Dir sagen, was ich gehört habe; denn Du weißt, es giebt überall, so auch hier Leute, die ihren Nebenmenschen eine bewundernswerthe Aufmerksamkeit widmen. Und einer dieser wahren Christen kam und sprach zu mir: Ihr Vetter, der Assessor, hat sich wohl lange nicht bei Ihnen blicken lassen?

Nein, seit ein paar Wochen nicht.

Ah — o ja, das glaube ich wohl.

Wie so?

Nun, haben Sie wirklich nichts gemerkt?

Ich? nein, nichts.

Kennen Sie den Hofrath Täubner?

Der an der Promenade wohnt?

Ja, der die drei hübschen Töchter hat.

Er blinzelte mit den Augen, der gute Mann, als er das sagte, und strich mit der Hand über sein mageres, häßliches Rattengesicht, als ich schrie: Was, zum Henker, macht er da die Cour?!

Die Cour, sagte er. Es ist eine förmliche Liebesgeschichte mit der Ältesten, der Antonie; wenigstens glaubt man das allgemein.

Herr! schrie ich ärgerlich, glauben Sie doch nicht, daß mein Vetter ein Narr ist.«

Hier faßte der Assessor den Justizrath lebhaft beim Rockknopf und sagte dringend: »Ich bitte Dich, sprich nicht zu laut.«

»Das Mädchen ist hübsch,« fuhr der Justizrath fort, »das geb' ich zu; gut, häuslich, sanft, weiblich, kurz: ein Engel! wie die Verliebten von Jeder sagen. Es mag Alles so sein, meinetwegen; aber der alte, langnasige Hofrath hat nichts als die drei hübschen Kinder, und mein Vetter auch nichts, als sein nagelneues Assessor-Patent. Ergo wäre es eine Narrheit, an reelle Liebschaft zu denken, und es ist ein vernünftiger Junge, ein Mensch von Kopf, aus dem was Rechtes werden soll, wie ich denke; der warten kann und hoffen kann, eine vortheilhafte Partie zu machen. Glatte Gesichter haben sie Alle, seit die Pocken geimpft worden; gut und gebildet sind sie auch, dafür erhalten sie Erziehung; kurz, ich glaube es nicht, und will es nicht glauben, daß es mehr ist als eine gewöhnliche Courmacherei.«

»Und dennoch ist es mehr als das; weit mehr!« sagte der Assessor mit einem tiefen Seufzer.

Der Justizrath schlug die Arme zusammen und sah ihn forschend an. »Deine Narrheit ist also ernsthafter Art?« fragte er.

»Nenne es, wie Du willst!« rief der junge Mann leidenschaftlich erregt; »spotte, verhöhne mich. O, ich wollte alle Herzlosigkeit der Menschen, auch der besseren, ertragen, wenn ich damit mein Glück erkaufen könnte.«

»So,« sagte der Vetter gelassen, »es fehlt also noch etwas daran? Sie ist spröde, grausam, tyrannisirt Dich.«

»Wenn Du Alles wissen willst,« erwiederte der Assessor, »so wisse: Nein, nicht sie, aber der Vater — er hat mir gestern . . .

»Die Thür gewiesen,« schrie der Justizrath freudig. »Das ist vortrefflich!«

»Nicht das,« fuhr sein Verwandter unwillig fort, »aber er gab mir Andeutungen, die vermuthen ließen, er merke unser Verhältniß und mißbillige es.«

»Wie ein rechtschaffener Vater dies gar nicht anders thun kann,« sagte der Justizrath, »und jetzt sei vernünftig, Gustav. Es giebt viele Tausende Mädchen in der Welt, alle schön und liebenswürdig. Du wirst nicht sitzen bleiben; eine darunter wird sich sicher Deiner erbarmen, wenn die rechte Zeit und Stunde da ist. Mit der aber läufst Du in dein Unglück. — Sieh mich an; ich bin ein alter Junggeselle geworden, und es thut mir keinen Augenblick leid. Entweder muß man vortheilhaft heirathen oder gar nicht. Ich habe das erste nicht gekonnt, Du aber kannst es. Die Zukunft und ihr Glück liegen Dir offen; dies wird wie von selbst über Dich kommen. Entweder Geld oder bedeutende Familienverbindungen, die Dich heben, das muß Dein Wahlspruch sein. Meist heirathet man nur einmal und entscheidet damit für das ganze Leben.«

»So sprechen alle die weisen Leute,« rief der Assessor bitter, »und sie treiben Handel mit Allem, auch mit der Liebe und dem Wohl und Weh der Herzen. Sie begreifen es nicht, daß sich ein Lebensglück nie mit Gold und Ehren abkaufen läßt, daß man in der Hütte, im engen Kreise, seliger wohnen und sich glücklicher preisen kann, als unter Ordensbändern in Palästen.«

»Ich habe manchen Gimpel dies Lied pfeifen hören,« erwiederte der Justizrath nach einer Pause, »aber Du,

ein Mann von Geist und Tüchtigkeit, solltest kaltblütiger über die Wahrheit des Lebens denken und den Unverstand der sogenannten Gefühle verachten.«

Der Assessor gab eine erregte, unwillige Antwort, und es half nichts, daß sein verständiger Freund ihm mit unzähligen Gründen aus einander setzte, nichts sei unsinniger und unbesonnener, als diese Vergaffung in ein hübsches Gesicht. Wer hat der Leidenschaft schon Weisheit mit Erfolg gepredigt?!

Eine volle Stunde ging der lebhafte Advokat mit seinem Verwandten ab und auf, trotz des bösen Wetters; doch alle seine Einwürfe und Vorstellungen wurden entschieden verworfen. »Ich kann nicht,« rief der Assessor wohl zehnmal heftig aus, »und ich will nicht! Ich habe Antonien ewige, unwandelbare Liebe geschworen. Allem Ruhm, allen Planen des Ehrgeizes will ich freudig für sie entsagen. Ich kann nicht leben ohne sie, mein einziger Gedanke ist nur der, irgend ein kleines Amt zu erhalten, das mir Brod giebt. Mag es dürftig sein, wie es will; ich beschwöre Dich, sprich nicht mehr dagegen, es ist vergebens!«

Der Justizrath sah kopfschüttelnd in das brennende Gesicht des jungen Mannes. »Armer Gustav,« sagte er mitleidig, »Du liebst also wirklich so, daß Du die Welt verpufftest eines hübschen Mädchen wegen?«

»Ich liebe, das ist alles, was ich weiß.«

»Es muß ein seltsamer Zustand sein,« fuhr der Justizrath fort; »doch wenn Du willst, durchaus willst, wohlan, ich will Dir helfen. In T. suchen die Bürger

einen Syndicus; ein Wort von mir, und Du hast die Stelle, die fünfhundert Thaler einbringt.

Der Assessor fiel mit einem elektrischen Entzücken in allen Gliedern dem Justizrath um den Hals. »Bester, liebster Vetter, wenn Du das könntest,« rief er, »ich wäre der glücklichste Mensch unter der Sonne.«

»Ich kann es gewiß,« erwiederte dieser mit Überzeugung; »aber, Gustav, wird es Dir nie leid thun?«

»Nie, o, niemals!« rief der Assessor; »wie kannst Du das nur denken!«

»Gut, so wollen wir morgen nach T. fahren. Ich werde Dich vorstellen, und Du wirst gewählt. Nun aber komm. Es ist verdammt kalt und naß; wir wollen die Sache umkehren, uns außen trocken, innerlich naß machen und vergnügt sein.«

Und sie waren vergnügt. Der Assessor lachte und trank und war von dem Glücke seiner Zukunft berauscht, bis in die späte Nacht. Am andern Tage aber stand er zur guten Stunde, in schwarzem Frack, weißer Binde und gelben Handschuhen an der Thür des Hofrathes und Rendanten Täubner, und nach einem minutenlangen Bedenken und Lauschen klopfte er muthig an. Als drinnen eine Stimme antwortete, öffnete er und verbeugte sich ein wenig befangen vor dem großen, dürren Manne, der die Brille von der Nase auf die Stirn geschoben hatte und von seinem Arbeitstische aus die ganze Majestät seines strengen Gesichts zeigte. Es war der Urtypus eines Hofrathes und Cassenbeamten. Ernsthaft und gravitätisch saß er da, mit dem stolzen Bewußtsein seiner Würde und

Wichtigkeit im Staate. Als er den Eintretenden erkannte und inne ward, daß es kein Besuch in Dienstangelegenheiten sei, verschwand die Falte von seiner Stirn und die Kälte von seinem Gesicht. Er stand auf, gab dem jungen Herrn die Hand, führte ihn zum Sopha, bat ihn, Platz zu nehmen, setzte sich dann neben ihn; und indem er ihm sogar eine Prise anbot, sagte er so freundlich er konnte: »Ich bin erstaunlich überrascht, sehr freudig überrascht, mein werther Herr Assessor. Was führt Sie in so ungewohnter Stunde zu mir, oder wie? haben Sie sich etwa in der Thür geirrt und wollten dort hinein, um meiner Familie Ihren werthen Besuch zuzuwenden?«

»Ich wollte zu Ihnen, Herr Hofrath,« erwiederte der Assessor.« — — Der große Mann wurde plötzlich wieder ernsthaft; er witterte einen Supplicanten. »Womit könnte ich dienen?« murmelte er und preßte die Worte zwischen die Zähne.

Der Assessor drehte seinen Hut rund in den Händen um und heftete die Augen auf den schwarzen Bandsaum. Plötzlich aber schlug er sie auf und sagte: »Erlauben Sie mir, kurz und bestimmt zu sein. Seit einem Jahre habe ich die Ehre, Ihr Haus zu betreten. Dies gab mir Gelegenheit, Ihre Fräulein Tochter kennen und verehren zu lernen. Ich liebe sie, Antonie erwiedert meine Neigung; es fehlt zu unserm Glücke nur Ihre Einwilligung. Diese zu erbitten, bin ich gekommen, und wenn ich hoffen dürfte . . . wenn Ihre Achtung . . . wenn mein Charakter . . . meine Liebe . . .«

Der alte Herr rückte unruhig auf dem Sopha hin

und her. Sein faltenreiches Gesicht wurde mit jedem Wort finsterer; bei der Liebe unterbrach er ihn. »Alles recht schön,« sagte er, indem er die Brille abnahm und in seine Hand drückte, »ich fühle mich unendlich geehrt, und meine Tochter würde ohne Zweifel kein besseres Loos sich wünschen können, aber . . .«

»Sie werden unser Lebensglück nicht stören wollen!« rief der Assessor und seine Lippen zitterten, wie die Hand, welche er nach dem strengen Vater ausstreckte.

»Aber,« fuhr der Hofrath in demselben bedächtigen Geschäftstone fort, »ich kann dennoch mein unmaßgebliches Bedenken nicht unterdrücken. Eine Heirath aus Liebe in jungen Jahren scheint allerdings ein sehr verlockendes Glück. Die Liebe läßt Alles im besten Lichte sehen; allein es ist damit wie mit einem falschen Kassenschein. Man glaubt sich schon im Besitz einer Geldsumme zu befinden, betrachtet man es jedoch genau, so steht ein Buchstabe, eine Zahl darin falsch, und die ganze Herrlichkeit ist nichts werth.«

»Und dieser falsche Buchstabe?«

»Das ist die Hauptsache!« rief der alte Herr, »daran knüpft sich Alles. Wenn Liebe Liebe sein und bleiben soll, so ist es nöthig — nichts für ungut, Herr Assessor, — daß sie nicht hungert und nicht friert! Ganz offenherzig, ich habe nichts gegen Ihren Antrag, ich ehre und achte Sie; aber wer eine Frau nimmt, muß denken, er stürzt sich in ein Meer von Sorgen und Nöthen, muß denken, daß sich Wehe auf Ehe reimt, wie unsere Väter schon sagten; muß denken, daß es nicht genug ist, zu lieben

und zu heirathen, sondern daß man auch Mittel haben muß, Frau und Kind zu nähren. Und haben Sie das? können Sie das, bedachten Sie das? Ich kann Antonien nichts geben, als meinen Segen und eine dürftige Ausstattung; Sie, so viel ich weiß, besitzen kein Vermögen, Sie sind Assessor« — er sah ihn mit einem gewissen mitleidigen Blicke an — »allerdings mit Aussicht, weiter zu steigen, bis zu den höchsten Staatsstellen; aber leider — es dauert zu lange jetzt, schlechte Aussichten? Es giebt gar zu Viele von der Sorte,« sagte er versöhnlich lächelnd und seinem Gaste die Hand schüttelnd, »darum dächte ich, wir schlagen es aus dem Kopfe, warten und besinnen uns, legen die Sache ad acta. Was meinen Sie?«

Der junge Verliebte war jedoch dieser Meinung durchaus nicht. »Sie dürfen versichert sein,« erwiederte er hastig, »daß ich Alles wohl bedacht habe. Sie haben vollkommen Recht. Will man Carriere machen, so gehen Jahre hin, ehe man zu Brod und Stellung kommt. Ich habe mich jedoch entschlossen, allen zweifelhaften ehrgeizigen Plänen zu entsagen, um ein bescheidenes, sicheres Glück zu suchen und rasch zum Ziele zu gelangen. Mit diesen Vorsätzen bin ich hergekommen,« fuhr er dann ruhiger fort, »und damit Sie sehen, daß ich wohl überlege, was ich will, erlauben Sie mir, Ihnen mitzutheilen, daß eine Stelle, welche mir Brod giebt, so gut wie mein ist. In T. ist das Syndicat zu besetzen. Mein Vetter, der Justiz-Commissar, hat alle Schritte zu meiner Wahl gethan; ich habe nur nöthig, mich dort vorzustellen. Das soll morgen geschehen, dann bin ich im Amt, habe fünfhun-

dert Thaler ohne Accidenzien, und Alles in Allem läßt sich wohl eine Frau damit ernähren, die so bescheidene Ansprüche macht, wie Antonie.«

Der Hofrath hatte aufmerksam zugehört. Er besaß drei Töchter, die alle hübsch heranwuchsen und Freier begehrten. Er überlegte und rechnete. Einen Syndicus zum Schwiegersohn, fünfhundert Thaler jährlich, es waren freilich keine sonderlichen Aussichten. Aber er konnte ja einmal Stadtrichter oder gar Bürgermeister werden und es immer doch noch zu einigen Titulaturen und Thalern bringen. »Ich bin Ihren Wünschen gewiß nicht entgegen, lieber junger Freund,« sagte er nach einer Pause. »Wenn Ihre Aussichten auch bescheiden sind, so genügen sie mir doch, und wenn Antonie — halt, halt!« rief er lachend und wehrte den feurigen Dank ab, »erst müssen wir ganz im Reinen sein, ich gebe meine Zustimmung nicht eher, als bis wir Schwarz auf Weiß von wegen der Stelle haben. — Schwarz auf Weiß!« schrie er, »ja, das ist der beste Liebeskitt. So ein Diplom, ein Patent, eine Anweisung, das zieht die Herzen zusammen und wird mit den süßesten Küssen belohnt.«

»Morgen sollen Sie es haben,« rief der glückliche Assessor, »es waltet dabei nicht der geringste Zweifel.«

Der Hofrath zweifelte auch nicht. Er führte den halb und halb Gesegneten zu seiner Familie, und der Rest des Tages verging unter Glückesträumen der Liebenden, die, Hand in Hand, ungestört ihre Luftschlösser bauten und sich von der übrigen Welt absperren durften, recht nach Braut- und Bräutigamsart.

Am nächsten Morgen holte der Justiz-Commissar seinen Vetter zu Wagen ab, und beide fuhren nach T. Der Advocat war einer jener lustigen, immer lachenden Gesellen, welche die Welt mit ihren Sorgen und Plagen an sich hingehen lassen, ohne viel danach zu fragen. Die Quintessenz seines Daseins war ein guter Tisch, ein noch besserer Trunk und eine Gesellschaft sorgloser Freunde von gleichem Schlage. Übrigens hatte er Herz und Kopf auf der rechten Stelle, und wenn er wollte, Witz und Scharfsinn genug, um seine Lust zum Spott tüchtig damit zu unterstützen.

Es war eine fröhliche Reise, obwohl es eine kalte Herbstnacht war, die eben hereinbrach, als die Thürme der Stadt vor ihnen aufstiegen. Der lustige Vetter hatte tausend Dinge zu bespötteln und zu erzählen. Er sprach, rauchte, trank, lachte und sang ohne Aufhören. Er war das echte Modell eines Junggesellen von vierzig Jahren, der über Liebe nur spöttisch mit den Augen zwickt, Sarkasmen hervorsprudelt, die Weiber zwar nicht verachtet, aber um so mehr die Ehe. Der sein rundes, rothes Gesicht als die Folge seiner Enthaltsamkeit bewundert und seine Wohlbeleibtheit als das glückliche Ergebniß seiner Freiheit und Unabhängigkeit hoch leben läßt. Es läßt sich denken, daß der Assessor, dem er herzlich zugethan war, nichts desto weniger viel von seinen Spöttereien zu leiden hatte, obgleich er es selbst war, der jenem die Mittel verschaffte, so bald als möglich zur Fahne Hymen's zu schwören.

Als er dem Thore nahe war, hielt er den Wagen

plötzlich an und klopfte seine Cigarre ab, indem er nachdenkend mit der Peitsche auf die Stadt wies. »Es ist doch sonderbar,« rief er aus, »daß eines Menschen Schicksal mit ein paar Schritten weiter, auf immer entschieden werden kann. Ja, wenn ich Dich ansehe, und Alles recht bedenke, möchte ich Thränen weinen oder wenigstens meine Gäule links um machen lassen, um über Hals und Kopf zurückzujagen.«

»Dort,« sagte der Assessor, »dort liegt mein wahrer Lebenshafen.«

»In dem abscheulichen Neste,« schrie der Justizrath, »wo Du verkümmern und untergehen wirst, wenn nicht am Leibe, doch an der Seele! Mensch,« sagte er, und legte seine große Hand auf die Schultern seines Verwandten, den er derb schüttelte, »hast Du auch Alles bedacht, Alles überlegt, und willst mit offenen Augen in Dein Unglück rennen? Bist Du reif zum wahren Philister, zum echten Spießbürgerleben? Fühlst Du den unbezwinglichen Trieb, nichts zu sein als der Mann einer Frau, der, wenn sie schmollt und die lieben Kinder schreien, in den Gesellschaftsgarten geht, in die Harmonie, um schlechtes Bier zu trinken, Kegel zu schieben und einfältiges Zeug zu schwatzen? Kannst Du auch vergessen, auf immer und ewig vergessen, was Dein Ehrgeiz Dir einst in unruhigen Träumen vorgespiegelt hat? Du wirst ein armes stilles Leben führen; Deine Wünsche sind abgethan, Deine Zukunft reicht nicht viel weiter, als diese Lehmhütten und Wiesen; Deine Gebeine werden unter den falben Pappeln ruhen, welche dort über das schwarze Gegitter ragen, und Du mein

liebenswürdiger, lebhafter Vetter, Du, der bestimmt schien, bei Muth und Ausdauer, Gott weiß, welche Stufenleiter des Glücks zu erklimmen, Du wirst nicht einmal den Trost haben, daß man auf Deinen Leichenstein setzt: Er wurde Syndicus und starb als Stadtrichter. Weil er ein Weib liebte, vergaß er die Welt und seinen Beruf darin.«

Der Assessor lachte, aber doch brannte manches Wort des guten Vetters wie Feuer in seiner Seele. »Du weißt nicht, was es heißt: lieben!« sagte er darauf. »Soll ich eitel Lug und Trug, leeren Phantomen nachjagen und dafür ein Wesen aus meinem Herzen reißen, ohne welches mir alles Glück gleichgültig wäre? Du bist ein kalter, verstockter Egoist, der nur in seinen Lüsten den Reiz des Lebens findet. Dir mag, was ich thue, ein schweres Opfer scheinen, für mich ist es keines. Übrigens aber kommen alle Deine gute Lehren zu spät, darum fahre weiter, es wird kalte Nacht.

Der Justizrath nickte bedauerlich seinem verstockten Freunde zu, dann hieb er auf die Pferde. »So lauf denn in Dein Unheil, Patron!« schrie er: »mit keinem Narren in der Welt ist schwieriger auszukommen, als mit dem verliebten. Du thust mir auch nicht einmal mehr leid,« fuhr er dann fort: »was man verschuldet, muß man tragen, was das Herz gesündigt, hat Mancher schon bis zum Tode gebüßt! Und so gehe denn auch Du mit Deinem Kreuze und seufze nicht darunter, wenigstens nicht öffentlich, denn alle Welt würde Dich auslachen, und ich am meisten. Du hast es gewollt, nun hast Du es!

Der Assessor wickelte sich fester in seinen Mantel,

sein Vetter aber fuhr ohne Zögern in die Stadt und hielt vor dem besten Gasthause an. Man kannte ihn hier; bald waren die beiden Reisenden behaglich eingerichtet, aber beide waren unmuthig angeregt. Der Assessor starrte finster vor sich hin, der Justizrath aber pfiff ein Liedchen, setzte dann seinen Hut auf und ging hastig im Zimmer auf und nieder. Es that ihm leid, einen Freund beleidigt zu haben, und doch wollte er nicht ein Geständniß machen, daß er Unrecht gethan. Nach einem Weilchen hielt er es nicht mehr aus; er ging, um, wie er sagte, ein paar nöthige Geschäftsgänge heute noch abzumachen, und versprach, in einer Stunde zurück zu sein.

Als der Assessor allein war, bestand er einen angsthaften Kampf mit sich selbst. Er drückte die Hände in beide Augen, murmelte heftige Worte vor sich hin und stierte dann wieder in die lange verkohlte Schuppe des Lichtes. Die Worte des Vetters hallten immer von Neuem in ihm wieder und erweckten einen Trübsinn, der sich nicht bewältigen lassen wollte. Fern von der Geliebten, kam ihm Manches in ganz anderem Lichte vor. Nicht seine Liebe schien ihm verändert, aber er fragte sich, ob die Mittel zum Zwecke nicht auch anders sein könnten, ob er nicht wirklich hier moralischen Tod erleiden werde. Er dachte an alle Hoffnungen und Träume, die er gewaltsam zerrissen hatte und nun standen sie in ihren Sterbekleidern vor ihm und ängstigten ihn als Gespenster.

Endlich trat er ans Fenster und sah auf die todte Straße hinab. Bang und immer bänger trat ihm der Gedanke

an, hier leben und — wie der Justizrath spottend gesagt hatte — sterben zu müssen. Er konnte es nicht mehr aushalten, drüben nach dem Bäckerladen zu sehen, wo eine trübselige Lampe drei oder vier kleine Brödchen beschien, die Niemand abholen wollte. So nahm er denn auch seinen Hut und schlich leise zum Hause hinaus durch die stillen Gassen, sah die Häuser an, stand an den Spalten der Fensterläden still, durch welche, da und dort, ein Lichtstrahl brach, und beschaute sich das Stillleben innen, die nüchterne Häuslichkeit, an den Tisch gesetzt, um mit den Gaben, die Gott bescheert hatte, satt gemacht zu werden. Die Genügsamkeit und Einförmigkeit dieses von der Welt abgetrennten Familienglücks fröstelte ihn eiskalt an; ein Gefühl trostloser Langenweile rieselte durch Herz und Adern. Er ließ den Kopf seufzend tief auf die Brust sinken und hob ihn erst wieder auf, als er in seiner Nähe helles Licht durch helle Scheiben fallen sah und laute Stimmen hörte. Da stand mit goldenen Buchstaben groß geschrieben: Wein- und Kaffeehaus; der ehrenwerthe Namen des Wirthes darunter. Ah! rief der Assessor, und neuer Muth floß in sein Herz, giebt es Wein- und Kaffeehäuser hier, so steht es besser, als ich dachte. Überhaupt aber, was soll das Grübeln und Bedenken? Der nichtsnutzige Spott des Vetters kann mich nicht anfechten; meine Entschlüsse stehen fest!

Mit diesen Gedanken trat er in die kleine Wirthsstube, aus der die gemischten Gerüche von allerlei Speisen und Getränken ihm entgegen wehten, eingewickelt in Wolken von Tabacksdampf, aus welchen die plumpen Gestal-

ten drei oder vier ehrsamer Bürger, wie Ossianische Götter aus Nebeln schauten.

Sie saßen und tranken und schienen zu dem wohlhabenden Theile der Bevölkerung zu gehören; besonders der Eine, ein stattlicher, dickleibiger Herr mit rothem, hochmüthigem Gesichte, von dem jeder Zoll es deutlich aussprach: Habt Respect, ich bin der Mann, der mehr Geld hat als ihr alle! Dieser plebejische Dünkel, der so häufig in der reichgewordenen Handwerksklasse zu finden ist, trat dem Assessor widerwillig entgegen. Er wendete schnell den Blick von der Gesellschaft ab, setzte sich an einen Seitentisch, forderte Punsch und bemerkte es gar nicht, daß seine Nichtbeachtung der anwesenden Honoratioren sofort eine Art Verschwörung gegen ihn zu Stande gebracht hatte.

Der dicke Herr betrachtete ihn mit Hohn und Zorn. Er blinzelte unaufhörlich nach dem fabelhaften Menschen, der die Frechheit hatte, ihn nicht zu grüßen und den Hut erst abzunehmen, als er längst an dem Tische saß. Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück, steckte die Hand in die Tasche, klimperte mit Geld, warf dann den Kopf stolz hintenüber und blies den Rauch seiner Pfeife weit von sich, wobei er mit den Achseln zuckte und hell auflachte, als einer seiner Gefährten ihm etwas zuflüsterte. Nach und nach entspann sich ein Gespräch, das immer lauter wurde, je weniger der Gegenstand desselben sich daran kehrte; denn der Assessor stützte den Kopf in die Hand und starrte auf ein altes Zeitungsblatt, das auf dem Tische lag, wobei er an etwas ganz Anderes dachte. Erst

nach einer Weile, als das Lachen um ihn nicht aufhörte, sah er die Gäste einen Augenblick an. Alle grinsten zu ihm herüber; der dicke Herr betrachtete ihn mit dem Ausdrucke äußerster Verachtung und musterte ihn vom Wirbel bis zur Zehe.

Mit einer ärgerlichen Empfindung wandte der reizbare junge Mann sich ab und fiel in seine vorige Stellung, aber er konnte nicht umhin, von nun an auf das Gespräch zu hören.

»Man hat jetzt eine neue Erfindung gemacht« schrie ein kleiner Kerl mit einer krähenden Stimme. »Die alte Mühle ist wieder entdeckt worden, auf der die Grobheit abgeschliffen wird.«

»Da wüßte ich gleich Einen, den wir hinschicken könnten,« fiel der dicke Herr ein, und deutete mit der Posenspitze seiner Thonpfeife über die Achsel auf den Assessor. Ein brüllendes Gelächter belohnte ihn: Der reiche Mann behielt seine Würde und nickte seinen Gefährten zu, fortzufahren. Schaden könnte es nicht, rief der Dritte, der ganz heiser war.

»Ich glaube, sie bekämen da ein gutes Probestück,« krähte der Kleine.

»Wenn man seinen Mitmenschen nutzen will,« sagte der dicke Herr, »muß man keine Mühe scheuen. Gern wollte ich selbst dabei helfen.«

»Sie! Sie« riefen die Anderen und lachten wie toll.

»Es ist erstaunlich! machen Sie nicht solche Witze, bei denen man umkommen muß vor Lachen,« schrie der Kleine, wie er sich erholt hatte.

»Ich setze jetzt meinen Hut auf,« fing der Heisere an. »Es ist Mode.«

»Wissen Sie, Stieglitz, warum das jetzt Mode ist?« fragte der dicke Herr mit Würde.

»Nein; warum denn?«

»Weil die armen Schlucker in der Residenz allerlei Raupen im Kopfe haben, die sie nicht herauslassen wollen.«

»Ich platze! ich platze!« schrie der Kleine, indem er fast von seinem Sitze fiel, und Alle hielten sich die Seiten und fingen immer wieder an herzerschütternder zu lachen, je mehr sie den Assessor ansahen.

»Hier ist das aber nicht Mode,« fuhr der dicke Herr fort, als sich der Sturm einigermaßen gelegt hatte; »es kann selbst zuweilen schlagende Folgen haben.« Dabei machte er mit der Hand gegen den Fremden eine sehr bezeichnende Bewegung, gerade, als dieser den Kopf wieder aufhob und ihn ansah.

Eine schnelle Röthe lief über das Gesicht des jungen Mannes. Plötzlich setzte er den Hut auf und trat dicht vor den dicken Herrn, zufällig vielleicht sogar auf dessen Füße; denn mit einem zornigen Schrei stieß dieser den Stuhl zurück, sprang auf, so schnell er konnte, und schrie: »Was ist denn das für ein Benehmen von Ihnen, Herr? Was wollen Sie, Herr? Wissen Sie, Herr, mit wem Sie es zu thun haben?«

»Danach verlangt mich durchaus nicht,« erwiederte der Assessor; »jedenfalls aber mit einem pöbelhaften dummen Menschen.«

Der dicke Herr hielt den Mund vor Entsetzen offen.

»Er ist verrückt,« sagte er, »oder . . . oder . . . es ist unerhört.«

»Er ist verrückt!« schrieen die Anderen. Es ist unerhört!«

»Sie haben sich unterstanden, zu behaupten, daß Sie mir den Hut abschlagen wollen,« fuhr der Assessor während des Geschreies fort. »Wohlan denn, schlagen Sie, wenn Sie Muth haben. Schlagen Sie!«

Der dicke Herr machte eine Bewegung, von der man nicht wußte, wollte er wirklich ausführen, was er behauptet, oder sollte es eine abwehrende Demonstration sein. Ehe er seine Absichten aber entwickeln konnte, gab es einen lauten Schall in der Stube, und noch einen, offenbar eine Folge der zweifachen blitzschnellen Berührung des dicken rothen Gesichts mit der Hand des Assessors. Der dicke Herr sank in den Stuhl zurück, der ganze Körper hatte das Gleichgewicht verloren und stürzte zu Boden. Die Freunde eilten schimpfend, Hülfe wie Rache fordernd herbei; der Wirth aber, der offenbar mit einem Gefühl gesättigter Schadenfreude den ganzen Handel im Hintergrunde mit angesehen hatte, faßte den Assessor an den Arm, öffnete die Thür und drängte ihn hinaus und sagte lachend und leise: »Nun, junger Herr, machen Sie, daß Sie fortkommen. Der Spaß ist zehn Thaler werth; o je! der ist nicht zu bezahlen, aber fort mit Ihnen!« und dann schrie er ein paar laute, heftige Redensarten über Störung des Hausfriedens hinterher und warf die Thür heftig zu.

Nach ruhiger Überlegung schämte sich der Assessor

ein wenig seiner Heftigkeit und gestand sich ein, unvorsichtig gehandelt zu haben; aber er war doch auch erfreut über den Ausgang, und verließ lachend den Kampfplatz mit dem Vorsatze, daß für's Erste Niemand von den Handel etwas erfahren solle.

So kam er denn ganz fröhlich gestimmt im Gasthofe an und fand den Justizrath, der ihn schon am wohlbesetzten Tische erwartete, eben so heiter gelaunt und bereit, allen Hader vergessen zu machen.

»Du hast also Dein künftiges Paradies in Augenschein genommen,« begann er, »wo es Dir vielleicht besser gefallen hat, als bei Tage, wozu Du noch Zeit genug haben wirst . . . Deine Sachen stehen gut. Ich habe mit dem einflußreichsten Manne am Orte gesprochen, der Alles entschieden hat. Er hat mir mit Hand und Mund gelobt, Dir zu helfen; so ist es denn so gut, als wärest Du schon der Herr Syndicus dieser würdigen, romantisch gelegenen Stadt. Morgen machen wir unsern Besuch, er hat uns zum Frühstück eingeladen; Abends nimmst Du deine Anstellung mit nach Hause. Kein Wort mehr, Vetter. Jeder sehe, wie er's treibe. Du hast, was Du willst, übrigens bist Du und bleibst Du mein Herzensfreund; und nun laß uns ein Glas auf Dein wahrhaftes Glück und eine frohe Zukunft leeren. Julie,« rief er der niedlichen Kellnerin zu, »eine frische Flasche, mein Kind, vom Besten für den Herrn Syndicus.«

Bald waren sie beide in der besten Laune; Scherz folgte auf Scherz, und wie es der Abend gelassen, begann der Morgen wieder, bis sie ausstaffirt in bester

Weise sich auf den Weg zu dem wohlgesinnten Gönner machten, dessen Küche und Keller der Justizrath nachdrücklich pries.

Bald standen sie an einem stattlichen Hause. Ein flinkes Mädchen öffnete die Thür vor ihnen und endlich das Staatszimmer, in welchem der Hausherr zu finden sein sollte.

Der Justizrath drang in seiner Weise hinein. »Wo ist er?« schrie er. »Wo ist mein wackerer, hochverehrter Freund? Ah da! Mein würdiger Herr, hier bringe ich unsern Candidaten, der sich Ihrer dauernden Gewogenheit zu empfehlen wissen wird.«

Der würdige Herr kam mit freundlichem Lächeln und ausgestreckten Armen näher; plötzlich aber blieb er stehen. Sein rothes Gesicht wurde blau und dunkel vor Zorn und Entsetzen, dann trat er zurück und schrie mit großer Heftigkeit: »Er hat sich schon empfohlen, nachdrücklich empfohlen; aber Hab und Gut will ich verlieren, Herr, ehe Sie die Stelle bekommen, Herr, das schwöre ich Ihnen! Ich habe nichts, gar nichts mit Ihnen zu schaffen!« — So lief er hinaus und warf die Thür ins Schloß, daß das Zimmer dröhnte.

Der Assessor stand bleich und starr vor seinem Verwandten, der ein ganz unbegreifliches Gesicht machte, mit dem Finger nach seiner Stirn tippte und leise sagte: »Der alte Mensch ist augenscheinlich so eben verrückt geworden; ich hoffe, er wird wieder vernünftig werden.«

»Gieb Dir keine Mühe,« erwiederte der Assessor, so gefaßt als möglich, »dies Vorurtheil gegen mich ist zu

fest eingeprägt.« — Mit wenigen Worten erzählte er den Vorgang, nach dessen Anhören der Justizrath ohne ein Wort seines Vetters Arm ergriff, ihn auf die Straße führend, wo er plötzlich in ein anhaltendes Gelächter ausbrach, während Verzweiflung, Schaam und Wuth den Angstschweiß auf die Stirn des Assessors trieb.

»Da ist freilich nichts mehr zu machen,« rief der Justizrath. »Gott will es nicht haben! Lob sei Dir in der Höhe, Herr! Wir können aber wirklich nichts Besseres thun, als so schnell wie möglich nach Hause zu fahren.

Das thaten sie denn auch; doch in welchem Seelenzustande gelangte der arme Vetter in sein stilles Zimmerchen! Er konnte das Licht sehen, das seiner harrenden, glücklichen Braut leuchtete, und starrte trostlos darauf hin, bis es erlosch. Es giebt keine Qualen der Hoffnungslosigkeit und des Liebesgrams, die ihn nicht in dieser dunkeln und einsamen Nacht anfielen und sein Herz zerfleischten; kein Unglück, das mit dem seinen ihm vergleichbar dünkte. Er blätterte das Buch seiner Zukunft durch, und jedes Blatt schien ein neues furchtbares Bild zu tragen. Schmerz, Spott, Schande leuchteten ihm überall entgegen und verwirrten sein Denken bis zur Vernichtung. Er sollte die aufgeben und verlieren, um derentwillen ihm das Leben allein Reiz zu haben schien. Trennung war unvermeidlich, sie mußte erfolgen, und doch glaubte er sie nicht ertragen zu können. Nach und nach aber sänftigte sich sein Sturm durch das Erwachen eben jenes Muthes, der kräftigen Naturen im Kampfe mit widerwärtigem Geschick immer zu Hülfe kommt. Sein Stolz

und sein männlicher Sinn erwachten zur That. Entschlüsse durchblitzten seine Seele; eine trotzige Energie strömte von belebenden Gedanken und Vorsätzen aus. Neue Bahnen zu betreten, dem Schicksal die Stirn zu bieten, nicht zu wanken, nicht zu weichen, dazu fand ihn der Morgen bereit, und gefaßten Sinnes ging er endlich dem Hause zu, wo seine Zukunft entschieden werden sollte.

Als er näher kam, öffnete Antonie das Fenster. Glück lag auf ihren lächelnden Lippen, es strömte aus ihren zärtlichen und funkelnden Augen auf ihn nieder. Sie ließ ihr Taschentuch ihm verstohlen entgegen wehen, die Liebesflagge, welche das gescheiterte Schiff vergebens begrüßte. In ihren heiligen schönen Empfindungen bemerkte sie seinen kummervollen Dank nicht. Sie sprang ihm entgegen, riß die Thür vom Zimmer ihres Vaters auf und rief mit freudeberauschter, zitternder Stimme: Da ist er! Und nun ist Alles gut; nicht wahr, lieber theurer Vater, nun ist Alles gut?!

Der liebe Vater, dessen Hand sie festhielt, kam dem Assessor entgegen, und er war ein praktischer Mann, der auf den ersten Blick erkannte, daß nicht Alles gut sei. Seine grauen Augen zogen sich unter den Wimpern zusammen; sein Ernst wurde zum Hohn, und seine Stimme klang abschreckend scharf, als er ausrief: Was habe ich gesagt? Es ist nicht so leicht, Brod zu finden? Das habe ich gesagt.

Der Assessor wandte sich von ihm zu Antonie, die plötzlich, wie eine Todte, die großen offenen Augen auf ihn richtete, in welchen Thränen hingen, die darin erstarr-

ten und nicht weiter fließen wollten. Höre mich an, sagte er und faßte ihre beiden Hände. Ein seltsamer Zufall, ein Ungefähr, eine Laune des Schicksals, so lächerlich, daß ich es nicht wieder sagen mag, hat mich um alle meine Hoffnungen gebracht. Aber er hat mich nicht vernichtet, sondern mir neuen Muth gegeben, nach Höherem zu ringen. »Willst Du an mich glauben, mir vertrauen? willst Du mich treu lieben, bis die rechte Stunde kommt, so soll nichts uns trennen. Willst Du?«

»Ich will, sagte sie leise und zitternd, aber — o Gott!«

»Ich muß sehr bitten, fiel der Vater zornig ein, keine Komödie aufzuführen, die nur Unglück stiften kann. Sie sehen wohl, daß hier nur ein Weg möglich ist.

»Der von Ihnen zu scheiden,« rief der junge Mann, mit fester Stimme, »ich bin bereit dazu. Ich verlange keine Versprechungen, Antonie. Kannst Du mich vergessen; kann eines andern Mannes Herz und Hand Dich beglücken, so sei gesegnet, ich klage nicht. So lange dies nicht der Fall ist, halte ich mich für gebunden. Lebe wohl, ich komme gewiß zurück, auf diese Stelle zurück. Ich komme!« sagte er und ließ ihre Hand los.

Er ging, und Niemand hielt ihn auf. In den nächsten Tagen verließ er die Stadt, besuchte einen Verwandten in der Nähe und betrieb seine Versetzung in eine entfernte Provinz, die schnell erfolgte.

Drei Jahre gingen hin, und während dieser langen Zeit wurden wenige Briefe zwischen den Liebenden heimlich empfangen und erwiedert, als einziges Zeichen fortbeste-

hender Liebe. Im letzten Jahre war Alles still geworden, denn der Vater hatte doch etwas von der Correspondenz entdeckt und, da inzwischen ein anderer, nicht unannehmbarer Freier sich gemeldet, bei seinem höchsten Zorne jede Fortsetzung der albernen Schreiberei, wie er sagte, verboten.

Da geschah es eines Tages, daß an die Thür des Hofrathes geklopft wurde, eben als Antonie im Zimmer war. Der alte Herr richtete sich auf, schob die Brille über die Stirne und ließ von dem Sermon ab, den er seiner Tochter hielt, welche demüthig, aber in entschiedenen Ausdrücken erklärt hatte, sie werde alle Bewerbungen zurückweisen. Im nächsten Augenblicke that sie einen jähen Schrei und schlang beide Arme um den Eintretenden, der sie festhielt und küßte und wieder küßte, bis der Vater sich störend einmischte.

»Hier stehe ich auf derselben Stelle,« sagte der Assessor, »um zu halten, was ich versprochen. Damals konnte ich Ihnen kein Zeugniß bringen, wie ich es gelobt, das mir Ihren Segen erworben hätte; jetzt aber kann ich es. Nehmen Sie, lesen Sie?« — Er reichte ihm sein Patent als Regierungsrath.

Es versteht sich, daß die Hochzeit bald gefeiert wurde, und am Abend schlang der Justizrath seine Arme um das junge Paar und rief in lustiger Laune: »Was habe ich Dir gesagt, Du glücklicher Mensch?! Zum Syndicus in dem Neste warst Du zu schlecht; aber Regierungsrath, Geheimerrath, Präsident zu werden, dazu bist Du gut genug und aus dem rechten Holze. Gott sei ewig gedankt für die Ohrfeigen, die Du dem Kerl gegeben hast, sie

haben Dir auf den Weg zum Glück geholfen. In zehn Jahren bist Du Präsident!

Und zehn Jahre später war der Regierungsrath Präsident.

Druck von C. F. Kius in Hannover.